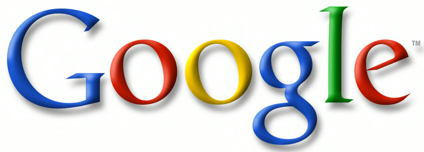



Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

Im Dienste der Wahrheit.

Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft.

Von

Prof. Dr. Ludwig Büchner,

Verfasser von „Kraft und Stoff“ u. s. w.

Mit Biographie des Verfassers von Prof. Alex Büchner und einem Handschrift-Facsimile.



Gießen 1900.

Verlag von Emil Roth

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg.

[redacted]

Kraft und Stoff.

Empirisch-naturphilosophische Studien.

In allgemein verständlicher Darstellung

von

Dr. Louis Büchner

~~Docent aus Darmstadt~~, ~~Privatdocent~~

~~in Tübingen~~

Privatdocent in Tübingen.

Facsimile des ersten Entwurfs zum Titel und des Anfangs des Vorworts zu „Kraft und Stoff“.

Vorwort

Now what I want, is – facts

Boz.

Die folgenden Blätter machen keinen Anspruch darauf, ein erschöpfendes Ganzes oder ein System zu sein; es sind Gedanken, wenn auch untereinander mit Notwendigkeit zusammenhängend und sich gegenseitig ergänzend Gedanken und Anschauungen aus dem fast unendlichen Gebiete ein[er] geistig-naturphilosophischen Betrachtungsweise wegen des für einen Einzelnen nur schwer zu beherrschenden Materials, des Umfangs naturwissenschaftlicher Schriften jenes Gebietes eine milde Beurtheilung von Seiten der Fachgenossen für sich in Anspruch nehmen. Wenn die Blätter es wagen dürfen, sich selbst zum Theil, und im Vorliegenden einen Charakter beizulegen, so mag sich derselbe in dem Entschluss ausdrücken, wo der ebenso an-



Vorwort.



Im Auftrage der Familie und des Herrn Verlegers des nachstehenden Buches suche ich als das jüngste überlebende Glied unserer Generation ein Lebensbild meines dahingegangenen Bruders Ludwig aus meiner Erinnerung zu entwerfen. Nur drei Jahre jünger, habe ich meine Kindheit und erste Jugendzeit in steter Gemeinschaft mit ihm verbracht; auch die Universitätsjahre und die späteren Tage des Kämpfens und Ringens waren gemeinschaftlich. Somit werden sich diese Zeilen mehr auf die innere Entwickelung und das Familienleben beziehen, während die äußeren hinreichend bekannten Thatsachen keine besonderen Zwischenfälle bieten und deshalb mehr im Schatten bleiben müssen.

Unser Vater war in unserem Heimatsorte, Darmstadt, ein homo novus d. h. er gehörte keiner der alten eingesessenen Staatsdiener- oder Bürgerfamilien an, welche die Bevölkerung ausmachten. Er war aus Reinheim, einem drei Stunden von Darmstadt östlich am Eingang in den sogenannten Sandstein-Odenwald belegenen Städtchen, und der Sohn eines mit einer zahlreichen Familie gesegneten Kreischirurgen. Den Bewohnern jener Gegend ist seit jeher ein entschiedener Wandertrieb eigen,

und so kam es, daß sich ein älterer Zweig der Büchnerschen Familie schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Holland verzog, deren letzten Abkömmling ich, als ich im Jahre 1849 als politischer Flüchtling in jenem Lande weilte, als stattlichen alten Herrn und Oberst in der holländischen Garde zu sehen Gelegenheit hatte. Es war dies bei meinem ältesten Onkel Wilhelm, welcher gleichfalls schon als junger Mann nach Holland ausgewandert war und sich als Arzt einen großen Namen und ein beträchtliches Vermögen gemacht hatte. Seinem Beispiele folgend, kam unser Vater zu dem in Gouda ansässigen Bruder, trat aber alsbald als Regimentschirurg in die damals unter dem König Louis Napoleon neu organisierte Armee ein. Es war dies kurz vor der Zeit, ehe ein Machtspruch des ersten Kaisers Holland dem großen französischen Staat einverleibte. Die holländischen Truppen wurden daraufhin in die Nähe von Paris verlegt, und der Kaiser ließ dieselben eines Tags in Versailles die Revue passieren. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er unseren Vater. Er redete ihn mit einigen Worten an, wie es seine Gewohnheit bei den Truppen war. „Tu montes bien à cheval; quel age as- tu?“ und fort war er.

Dieses an sich gewöhnliche und unbedeutende Ereignis wurde der Glanzpunkt in dem Leben des jungen Mannes wie der so vieler anderen, welche der Kaiser unter dem Zwang seines persönlichen Zaubers hielt. Noch in späteren Jahren, als unser Vater nach Hause zurückgekehrt war, hörten wir ihn oft mit Vorliebe von jenem Tage in Versailles reden.

Klein, stark und von strammer Haltung wie er war, bildete er sich ein, eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Helden zu besitzen, was ihn nicht verhinderte, ein getreuer Unterthan seines nunmehrigen Landesherrn, des Großherzogs von Hessen, zu sein. Aber das Kaisergespenst spukte in ihm fort. Als der Großherzog eines Abends einen jener damals üblichen Maskenbälle, Redouten genannt, gab, erschien auf demselben eine kurze, verkleidete Gestalt, in der grünen Jägeruniform, welche der Kaiser gewöhnlich trug.

Die Maske erregte großes Aufsehen und wurde vielfach angesprochen, blieb jedoch stumm wie das Grab, gieng mit den Händen auf dem Rücken, gravitätisch in dem Saal auf und ab und, als mit dem Glockenschlag zwölf die Masken fallen mußten, war sie verschwunden. Unser Vater hatte sich bei der hochlöblichen Polizei die unentbehrliche Erlaubnis zu dieser Maskerade ausgewirkt.

Noch viel später war der alte Herr sehr vergnügt, als er vernahm, daß sein jüngster Sohn in französischen Staatsdienst getreten war, und ließ mir einen schönen, neuen Sommeranzug machen, indem er sagte: „Da drüben sollen sie doch auch sehen, daß man hierzu Lande schöne Kleider zu machen und, setzte ich Eitelkeitsnarr hinzu, zu tragen weiß.

Aus der großen Armee entlassen, blieb unser Vater, dank seinen gemachten Ersparnissen, längere Zeit in Paris, um die dortigen Spitäler kennen zu lernen. Außerdem hatte er auf den Feldzügen an jenen lehrreichen Vivisektionen in den Ambulancen teil genommen, welche dem jungen Arzt, wenn auch nicht dem Patienten, in so hohem Grade lehrreich und nützlich sind. Er kehrte hierauf in sein Vaterland zurück, erwarb in Gießen den medizinischen Doktorgrad, und wurde an der großen Irrenheilanstalt Hofheim am Rhein angestellt. Alsbald zog er die Aufmerksamkeit mehrerer höherer Beamten auf sich u. a. des Regierungsrats Reuß, mit dessen schöner Tochter Karoline er sich vermählte. Er wohnte fortan in Darmstadt und blieb dort als ein vielgesuchter Arzt und Mitglied des Medizinalkollegiums, dessen Vorsitzender er mit der Zeit wurde, bis er im Jahre 1862 in hohem Alter verstarb.

Seine Verheiratung mit der Tochter eines hochgestellten Bureaukraten hatte ihn in verwandtschaftliche Beziehung mit den ersten Familien der Stadt gebracht, was ihm für seine Praxis sehr nützlich war, obwohl dieselbe wesentlich auf der Ortsbürgerschaft fußte, deren Herzen ihm sein zugleich leutseliges und bestimmt auftretendes Wesen gewann. Seine Gattin hatte ihm

sieben Kinder geschenkt; der älteste Sohn Georg wurde schon noch ganz jung als Dichter durch das Trauerspiel „Dantons Tod“ berühmt, starb aber frühzeitig als politischer Flüchtling in der Schweiz. Dieses Verhängnis warf einen trüben Schatten auf das bisher so glückliche Familienleben; unsere Mutter war eine schöne, lebenslustige Frau von rheinischem Frohsinn gewesen, und ihre Heiterkeit kehrte erst allmählich wieder zurück. Einer zahlreichen wohlangesehenen Familie in der Residenz angehörig, übte sie gegen Verwandte und Freunde die ausgedehnteste rheinische Gastfreundschaft, sodaß das Haus selten ohne Besucher war, von welchen Letzteren die Kinder natürlich verwöhnt und verzogen wurden. Ludwig, das fünfte Kind, war insbesondere der Liebling seiner Mama und der Damen, wegen seiner Aufgewecktheit und seines schönen blonden Lockenkopfes. Er wurde damals gemalt in einem schwarzen Sammetkleidchen mit weißem Spitzenkragen, auf einem Schaukelpferdchen sitzend, welches Bildchen noch in der Familie vorhanden ist. Zur Zeit seiner Geburt hatten seine Eltern noch auf dem Markte gewohnt, bald aber erwarb der Vater ein geräumiges Haus in der Grafenstraße, so genannt, nicht, weil etwa Grafen dieselbe bewohnten, sondern weil der erste Häuserbesitzer daselbst „Graf“ hieß. An das Haus stieß ein großer Garten, welcher als Weinberg angelegt war und in guten Jahren einen vorzüglichen Traubenmost lieferte. In diesem Hause und Garten verbrachten wir eine höchst glückliche Kindheit, denn dasselbe war der Sammelpunkt der Jugend aus der ganzen Nachbarschaft. Bald aber nahte das Elend des Gymnasialunterrichts mit seinem Sitzen und Schwitzen in engen Stuben, dem endlosen Knollen schriftlicher Aufgaben nud dem Auswendiglernen der Zeitwörter und syntaktischen Regeln in Griechisch und Latein. Zu jener Zeit war das Schulregiment viel strenger als heutzutage, und an Püffen und Knüffen seitens der Lehrer und Mitschüler fehlte es keineswegs. Ludwig war ein gelehriger und fleißiger Schüler und schon früh verriet er sein Interesse an rein litterarischen Gegenständen. Ich besitze noch einen Schiller

als Duodez-Ausgabe in vierzehn Bändchen, worin bei der Scene, in welcher Franz über den vermeintlichen Tod seines Vaters triumphiert, sich von Ludwigs Hand die Bleistiftbemerkung befindet: „Sehr verfehlt!“ Es ist dies eine eigentümliche Reliquie, welche ich auf allen meinen Weltfahrten immer mit mir geführt habe und wohl um keinen Preis hergeben würde.

Die romantischen Tage der Tanzstunde verliefen wie gewöhnlich mit hundert und einer Liebesangelegenheit; damit kam auch die Zeit in welcher die „Pennäler“ das Studentenwesen nachäfften mit Verbindungsabzeichen und wüsten Kneipereien. Ludwig war bei dem allen tonangebend, weil er wegen seiner großen Geistesgaben bei den Kameraden in hoher Achtung stand, wußte sich aber mit weiser Mäßigung von allen Übertreibungen jener studentischen Anflüge zu enthalten. Er bestand ein gutes Maturitätsexamen mit kaum achtzehn Jahren. Da er aber bei der Wahl eines zukünftigen Berufes schwankend war wie immer und der Vater wünschte, seine beiden jüngsten Söhne zu gleicher Zeit auf der hohen Schule zu wissen, so ließ er Ludwig erst noch ein Jahr auf der polytechnischen Schule zu Darmstadt verbringen, um mir zu erlauben dem, um drei bis vier Jahre älteren Bruder auf der Universität nachzukommen. Mittlerweile hatte sich Ludwig zum Studium der Medizin entschlossen, obwohl er lieber Philosophie getrieben hätte. Doch dieses war kein „Brotstudium“ und somit wurde die damals bereits in den letzten Zügen liegende Hegelsche Philosophie aufgegeben.

Aus diesem Anlaß müssen wir hier eines ebenso merkwürdigen wie unglücklichen Mannes erwähnen, welcher damals auf Ludwigs philosophische und schön-wissenschaftliche Richtung eine beträchtliche Einwirkung übte, welche ihn vielleicht der Beschäftigung mit der Naturwissenschaft und ihren Folgen entfremdet haben würde. Es war dies Dr. philos. Georg Zimmermann, der Sohn einer höchst angesehenen Beamtenfamilie und ein Altersgenosse unseres Bruders Georg. Er hatte sich dem Lehrfache gewidmet und wäre ohne Zweifel die Zierde einer unserer Hochschulen geworden.

Aber ein schnödes Mißgeschick wollte, daß er gleichfalls hamlet-artig angehaucht aus Mangel an Entschluß, im Gymnasialunterricht stecken blieb, für welcheu er nicht das nötige persönliche Ansehen hatte. Äußerst gelehrt, intelligent, von den vielseitigsten litterar-historischen Kenntnissen unterstützt, besaß Georg Zimmermann in seinem persönlichen Auftreten nicht die nötige Ruhe und Sicherheit, welche bei dem Lehrer einer ungestümen und oft böswilligen Jugend vorausgesetzt wird. Dabei war er von einer beträchtlichen Kurzsichtigkeit, welche ihm das Handhaben jeder Zucht in seiner Klasse erschwerte. Sein Lehrvortrag mochte noch so gediegen sein, es fehlte demselben die Wärme der inneren Überzeugung, die aus dem Zweifel des Lehrers an dem Entgegenkommen des Schülers entspringt. Die Besseren blieben gleichgültig, die Durchschnittsmenschen ablehnend, die „bösen Buben" dagegen, welche wohl ein Drittel der Klasse bildeten, benutzten den Mangel an Straffheit des Lehrers, zu aller Art Unfug, welcher jedes gedeihliche Aufkommen seines Wirkens verhinderte. So kam es, daß Georg Zimmermann, der seiner gelehrten Leistungen wegen und durch seine gute Verwandtschaft ein wohlangesehener Mann war, nach und nach herunterkam, in die kleineren, mit einem Gymnasium versehenen Städte versetzt wurde und sich schließlich pensionieren lassen mußte, um sich einer armseligen Tagesschriftstellerei und der Theaterkritik in Winkelblättern hinzugeben.

Zur Zeit als derselbe am Darmstädter Gymnasium wirkte, war Ludwig sein Lieblingsschüler, welcher seinerseits den bedeutendsten Einfluß auf ihn gewann. Leider war beiden jene bereits betonte skeptische Zerfahrenheit eigen, welche heute für Shakespeare, morgen für Sophokles, übermorgen für Goethe und Hafis schwärmte und dennoch aus einem bloßen Litteratentum nicht herauskam. So anregend dieser Verkehr des hochstrebenden Schülers mit dem geistvollen Lehrer an sich sein mochte, so wäre es doch für den jungen Mann unheilvoll geworden, wie für so viele geistig hochveranlagte Jünglinge jener Zeit,

welche über die innere Haltlosigkeit der Spät-Hegelianer nicht hinauskamen und in einem eklektischen Hin- und Herfahren zwischen den verschiedenartigsten Tendenzen elend zu Grunde giengen. Nichtsdestoweniger sei hier jener verdienstvolle Mann erwähnt, dem Ludwig durch dessen stets sicheren Geschmack für die spätere Stylvollendung seiner Werke so unendlich viel zu danken hatte. Der Schiffbruch dieses gelehrten Ästhetikers war allzu abschreckend für seine Umgebung.

Ludwig bezog also die Zwangs-Landesuniversität Gießen, aber schon nach einem Jahre kam die alte Vorliebe des Vaters für Frankreich wieder zum Vorschein. Immer darauf bedacht, uns tüchtige Sprachkenntnisse als ein sicheres Rettungsmittel in bewegten Zeiten mitzugeben, schickte er seinen Sohn auf ein Jahr nach Straßburg, wo wir mütterliche Verwandte in der Familie des bekannten Bibelgelehrten und Professors Theodor Reuß hatten. Aber der frühere Flor dieser Universität war unter der prosaischen Herrschaft des Julikönigtums verschwunden und Ludwig kehrte, vielleicht von Heimweh geplagt, bald nach Darmstadt zurück, um im nächsten Jahre gemeinschaftlich mit mir die Universität Gießen aufs neue zu beziehen. Damals war dieses Gießen ein Schmutznest ersten Ranges von kaum siebentausend Einwohnern, mit etwa fünfhundert Studenten, welche, um sich die Zeit zu vertreiben, über die Maßen kneipten und paukten. Das einzige Licht, welches in diese Wüstenei fiel, war das des großen Chemikers Liebig, welcher aus Dankbarkeit gegen den Großherzog von Hessen, der ihn hatte studieren lassen, diese Universität nicht verlassen wollte. Der damals beginnende Weltruf des Erfinders der organischen Chemie zog viele Ausländer wie Franzosen, Engländer, Schweizer und Amerikaner, meist mit guten Wechseln, herbei und gab der kleinen Universität eine Art von kosmopolitischem Anstrich. Wir nannten diese Chemiker gemeinhin „Giftmischer", und bei ihren gefährlichen Experimenten trugen dieselben Glasmasken, was den Meister nicht verhinderte, eines Tags, bei einer Explosion, ein Auge zu verlieren. Wenn ein solcher Unfall vor-

kam, so pflegte er sich kaltblütig herumzudrehen und den ganzen Plunder hinter sich zu werfen, was aber nicht immer mit gleich gutem Erfolg geschah. Aus Furcht vor solchen Vorkommnissen, wollten die Gießener Philister die „Giftmischer" nicht mehr in ihre Häuser aufnehmen, und dieseben bezogen daher abgelegene Quartiere z. B. in einsam stehenden Gartenhäuschen, wo sie ohne Behelligung ihrer Mitmenschen in die Luft fliegen konnten. Wir anderen Studenten, namentlich die Juristen, lebten unbesorgt auf der Kneipe und dem Fechtboden dahin und lernten möglichst wenig, was uns jedoch nicht verhinderte zur rechten Zeit das Fakultätsexamen zu bestehen. Die Mediziner zeigten mehr Eifer für ihre Wissenschaft; nur fehlte ihnen leider das Material und wenn einmal ein „Kadaver" auf die Anatomie gebracht wurde, so rissen sie sich förmlich darum, der eine ein Bein, der andere einen Arm, der Dritte einen sonstigen Körperteil unter sein Seziermesser zu kriegen, um dieselben kunstgerecht zu präparieren. Sie vergaßen darüber zum Mittagstisch zu gehen, und manche sollen sich bei einem improvisierten Butterbrot und Käse eines flüchtig abgewischten Seziermessers bedient haben. Bruder Ludwig war unter den Fleißigsten, vergaß jedoch nicht, sich an den damals auftauchenden Reformbestrebungen vieler ernsthafter Studierenden zu beteiligen, welche den Mißbräuchen des Korpswesens entgegentraten und deshalb spöttischerweise von ihren Gegnern die „Filzmucker" genannt wurden. Ludwig hatte eine große natürliche Rednergabe und wurde bald einer der Vorsteher des neuen Studentenbundes „Alemannia". Leider fiel die ganze Geschichte bald ins Wasser, und die sehr zahlreiche Alemannia spaltete sich mit der Zeit in verschiedene kleinere Bünde, welche sofort mit den schon bestehenden Korps eine verzweifelte Ähnlichkeit annahmen.

So kam das Jahr 1848 herbei und mit demselben die Pariser Februar-Revolution, welche, wie jedermann weiß, ganz Deutschland und insbesondere die Universitäten in Feuer und Flammen setzte. In unserer sonst sehr loyalen Familie hatten

wir jüngeren leider die Tradition des als Demagogen flüchtig gewordenen Bruders Georg. In einem so patriarchalisch optimistisch regierten Staat wie Darm-Hessen galten derartige Dinge für unschuldige und unschädliche Träumereien, wegen welcher jedoch viele junge Leute von Bundeswegen mehrere Jahre lang in Untersuchungshaft gehalten wurden. So schadete auch unseres ältesten Bruders Demagogentum dem Ansehen der mit vielen hohen Staatsdienern verwandten Familie durchaus nicht. Aber uns jungen Leute wurmte die Sache doch, und wir wurden nun nach dem Vorgang der Pariser lauter Republikaner. Ein Freund meines Bruders Georg, namens August Becker, war infolge jener Ereignisse aus der Schweiz in seine Heimatstadt Gießen zurückgekehrt. Mit einem furchtbaren roten Bart und einer Stentorstimme begabt, machte August Becker den Volksredner, welches böse Beispiel wir böse Buben alsbald nachahmten. Auch gab derselbe ein demokratisches Volksblatt heraus, „der jüngste Tag“ genannt, welches bei der ländlichen Bevölkerung großen Anklang fand, weil dieselbe diesen „jüngsten Tag“ mit dem Tag des jüngsten Gerichtes verwechselte. Wir schrieben eifrig in dieses Blatt und hielten auch wohl Reden auf den Volksversammlungen, welche die Wahl von Karl Vogt für das Frankfurter Parlament vorbereiteten. Zum Vorparlament reiste Ludwig natürlich mit August Becker nach Frankfurt, von wo sie Berichte über die Versammlungen einsandten, welche ich „im jüngsten Tag“ abdrucken ließ.

In gleicher Zeit organisierten wir eine mit alten Jagdflinten und Piken bewaffnete Volkswehr, welche in Rotten eingeteilt wurde. Die Rotte unseres Quartiers hieß die „Wallthorrotte“, für welche Bruder Ludwig als Hauptmann gewählt wurde. Er exerzierte uns in Gemäßheit seiner sehr geringen militärischen Kenntnisse höchst unvollkommen ein, und als wir eines Tags an einer Mauer zur Linken hinmarschierten, hieß es plötzlich „linksum Marsch!“ worauf wir die Wand zwar nicht einrannten, aber vor derselben wie die Ochsen am Berge stehen

blieben und in ein nicht enden wollendes Gelächter ausbrachen. Aber was that's? Die Gesinnung war ja damals alles.

In der Haupt- und Residenzstadt wurde unser Thun und Treiben sehr übel vermerkt, und es liefen donnergefaltete Briefe ein, welche uns jedoch sehr kalt ließen. Unterdessen kam die Zeit der Fakultätsprüfungen heran und wir machten beide in geringer Entfernung von einander unsere Doktorexamina im Sommer 48, was den Groll unserer guten Eltern einigermaßen besänftigte. Im September kehrte Ludwig über Frankfurt nach Hause zurück und entging dabei einer großen Gefahr. Er nahm bei seinem Weggang am 18. September nämlich eine alte Jagdflinte mit und kam mit der Post gerade auf der „Zeil" an, als diese Straße von den Österreichischen Truppen besetzt wurde. Er konnte somit als bewaffneter, aufständischer Zuzug standgerichtet werden, was er jedoch glücklich vermied, indem er sich in das Haus unseres Vetters Becker, Pfarrer an der Nikolaikirche, flüchtete, von wo er nächsten Tags unter Zurücklassung seines Mordgewehres in Darmstadt eintraf.

Von nun an begann das Familienleben aufs neue und Ludwig, welcher alsbald ein glänzendes Staatsexamen machte, schickte sich an, nach und nach in die ausgedehnte Praxis des alternden Vaters einzutreten. Er wurde zwar in jenen schlimmen Tagen als ein gefährlicher Umstürzler übel angesehen, jedoch gab sich dies alles mit der Zeit, da er von dem Staat nie etwas verlangte und auch später, als berühmter Mann, von demselben nie etwas erhielt mit Ausnahme eines „Philipps", genannt der Unvermeidliche, gelegentlich seiner Sanitätsthätigkeit im siebziger Krieg.

Seine Charaktereigentümlichkeiten entwickelten sich damals immer deutlicher. Ludwig war wesentlich Gemütsmensch, worin er mehr seiner unendlich gütigen und weichen Mutter nachschlug als dem herberen Vater. Er war eingefleischter Optimist, obwohl Mediziner, welcher Umstand während seines ganzen Lebens fühlbar blieb und ihn in eine Reihe von inneren Schwierigkeiten

und Zögerungen hineindrängte, welche ihn oft sehr unglücklich machten. Den besten Trost unter solchen Umständen fand er natürlich bei dem sogenannten schwachen Geschlecht d. h. denjenigen mitfühlenden Seelen, mit welchen er durch unsere Familienbeziehungen oder durch seine ärztliche Praxis in Beziehung trat. Unter solchen Verhältnissen verliefen die schweren fünfziger Reaktionsjahre, während welcher er zu keinem rechten Bewußtsein seines schriftstellerischen Talentes und Berufes kam. Er wäre vielleicht in der Enge des Lebens in einer kleinen Stadt langsam eingeschlafen, wenn ihn nicht ein äußeres Ereignis aus der darmhessischen Stickluft herausgerissen hätte. Er hatte sich durch Beiträge zu einer gerichtlich medizinischen Zeitschrift einen guten Namen als Fachmann gemacht; außerdem ein vorzügliches Staatsexamen abgelegt, als er eines Tages von der medizinischen Fakultät in Tübingen eine Berufung als Assistenzarzt mit Dozierberechtigung an die dortige Universitätsklinik erhielt. Dies war der richtige Schritt zur Laufbahn als Universitätslehrer. Klein war der Anfang mit freier Wohnung in der Klinik und einem Gehalt von vierhundert Gulden (!!!), aber Ludwig hatte den Fuß im Steigbügel als Universitätslehrer; seine Thätigkeit als Arzt und Dozent wurde überdies alsbald von dem besten Erfolg gekrönt. Aber seine Briefe nach Hause ließen eine beständige Unbefriedigung und Unsicherheit durchblicken und man sah daraus, daß er sich vollständig vereinsamt in jener schwäbischen Mitte fühlte. Aber unsere gute Mutter wußte hier sogleich Rat für ihren Liebling, wobei ich die Zeche zu bezahlen hatte und gern bezahlte. „Der Alex“, sagte sie, „ist ja gerade wieder von einer seiner Weltfahrten nach Hause gekehrt. Wie wär's, wenn er mit Ludwig nach Tübingen gienge?“ Gesagt, gethan. Die alljährliche Naturforscherversammlung sollte dieses Jahr in Tübingen stattfinden. Ludwig hatte sich eine Korrespondenz darüber bei der Augsburger Allgemeinen und dem Württemberger Staatsanzeiger ausgemacht. Ich selbst übernahm die Berliner Nationalzeitung und Vogue la galère! zur „Naturförsterei“.

Es waren schöne acht Tage voll von prächtigen Reden vom Katheder herab und bei den Hoteltafeln; Ausflügen ins Bad Niedernau und nach der alten Reichsstadt Reutlingen mit ihrem durch Uhland berühmten Schloß Achalm, und einem prachtvollen in der Aula abgehaltenen Ball. Hier taute Ludwig auf vor einigen schönen von Stuttgart herübergekommenen Schwäbinnen, mit welchen wir dauernden Verkehr anknüpften. Ich blieb fortan bald in Stuttgart, bald in Tübingen wohnen und erfüllte treulich meine Pflicht als Aufheiterer meines tiefsinnigen Bruders. Wacker unterstützt wurde ich dabei durch einen jungen Frankfurter Gelehrten, den Botaniker de Bary, welcher sich um diese Zeit in Tübingen als Privatdozent habilitierte und seither als Rektor der Straßburger Universität verstorben ist. Derselbe war nicht weniger lebhaft als ich selber und dabei ein großer Spazierläufer. Er hatte ein sehr zierliches Hündchen mit Namen „Pitt", welches uns nebst einem dem Hospital angehörigen Rattenfänger, den die Studenten Ratschreiber getauft hatten, auf unseren Streifereien in der reizenden Umgegend ein steter Gefährte war. Unser bequemer Ludwig, der schon zu seiner späteren Dicke und Rundung hinneigte, fuhr alsdann lieber mit der Post, wobei man sich an den kritischen Punkten, nämlich in den Wirtshäusen „mit kühlen Bieren" wiederzufinden wußte. Einer unserer Lieblingszielpunkte war das sogenannte „Weilheimer Kneiple" mit vorzüglichem Bier halbweg nach Rottenburg gelegen. Dort trafen wir öfter mit dem letzten Nachzügler der Straußschen Schule, Schwegler zusammen, der als außerordentlicher Professor, seiner antireligiösen Schriften wegen, etwas mißliebig war und gern mit uns jungen Leuten umging, bei welchen man seine Worte nicht auf die Wagschale zu legen brauchte. So vergingen zwei höchst gemütliche Jahre, bei welchen sich nur mitunter einiger vorübergehender Geldmangel geltend machte. Mittlerweile hatte ich mich wie meine ältere Schwester Luise als Schriftsteller versucht, und wir erwarteten, daß sich Ludwig als Familienschöngeist

zeigen würde. Allein er blieb verschlossen wie das Grab. Da trat er eines Morgens mit einem dicken Pack Papiere unter dem Arm, in mein Zimmer und eröffnete mir, er habe sich gleichfalls im Papierschwärzen versucht. „Aha", sagte ich, „kommt die Familienkrankheit auch bei Dir zum Ausbruch? Il n'en était que temps! was hast Du denn da für Makulatur unter dem Arm? Ist's ein Zeitroman nach Alexander Dumas und Eugène Sue" oder ein Kot und Blut duftendes Drama nach Viktor Hugos Mache?" Denn etwas Anderes konnte ich bei meinem bis dahin ganz schöngeistig veranlagten Bruder nicht erwarten. „Nein", sagte er, „es sind naturphilosophische Studien" und einen ganz „dogmatischen" Ton annehmend fuhr er fort: derartige Dinge ziehen heute. Das Publikum, entmutigt durch die kürzlichen Niederlagen der nationalen und liberalen Bestrebungen, wendet sich mit Vorliebe den mächtig aufblühenden naturwissenschaftlichen Forschungen zu, in welchen es eine Art von neuem Widerstand gegen die triumphierende Reaktion erblickt; siehe Vogt, Roßmeßler, Moleschott, welche alle gute Verleger finden. Ich bitte Dich nun diese Manuskripte zu lesen und mir zu sagen, ob Du glaubst, daß ich einen Buchhändler dafür kriegen und auf einen, wenn auch geringen Erfolg hoffen kann. „Was ist denn der Titel?" fragte ich dazwischen; „Kraft und Stoff" war die Antwort. „Kraft und Stoff?" rief ich aufspringend! „Der Titel allein ist Gold wert und jeder Verleger nimmt und bezahlt Dir das Buch unbesehen. Schicks nur gleich an den jungen Meidinger nach Frankfurt, der ist der Mann für so was. „Du bist wie immer allzu sanguinisch", versetzte er bedächtig, „lies nur erst einmal und dann sage mir Deine Meinung." „Das will ich gern thun", entgegnete ich, „obwohl ich vorher weiß, welches das Resultat sein wird". Ich schmeiße also meine Englische Litteraturgeschichte auf einen Tag in die Ecke und sehe das Zeug durch. Dies war leicht gethan, da Ludwig eine schöne klare Handschrift ohne viel Zusätze und Verbesserungen schrieb, die er bis an sein Ende unverändert bewahrt hat. Ich

las also „Kraft und Stoff", ohne etwas zu sagen, aber am nächsten Tag ging das Manuskript nach Frankfurt an Meidinger ab, und in derselben Woche kam eine bejahende Antwort, welche ein geringes, aber für unsere damaligen Ansprüche enorm scheinendes Honorar verhieß. Vier Wochen darnach war das Buch erschienen und hatte den durchschlagenden bekannten Erfolg. Ludwig konnte mit Lord Byron sagen: „Ich schlief als gewöhnlicher Mensch ein und wachte als berühmter Mann auf." Wir schweigen von der erbitterten Polemik, welche alsbald erfolgte. Nur soviel sei gesagt, daß die radikale Opposition entschieden Partei dafür nahm, während die politische und kirchliche Reaktion ein Zetergeschrei erhob, als ob die Welt sofort untergehen müsse, wenn alle Welt glaube, daß der Mensch nur aus Essen und Trinken bestehe. Alle psychologischen und physiologischen Theorien, welche seit dem Auftreten des Christentums in der modernen Welt vorherrschend geworden waren, schienen auf den Kopf gestellt, und daß im Altertum die atomistischen und stoisch skeptischen Doktrinen die damalige Welt beherrscht hatten, ohne daß dieselbe darum unterging, schien gänzlich vergessen. Auf Ludwig machte dieser riesige Erfolg nur den Eindruck eines ungeheueren Erstaunens. Er, der Schöngeist von Natur, sah sich gleichsam verirrt auf den Gebieten des Materialismus, die er malgré lui betreten hatte. Angegriffen, mußte er sich wohl verteidigen und die rasch auf einander folgenden Auflagen seines Buches boten ihm die schönsten Gelegenheiten in den dieselben begleitenden Vorreden. Insbesondere war die von uns gemeinschaftlich verfaßte zur dritten Auflage geharnischt wie ein Kreuzfahrer, und fortan begaben sich die Gegner nur mit Vorsicht auf diesen mit stacheligem Dorngestrüpp erfüllten Kriegspfad.

Die nächste Folge machte sich in Tübingen fühlbar. Der hochwohlweise Senat der alten Hochschule steckte seine gelehrten Köpfe zusammen und fand, daß der Verfasser einer solchen Mord- und Brandschrift unmöglich Lehrer der schwäbischen und sonstigen Jugend bleiben könne. Die Berechtigung als

Privatdozent wurde ihm — ein glänzender Beleg für die sogenannte Lehrfreiheit in Deutschland! — somit entzogen; ich selbst gab meine Absicht, mich in Tübingen für moderne Litteraturwissenschaft zu habilitieren auf, und wir kehrten schiffbrüchig ins Vaterhaus zurück. Für Bruder Ludwig wurde von da an der Zwiespalt zwischen dem geborenen Ideologen und dem materialistischen Philosophen immer fühlbarer. Inmitten der großen Erfolge seiner weiteren Schriften klagte er mir oft, seinen Beruf verfehlt zu haben und erklärte, er würde, wenn er es noch einmal zu thun hätte, seine Bücher nicht wieder schreiben. Aber das Unheil war einmal geschehen, und so mußte auf der einmal betretenen Bahn vorangeschritten werden. Zunächst trat Ludwig wieder in die ärztliche Praxis ein, obwohl es ihm widerstrebte, wie er sagte, jeden Nachmittag von zwei bis drei zu Hause bleiben und dem ersten besten Schusterjungen den Puls fühlen zu müssen. Er arbeitete folglich insgeheim in seinen Liebhabereien weiter, und einen schlagenden Beweis dafür giebt sein nur mit den Vornamen „Karl Ludwig" gezeichnetes Buch „Der neue Hamlet", Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten, welches schon früh entstanden war, aber erst 1885 in Zürich bei Schäbelitz erschien. In der Vorrede giebt der Verfasser, natürlich fälschlich, an, der Herausgeber befinde sich schon lange im Besitz der nachfolgenden Papiere aus der Jugendzeit eines verstorbenen Verfassers. Den Namen Hamlet rechtfertigt er durch Anführung der großen Geister aller Nationen, wie: Salomo, Hiob, die Propheten, König Buddah, Homer, Sokrates, Sophokles, Shakespeare, Goethe, Byron, Platen, Heine, Lenau, Puschkin, Beethoven, Schumann, Schopenhauer und Leopardi, welche alle die Poeten des in der universellen Litteratur uralten Weltschmerzes waren. Der Typus, welcher diesen Weltschmerz am vollkommensten repräsentiert, sei Hamlet; und der Verfasser der hier veröffentlichten Papiere komme demselben nahe durch seine innere Zwiespältigkeit und Nichtvollendung seiner doch wohlüberlegten Entschlüsse, an welchen

[redacted]

Hamlet bekanntlich zu Grunde ging. Daß er unter dem Unakbennten, dessen Nachlaß er vorführt, sich selbst versteht, ist klar und offenbar. Wie wenig Ludwig dabei die eigentlich gelehrte litterarhistorische Seite des großen Briten und seiner Werke ins Auge faßte, das erfuhr ich selbst zu meiner unangenehmen Überraschung. Es war damals die Streitfrage aufgetaucht, ob nicht Shakespeare ein falscher Name sei für den eigentlichen Verfasser seiner Dramen, thätig im Auftrage des großen Realphilosophen Baco von Verulam. Ich hatte mich in dieser Streitfrage vernehmen lassen von meinem Lehrstuhl herab und in einem langen Artikel der Revue Britanique, worin ich die Nichtigkeit jener Behauptungen schlagend nachgewiesen zu haben glaubte. Ich war nun sehr begierig, Ludwigs Urteil darüber zu hören. Zu meinem Befremden erklärte derselbe jedoch, dies alles sei nur leeres Gewäsche über eine müßige Streitfrage zwischen zungendreschenden Gelehrten; die Hauptsache sei, daß jene unsterblichen Werke einmal existierten. Dieselben hätten ihren Wert und Schwerpunkt in sich selbst, einerlei ob ein gewisser Shakespeare oder Baco sie verfaßt habe. Dabei bliebs, und bei näherem Überlegen fand ich, daß er recht habe und man z. B. einen geschmackvollen Park bewundern und genießen könne ohne den Namen des Gärtners zu kennen, welcher ihn angelegt habe.

Wenn wir nun auf den Inhalt des neuen Hamlet näher eingehen, so rechtfertigt sich dies dadurch, daß das Buch durch seine Pseudonymität fast unbemerkt vorübergegangen ist, während es, wenn der Verfasser sich genannt hätte, unzweifelhaft einen ungeheuren Erfolg gefunden haben würde. Warum aber verschwieg er seinen Namen? Wahrscheinlich aus Besorgnis, daß seine zahlreichen und erbitterten Gegner mit Wut über ihn hergefallen wären, wenn er sich in einer neuen, der früheren entgegengesetzten Richtung gezeigt hätte; vielleicht war der Grund auch sein gewohnheitsmäßiges Zaudern und Zögern zwischen Entschluß und That, mit einem Wort, seine weltschmerzliche Hamletstimmung, welche ihn zurückhielt.

Was nun den Inhalt des neuen Hamlet angeht, so besteht derselbe zunächst aus etwa sechzig lyrischen Stücken von ungleichem Wert und sehr unterschiedlichen Gegenständen, welche sich mehr durch gedankliche Tiefe als durch dichterischen Schwung aber auch meistens durch eine sehr vollendete und durchgefeilte Form auszeichnen. Von größerer Wichtigkeit sind die dramatischen Versuche, welche offenbar aus der Jugendzeit meines Bruders stammen und auch das übliche Gepräge der Unschlüssigkeit an sich tragen. Es sind drei Trauerspielfragmente: Cromwell, Rosamunde und Andrea Castagno. Schon die Thatsache, daß alle diese Versuche Fragmente blieben, beweist, daß er bei der Abfassung nicht recht mit sich einig war; das Hamletsche Zögern wird auch hier fühlbar. Aber im Einzelnen zeigen diese flüchtigen Skizzen ein hohes dramatisches Talent. Ferner liegen: eine Sterbescene, drei Monologe, die Gedichte: Entschluß, Am Lager eines Schlummernden und Selbstmord vor, welche immer dieselbe Stimmung qualvollen Zweifelns und persönlicher Unbestimmtheit an sich tragen. Man sollte nicht glauben, daß der wissenschaftliche Forscher von soviel selbstbewußter Klarheit eine und dieselbe Person mit dem neuen Hamlet seien. Man könnte die große Frage Sein oder Nichtsein? als Motto auf diese ganze Seite von Ludwigs litterarischer Thätigkeit setzen. Das glänzendste Stück sind die Tagebuchblätter, welche eine Art von Selbstbekenntnis enthalten. Wir geben hier nur eine Probe: „Wir sind wie Hunde in einem Tretrad, die glühenden Eisen des Lebens stacheln uns zu unaufhörlichem Fortrennen in dem ewig sich drehenden und doch unbeweglichen Rade zu rastlosem Fortrennen ohne Ziel, bis wir aus Ermattung tot niedersinken in das selbstgearbeitete Grab."

Endlich sind die Aufsätze Macbeth, Cola di Rienzi, das Leben ein Traum und eine Geschichte von der Liebe offenbar Jugendarbeiten von großem Talent, welche keineswegs den materialistischen Schriftsteller der späteren Jahre verraten. Der Aufsatz über Universitätsreform und aka-

demische *Gerichtsbarkeit* stellt mit großer Klarheit die Mißstände unserer gegenwärtigen Universitätsverhältnisse dar. Den Schluß bildet eine leider unvollendete *Selbstbiographie*, in welcher wir die Erinnerungen unserer Jugend wiedererkennen, wie sich dies aus nachstehender Stelle ergiebt.

„So wurde ich in den Stand gesetzt, in meinem eilften Jahre als hoffnungsvoller Jüngling in das Gymnasium meiner Vaterstadt einzutreten, in welchem ein neuer Gesichtskreis für mich aufging. Das rege geistige Leben, das mich umgab, munterte mich selbst zu angestrengter Thätigkeit auf, indem der allgemeine Strom den Menschen mit sich fortreißt, und vierzehn Tage giengen in der Regel schnell und fröhlich vorüber, bis der schreckliche Tag anbrach, wo das Sittenbuch von dem gestrengen Herrn Vater unterschrieben werden mußte. War jedoch diese Klippe glücklich umschifft, so gab sich der Knabe seiner munteren Laune wieder hin, ohne den Ernst des Lebens zu fühlen. Diesen Ernst sollte ich indessen bald in schrecklicher Weise kennen lernen, als die Theilnahme meines Bruders Georg an den politischen Umtrieben jener Zeit Kummer und Sorgen in die Familie brachte. Wie oft saß da der Vater zürnend und scheltend am Tische, während die Mutter weinend neben ihm stand oder saß, und wir Kinder, die wir von allem nichts verstanden, stumm um die Eltern herum standen. Und als endlich nach langem Härmen und Sorgen die guten Eltern einen Strahl des Glückes vor Augen zu haben glaubten, da trat plötzlich der Tod zwischen Furcht und Hoffnung und sprach sein schaudervolles Nein. Wer vermag den Jammer zu beschreiben? Nie werden jene unheimlichen Abende aus meinem Gedächtnisse verschwinden, an denen die Briefe kamen, welche tagtäglich Bericht über den Fortgang der schrecklichen Krankheit brachten, bis endlich und zuletzt der schwarz gesiegelte Todesbrief mit der Nachricht ankam, daß alles zu Ende sei. Der Vater war ernst und still, die arme Mutter der Verzweiflung nahe. Die Scenen, die ich hier erleben mußte, warfen den ersten, aber tiefen und bleibenden Schatten in mein jugendliches, bisher nur von Heiterkeit erfülltes Herz."

In einer merkwürdigen Weise stimmen diese Zeilen mit einer unserer lebhaftesten Jugenderinnerungen überein. Einer unserer intimsten Studiengenossen war der unglückselige und höchst geniale Karl Ohly, welcher gegen Ende der fünfziger Jahre in einem Irrenhospital zu London als politischer Flüchtling verstarb. Ohly pflegte Ludwig immer den „Marasmus" zu nennen, womit er andeuten wollte, daß sich derselbe in sich selbst verzehre, ohne zu einem Resultat zu gelangen. Glücklicherweise sollte dieses Prognostikon nicht in Erfüllung gehen und zwar in Gemäßheit des alten Grundsatzes, daß uns das ewig Weibliche hinanzieht, oder vielmehr hier ein heilsames Gegengewicht gegen das Versinken bildete.

Ludwig hatte bei den Damen sowohl durch seine Berühmtheit als durch seine persönliche Erscheinung immer großen Erfolg gehabt, ohne sich jemals durch Rosenketten binden zu lassen. Nun sollte es anders werden. Ich hatte mich mittlerweile verheiratet und als er sah, daß man daran nicht gleich stirbt, faßte er den Entschluß diesem bösen Beispiel nachzufolgen. Er machte um diese Zeit die Bekanntschaft des Fräuleins Sophie Thomas, Tochter eines Frankfurter Schriftstellers und Gelehrten, welche neben den Vorzügen einer imposanten Schönheit durch eine tiefgehende Bildung und einen äußerst heiteren Sinn für alles Schöne im Leben ausgezeichnet war. Man heiratete alsbald, und die junge Frau erwies sich als eine zweite Vorsehung für den noch immer weltschmerzlich bewegten Schriftsteller. Sie schenkte ihm mehrere jetzt in guten Verhältnissen lebende Kinder und machte ihm ein schönes, um seiner Gastfreiheit willen berühmtes und vielbesuchtes Haus. Ludwigs Stimmung wurde dadurch wesentlich gebessert und seine schriftstellerische Fruchtbarkeit beträchtlich erhöht durch die liebevolle Sorgfalt, mit welcher seine liebenswürdige Gattin und später die prächtig heranwachsenden Töchter alles Unangenehme von ihm zu entfernen strebten. Mit der Zeit verheirateten sich die Letzteren gut, die eine in Darmstadt, die andere nach Berlin, und gaben dem alternden Vater das Ansehen eines Patriarchen inmitten einer zahlreichen Enkelschar.

Auch von seinen beiden Söhnen, meinen Neffen, kann ich nur Erfreuliches berichten. Der älteste, Georg, hatte Philologie studiert und sich zum Lehrerberuf ausgebildet. Infolge einer Heirat ging er jedoch in das Industriefach über und steht heute an der Spitze einer blühenden Eisengießerei und Maschinenfabrik. Der Zweite, der Benjamin der Familie, mit Namen Willy, ein rechter Wildfang, kam in guter Stunde in das ihm passende Militärfach, in welchem er sehr gut einschlug. Er verheiratete sich gleichfalls und steht jetzt als Premier-Lieutenant in einer schlesischen Garnison. Die seitherigen Lebensereignisse meines Bruders beschränken sich auf eine ausgedehnte schriftstellerische und publizistische Thätigkeit. Im Jahre 1874 machte er auf Einladung der deutsch-amerikanischen Turnergemeinden eine Rundreise in den Vereinigten Staaten, wobei er unter anderen unseren alten, in St. Louis als Herausgeber der Westlichen Post thätigen Studiengenossen Emil Prätorius aus Alzei besuchte. Der Ertrag dieser Gastrollen legte den Grund zu seinem nicht unbedeutenden Vermögen. Ich muß hierbei erwähnen, daß er auf der Rückreise meinen Wohnsitz Caen, von Havre aus, berührte. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Koryphäen der sehr auf seine persönliche Bekanntschaft gespannten Lehrer an jener alten Universität kennen und erstaunte dieselben durch die Fertigkeit, mit welcher er sich im Französischen ausdrückte und den Argumenten der in der Cousin'schen Schule ergrauten Philosophen die Spitze zu bieten wußte. Überhaupt war er des Französischen in hohem Grade Meister. Als Kraft und Stoff zum ersten Male ins Französische übersetzt wurde, hatte ich keine Zeit, diese Übersetzung selbst zu besorgen. Dieselbe wurde also einem sogenannten Fachmanne überlassen, der jedoch seine Sache so schlecht machte, daß in der zweiten Auflage vielfach nachgebessert werden mußte. Bei den weiteren Übersetzungen späterer Schriften thaten wir uns öfter zusammen bei meinen jeweiligen Ferienbesuchen in Darmstadt, und ich fand, daß an den von ihm einstweilen entworfenen französischen Texten wenig oder nichts zu ändern war.

Als Ludwig im Jahre 1886 auf Einladung des Festcomités zur Enthüllung der Statue Diderots nach Paris kam, hielt er auf dem Boulevard St. Germain eine Rede in französischer Sprache, an welcher selbst die darin so heikligen Pariser nichts zu rügen fanden als den unvermeidlichen deutschen Accent. Des Englischen war er nicht in gleich hohem Grade mächtig, verstand es aber doch hinreichend, um auf seinen Besuchen bei Englischen Gelehrten wie Lyell und Darwin gut auszukommen.

Wenn ich nun versuche, ein allgemeines Lebensbild meines Bruders zu entwerfen, so muß ich unwillkürlich — licet, parva componere magnis — an den jugendlichen Schiller als Verfasser der Räuber denken, welchen sich die Zeitgenossen im Studentenkollett mit großen Reitstiefeln und Sporen und der Hetzpeitsche in der Hand vorzustellen liebten, während der Regimentsphysikus selbst, besonders wenn im Civil, ganz anders aussah. Ludwig war schon in jungen Jahren ein behäbiger zur Fülle neigender kleiner Herr mit ungewöhnlich starkem Kopfe, woher der Zunahme „Haupt", mit spärlichem blondem Bartwuchs, einem runden offenen Gesicht und blauen Augen, durch welche der Arzt sogleich Vertrauen einflößte. Als letzterer war er ein ganz ausgezeichneter Diagnostiker von nie fehlendem Scharfblick, sicher und bestimmt. Aber es fehlte ihm die dem praktizierendem Arzte unentbehrliche Sorgfalt und Geduld, welche den Kranken und seine endlosen Leidensgeschichten ruhig mit anhört und ihm über die Art der Anwendung der Medikamente und ihrer verschiedenen Wirkungen ausführliche Auskunft giebt. Dies schadete ihm im Hinblick auf seine gewandteren Konkurrenten, welche dem Publikum, wie man sagt, besser „den Bart zu streichen wußten." Dennoch ging er leicht und schnell in die väterliche Praxis über, und außerdem zog ihm sein großer Name die Fremden zu, welche damals in Darmstadt immer zahlreicher zu werden anfiengen.

Im häuslichen Leben war er zur Ruhe geneigt; gastfreundlich mit Fremden, aber nicht gern in seinen Arbeitsstunden gestört.

Er war kein Wirtshausgänger, außer wenn ihn seine Eigenschaften als Vorsitzender der Turngemeinde dazu nötigte, dagegen ein Freund von Spaziergängen und Ausflügen in die reizenden Umgebungen der Stadt. Sein Temperament war ein wesentlich ruhiges, kaltblütiges, allen leidenschaftlichen Ausbrüchen abgeneigtes, weshalb man ihn bei öffentlichen Verhandlungen wie in dem bekannten Lassalleschen Streit auch in die Nachbarstädte wie Frankfurt, als deren Vorsitzenden und Schiedsrichter berief. Bei aller lebhaften Polemik erwies er sich als gemäßigt und von einem gemessenen Anstand, welcher selbst seinen Gegnern Achtung abnötigte. Sein eigner öffentlicher Vortrag war wohl durchdacht, klar und von Notizen unterstützt, auf die er zuweilen einen Blick zu werfen pflegte. In der gewöhnlichen Unterhaltung war er eher schweigsam und beobachtend als anregend. Sobald ihn dagegen eine Sache interessierte, mischte er sich mit gewohnter logischer Schärfe in das Gespräch und überzeugte gewöhnlich seine Gegner, vorausgesetzt, daß dieselben ehrlich waren. Von dem oft erwähnten inneren Zwiespalt seines Lebens merkte man nach außen wenig; desto fühlbarer wurde derselbe in stillen häuslichen Stunden, wo dann seine liebenswürdige Gattin die bösen Geister durch ihre heitere Lebhaftigkeit und Vergnüglichkeit zu bannen wußte.

Eine vornehm sein wollende wissenschaftliche Kritik ist heutzutage geneigt, auf die ersten Leistungen der Deutschen Materialisten und insbesondere meines Bruders mit bösartiger Gleichgültigkeit herab zu sehen. Freilich konnten Ludwig die erstaunlichen Leistungen der seither so gewaltig erwachsenden Naturwissenschaft nicht zu Gebote stehen. Was aber machte jene Leistungen erst möglich, wenn nicht die mächtigen Anregungen, welche er gab? Wenn man heutzutage so manchen Gipfel erreicht hat, so sollte man diejenigen nicht mißachten, welche durch Sumpf und Gestrüpp die Bahn bis zum Fuße des Berges gefunden und geebnet haben. Nur wenig Überlebende vermögen sich jener Zeit der dumpfen Versunkenheit und klaglosen Ver-

zweiflung zu erinnern, welche der Niederlage aller nationalen und einheitlichen Anläufe aus den 48. und 49. Jahren folgte. Und um damals seine Stimme im Sinne der freien Forschungen zu erheben, mußte man einen ehernen Mut, robur et aes triplex circa pectus haben. Was wußte denn das große Publikum von den erst entstehenden Errungenschaften der Naturwissenschaft? Die große Masse lebte in ihrem stumpfen Autoritäts- und Bibelglauben dahin. Von Stoffwechsel, Übertragungen der physischen Kräfte von einem Körper auf den andern, von vergleichender Anatomie und Anthropologie, von fossilen Entdeckungen des Urmenschen und der Urtiere wußte man nichts oder wollte nichts davon wissen, da solches in offenbarem Widerspruch mit dem so bequemen Inhalt der Bibel stand, deren naive Schöpfungsgeschichte keinem Hohlkopf Nachdenken erregte. In diese Froschpfütze nun fiel der Balken Kraft und Stoff plötzlich mitten hinein. Was Wunder, wenn ein allgemeines Gequake entstand? Der Augenblick war also dem Erscheinen des Buches äußerst günstig und mag zum Teile dessen durchschlagenden Erfolg erklären. Aber daraus auf dessen Unwert zu schließen, ist ebenso unsinnig als den Erfinder der ersten Lokomotive verachten zu wollen angesichts der Riesenkolosse, welche heutzutage ungeheuere Bahnzüge in wenigen Augenblicken von einer Hauptstadt zur anderen treiben. Was würden diese gelehrten Verächter des entstehenden Materialismus sagen, wenn die Denker und Erfinder künftiger Jahre mit ähnlichem Mitleid auf ihre eigenen Leistungen zurückblicken wollten? Mit solchen Gedanken tröstete unseren Ludwig seine häusliche Umgebung, wenn er mit Mißmut sah, daß junge Generationen ihn überholten oder zu überholen glaubten. „Alles schon dagewesen!“ pflegte ich ihm dann zuzurufen, seit Thales von Milet und Pythagoras dreht sich ja die ganze menschliche Erkenntnis in einem ewigen Cirkel herum. Jeder Philosoph, auf den Schultern seines Vorgängers stehend, beweist, um wieviel größer als dieser er sei. Aber auch der unverwüstlichste ideologische Optimismus, von welchem mein Bruder erfüllt war, tauchte mit

zunehmendem Alter immer mehr in seinen Schriften auf. Gleichsam als wolle er die Theologen mit ihren Verheißungen einstiger Zuckererbsen überbieten, verkündete er vor der fortschreitenden Wissenschaft ein besseres Dasein schon hier auf Erden. Daß diese Zukunft noch in unabsehbarer Ferne schwebe, bekümmerte ihn ja nicht angesichts der vieltausendjährigen Evolution, welche unser Erdball durchgemacht hat und noch durchmachen wird, um zu dem erwünschten, immerhin sehr hypothetischen Endziel zu gelangen. Mag dies eine Begründung haben oder nicht, so ist ein solches Versprechen gegenüber dem Zuckerbrot und den Knallerbsen, welche seine Gegner ihrem Publikum so reichlich an den Kopf werfen, sehr erlaubt und zweckmäßig. Qui vivra verra.

Werfen wir jetzt zum Schluß einen raschen Blick auf die jeweilige Lebensstellung der als Dichter und Schriftsteller berühmt gewordenen Männer in Deutschland und Frankreich, so fällt dieser Vergleich wesentlich zum Nachteil der Deutschen aus. Männer wie Michelet, Quinet, Victor Hugo, Jules Simon und so viele andere sind durch den kühnen Schwung ihrer Einbildungskraft, ihren glänzenden Styl, ihr logisches Denken und ihre gewinnende Gabe der Darstellung in alle Kreise des Volkes gedrungen und dadurch eine wirkliche Macht im Staate geworden. Die Pforten der Akademie öffneten sich vor ihnen und selbst ihre Gegner erkannten ihre Verdienste an, schon aus Nationaleitelkeit, wenn der Ruf der genannten über die Grenzen des Landes hinaus gedrungen war. Ehre und Reichtum war ihr Los. Der deutsche Schriftsteller hingegen, wenn er nicht gerade ein Fachmann war, wurde zwar bekannt, blieb aber als solcher vom Staate und den Spitzen der Gesellschaft unbeachtet. Ein jüngerer Freund, den ich aus guten Gründen hier nicht nennen will, machte mich eines Tags darauf aufmerksam, daß in der berühmten Broncegruppe Friedrichs II. unter den Linden die geistigen Heroen jener Zeit, wie Kant, nur ein bescheidenes Plätzchen hinter dem Schweif des Pferdes gefunden haben, während die Federbüsche und Epaulettes all überall den ersten Rang einnehmen. Wenn mein Bruder

Frankreich angehört und in diesem Lande seinen Erfolg gehabt hätte, so wäre er vom Staate in derselben Weise ausgezeichnet worden wie die Letztgenannten. La gloire s'impose en France; bei uns hingegen ist dieselbe eher ein Privilegium odiosum, welches seinen Träger, wenn er nicht so vorsichtig ist wie Hegel, Humboldt und Rancke, am Berliner Hof verdächtig macht und wie außerhalb des Gesetzes stehend erscheinen läßt. So ergieng es auch unserem Ludwig, der wohl gern eine politische Rolle hätte spielen können und wollen, wenn er nur gekonnt hätte. Freilich wurde er in den Darm-Hessischen Landtag gewählt. Aber was will dies unter den gegenwärtigen deutschen Verhältnissen heißen? Sein Platz war im Reichstag eher als der so vieler anderer nichtssagenden und den offiziellen Schreiern nachbetenden Gesellen, welche Zeit und Geld haben, um ein Mandat zu erbetteln und anzunehmen. „Ich muß," sagte Ludwig oft, „schreiben und praktizieren, um zu leben. Wie kann ich die Kosten, welche mit einer Wahl und einem längeren Aufenthalte in Berlin verknüpft sind, aus meinen eignen Mitteln decken? Ich muß also fortfahren, in meinem Pfluggeschirr zu ziehen, während andere die politischen Interessen unseres Volkes je nach ihrem Witz zu vertreten suchen". Der sogenannte gesunde Sinn der Deutschen bethätigte sich auch hier, indem derselbe eine seiner geistigen Koryphäen im Schatten stehen ließ und seine Stimme auf hohe Beamten oder Geldprotzen lenkte. Sollten sich die glänzenden Verheißungen, welche Ludwig in seinen letzten Schriften dem deutschen Volke macht, jemals verwirklichen, so hat er nicht lange genug gelebt, um die Früchte seines ehrlichen Bestrebens reifen zu sehen.

Ouistreham s/m., Villa Bijou, Ende August.

Alex Büchner,
Professeur honoraire de l'Université de Caen.

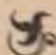


Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen fand sich im Nachlaß des Verfassers, von seiner Hand chronologisch geordnet und mit dem Titel „Im Dienste der Wahrheit" versehen.

Die Aufsätze sind alle im Laufe der letzten Jahre in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen und geben somit ein Bild der überaus lebhaften publizistischen Thätigkeit des Verfassers. Man wird aus der Sammlung ersehen, wie er sich keine Gelegenheit entgehen ließ, sei es mit scharfer aber stets sachlich gehaltener Kritik die Gegner seiner Weltanschauung zu bekämpfen und seine Mitstreiter anzufeuern, oder aber ins Feld zu ziehen gegen alle dem Fortschritt und der Aufklärung feindlichen Strebungen seiner Zeit. Alle Aufsätze sind beseelt von dem Streben, seiner von ihm für wahr und richtig erkannten Weltanschauung allen Widersachern zum Trotz zum Siege zu verhelfen.

Wenn auch einige Aufsätze gleiche oder ähnliche Themata behandeln, wie sie der Verfasser in anderen Schriften, namentlich in seinem letzten größeren Werk „Am Sterbelager des Jahrhunderts" zusammenfassend behandelt hat, so dürfte den Verehrern des Verfassers diese Zusammenstellung doch ein willkommener Beitrag zur Beurteilung der rastlosen Thätigkeit ihres Vorkämpfers sein, dem erst der Tod die Feder entriß, die er ein reiches Leben hindurch ruhmvoll geführt

„im Dienste der Wahrheit".





Inhalts-Verzeichnis.







Welt und Menschheit.



Offenes Schreiben an den Redakteur des „Pester Lloyd".

Geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie, daß ich in einem kürzlich in diesen Blättern unter obigem Titel erschienenen Feuilleton-Artikel von Dr. A. Silberstein, welcher sich mit einem von mir in der Öffentlichkeit empfohlenen Buche und teilweise auch mit mir selbst und meiner philosophischen Richtung beschäftigt, einige Irrtümer und Mißverständnisse nachweise, welche den nicht aufmerksamen oder nicht genügend unterrichteten Leser leicht zu ganz falschen Anschauungen verleiten könnten. Der erste und größte Irrtum des Herrn Verfassers besteht in folgendem:

Das vieldeutige Wort „Materialismus", an welches derselbe seine ganze Beweisführung mehr oder weniger anlehnt, ist eine ganz unrichtige, weil viel zu enge Bezeichnung für die moderne, auf die riesigen Fortschritte der Naturwissenschaften in diesem Jahrhundert und auf das große Prinzip der „Entwickelung" gegründete Natur- und Moralphilosophie, zu deren Entstehung meine bekannte Schrift „Kraft und Stoff" wie ich Herrn S. gern zugeben will, den ersten Anstoß gegeben hat. Wenn Herr S. sich die

Mühe hätte nehmen wollen, einen Blick in eine der späteren, sehr vermehrten Auflagen dieser Schrift (S. 70 und 92 der 16. Auflage) oder in das Kapitel „Materialismus und Idealismus" in meiner Schrift über den Menschen (S. 273 der 3. Auflage) oder in den Aufsatz „Meine Philosophie" in meiner Schrift „Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart", oder in die Ausführungen über „Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" in meiner Schrift „Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" zu werfen, so wäre er vielleicht nicht in die Versuchung gekommen, diese Philosophie in einen Topf mit Dem zu werfen, was man gemeiniglich unter „Materialismus" versteht oder verstehen zu dürfen glaubt. Schon die äußerste Unbestimmtheit dieses Ausdrucks hätte ihn davon zurückhalten sollen. Ich habe selbstverständlich wohl mehr antimaterialistische Bücher und Artikel gelesen, als irgend Jemand, und davon nur den Eindruck empfangen, daß sich jeder dieser Autoren eine andere und besondere Vorstellung von seinem gefürchteten Gegner macht. Auf dieses, mit allerhand Flicken und Lappen eigener Erfindung ausgestattete Phantasiegebilde schlägt er nun mit aller Kraftanstrengung so lange los, bis kein Fetzchen mehr davon übrig bleibt, und verkündet dann triumphierend, daß er den bösen Materialismus zum so und sovielten Male tot gemacht habe, während dieser selbst, wie es scheint, nicht umzubringen ist, da er fortwährend neue Gegnerschaften herausfordert. Unter solchen Umständen hätte ich es allerdings lieber gesehen, wenn Herr Strecker auf dem Titel seiner von Herrn S. so schwer verurteilten Schrift den Ausdruck „Materialismus" ganz ebenso vermieden hätte, wie ich denselben auf den Titeln meiner eigenen Schriften vermeide — wie ich dieses auch in meiner Vorrede zu dem Streckerschen Buch ausdrücklich hervorgehoben habe. Aber ein eigentlicher Tadel in dieser Beziehung kann Herrn Strecker um deswillen nicht treffen, weil der Ausdruck für die von ihm verfolgte philosophische Richtung trotz seiner Mängel nun einmal sprichwörtlich oder landläufig geworden ist, und darf man den

Mut bewundern, mit dem derselbe es gewagt hat, sich durch Gebrauch dieser Bezeichnung von vornherein die ganze antimaterialistische Hetze auf den Hals zu ziehen.

Der zweite, mir unbegreifliche Irrtum des Herrn S. besteht in seiner Annahme, daß die von ihm in so übertriebener Weise angegriffene und als „jesuitisch“, „frech“, „unwissend“, „geistlos“, „lückenhaft“, „schlecht konstruiert“, „hochmütig“, „götzendienerisch“, „fanatisch“, „anwidernd“, „sophistisch“, „dogmatisch“, „die Natur entgeistigend“ bezeichnete philosophische Richtung oder „Büchnersche Schule“ jemals im Laufe dieses Jahrhunderts die herrschende gewesen sei, und daß jetzt die Zeit anbreche oder da sei, wo man endlich dieser Herrschaft müde zu werden anfange. Ich war wirklich im höchsten Grade überrascht, von Herrn S. zu vernehmen, daß ich meinerzeit einen Tempel oder eine Kirche mit jetzt ausgestorbenen Hohepriestern besessen und einen großen Heerbann von Materialisten um mich gesehen habe, und daß es jetzt Zeit für mich sei, meinen Tempel zuzusperren. Von allen diesen Herrlichkeiten, die ja an sich recht hübsch gewesen wären, kann ich mich leider nicht erinnern, jemals etwas bemerkt zu haben. Ganz im Gegenteil wurde mir sofort nach Erscheinen meiner ersten Schrift mein akademischer Tempel in Tübingen zugesperrt, und geriet ich in ein solches Kreuzfeuer von Angriffen und Befehdungen jeder Art, daß mir Hören und Sehen dabei verging, und daß ich eine Zeitlang an mir selbst irre zu werden anfing. Erst sehr langsam und nach und nach, und als immer mehr und mehr Entdeckungen der rasch voranschreitenden Naturwissenschaften der von mir angebahnten philosophischen Naturbetrachtung zu Hilfe kamen, wie Spektral-Analyse, genauere Kenntnis der Urweltnebel und der in ihnen vor sich gehenden Bewegungen, allgemeine Anerkennung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, Fortschritte der atomistischen und synthetischen Chemie, solche der Geologie, der Paläontologie, der Mikroskopie, Entdeckung des Protoplasma, Auffindung des fossilen Menschen und des geologischen Alters des Menschengeschlechts, kinetische Theorie der Gase, Fortschritt der

Gehirn- und Nervenforschung, endlich — last not least — die Wiederaufnahme der organischen Entwickelungstheorie in der Form des Darwinismus und Anerkennung des größen, weltbewegenden Prinzips der Entwickelung überhaupt — da erst fing man an, sich von dem antimaterialistischen Taumel und Treiben etwas zu ernüchtern und der erfahrungsmäßigen Wahrheit mit mehr Gemütsruhe als vorher in das Auge zu sehen. Aber weit entfernt, an dem Endpunkt dieses geistigen Prozesses zu stehen, befinden wir uns vielmehr erst am Anfang desselben, und es werden noch Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte vergehen, bis es der Menschheit gelingen wird, sich aus den beengenden Banden des durch Alter und Gewohnheit stark gewordenen theologischen und philosophischen Dogmatismus zu den reinen Höhen wirklich philosophischer, auf die Resultate der positiven Wissenschaften gebauter Natur- und Weltbetrachtung zu erheben. Wenn daher Herr S. meint, daß der Kampf gegen das, was er „Materialismus" zu nennen beliebt, ausgekämpft sei und daß man sich nun beruhigt wieder auf das Ohr legen könne, um den idealphilosophischen Traum früherer Tage weiter zu träumen, so befindet er sich, wie es mir scheinen muß, in einem schweren Irrtum. Seine eigenen Glaubens- und Gesinnungsgenossen zeihen ihn in dieser Beziehung des Irrtums. Weiß denn Herr S. nicht, daß die Flut antimaterialistischer Schriften und Zeitungsartikel, wenn auch nachgelassen, doch noch lange nicht aufgehört hat, während meine eigenen Hauptschriften („Kraft und Stoff"; „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft; „Die Darwinsche Theorie"; „Physiologische Bilder"; „Aus Natur und Wissenschaft" u. s. w.) ununterbrochen neue Auflagen erleben? Hat Herr S. nichts davon erfahren, daß erst in diesen Tagen sein nächster Gesinnungsverwandter, ein Herr Privatdozent Hans Schmidkunz in München, es für nötig gehalten hat, einen ganzen Heerbann spiritualistischer und spiritistischer Schriftsteller mit Hilfe gemeinfaßlicher Flugschriften „Gegen den Materialismus" in das Feld zu rufen? wobei in dem Prospekt ausdrücklich gesagt ist, daß „seit mehr als

einem Jahrhundert (?) eine Weltanschauung, welche den wohlbekannten Namen der materialistischen trägt, immer größere Herrschaft über die abendländische Kultur gewonnen habe", und daß „unter solchen Führungen heute die einst festesten geistigen Güter wanken".

Dabei ist Herr Schmidkunz ehrlich genug, um zuzugestehen, daß der Ausdruck „Materialismus" ein „vieldeutiger und relativer" sei, und daß man darunter „ebenso hochachtbare positive Resultate exakten Wissens", wie „oberflächliche Hypothesen und kulturschädliche Tendenzen verstehen" könne.

Übrigens ist ja der antimaterialistische Artikel des Herrn S. selbst und die übertriebene Heftigkeit, in die sich dessen Verfasser hineinredet, der beste Beweis dafür, daß derselbe den Materialismus trotz seiner dahin gehenden Versicherung noch nicht für tot oder überwunden hält, da er ihn mit einer Erbitterung angreift, welche einem toten Feinde gegenüber doch ganz unmotiviert erscheinen muß. Dabei belegt er ihn mit Epithetis, die, wenn sie begründet wären, es als völlig unbegreiflich erscheinen lassen müßten, wie eine so nichtswürdige Philosophie jemals auch nur für einen Augenblick die Geister der Menschen bewegen oder in Aufregung versetzen konnte. Herr S. hat offenbar das alte Sprichwort vergessen, daß zu spitz nicht sticht und zu scharf nicht schneidet. Dazu kommt, daß er sich bei seiner philosophischen Beurteilung des Materialismus und der Materialisten in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt. Denn während er auf der einen Seite den Materialisten vorwirft, daß sie mit Hypothesen, Dogmen und unbewiesenen Voraussetzungen („Gedankenprodukte") arbeiten, macht er ihnen andererseits den Vorwurf, daß sie „nur das Sichtbare, Greifbare, Wägbare und Meßbare, was durch den Gesichts- und Tastsinn verifiziert werden kann", als wahr anerkennen wollten.

Wie soll man sich in diesem Widerspruch zurechtfinden? Ganz im Gegenteil kann man in letzterer Beziehung unseren Gegnern zum Vorwurf machen, daß gerade sie diejenigen sind, welche von

unseren Theorien nichts glauben oder als wahr annehmen wollen, was ihnen nicht ad oculos demonstriert werden kann. So wollen sie das Entstehen und Vergehen der Weltkörpersysteme nach der Kant-Laplaceschen Theorie nicht anerkennen, weil sie nicht persönlich dabei anwesend sein können (was freilich eine Unmöglichkeit ist). Sie wollen von den Atomen nichts wissen, weil man sie ihnen nicht unter dem Mikroskop zeigen kann (was wohl nie geschehen wird), obgleich die gesamte reflektierende Naturwissenschaft, vor allem die Chemie, auf den Atomismus gegründet ist und ohne denselben würde gar nicht bestehen können. Sie verwerfen die ehemalige Existenz eines tierischen Stammvaters des Menschen, weil derselbe in den Tiefen der Erde noch nicht gefunden worden ist, obgleich derselbe notwendig einmal existiert haben muß, und obgleich es für die Sache ganz gleichgiltig ist, ob derselbe jemals gefunden werden wird oder nicht. Sie verwerfen die Urzeugung, weil man sie noch nicht experimentell nachweisen konnte, obgleich kein philosophisch denkender Naturforscher über deren ehemalige (und vielleicht heute noch fortdauernde) Existenz den geringsten Zweifel hegen kann. Sie wollen nichts von der kinetischen Theorie der Gase wissen, weil die unbegreifliche Feinheit der Moleküle und die noch unbegreiflichere Schnelligkeit ihrer Innenbewegung nur durch den Gedanken oder durch das Auge des Geistes, nicht aber durch direkte Beobachtung oder durch das sinnliche Auge erkannt werden kann. Sie verwerfen die Entwickelungstheorie und wollen mit Augen sehen, wie sich ein Tier in das andere verwandelt, obgleich auch diese Verwandlung nicht unmittelbar gesehen, sondern nur aus zahllosen, nicht anders zu deutenden Thatsachen logisch erschlossen werden kann. Sie verlangen, daß man ihnen zeige, wie und auf welche Weise sich Bewußtsein, Gedanke, Geist und Moral aus der Thätigkeit der Gehirn-Nervenzellen entwickle, obgleich dieses ein Ding der Unmöglichkeit ist und obgleich die Thatsachen der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Paläontologie, der Entwickelungs- und Zeugungsgeschichte, der Anthropologie und Ethnologie über die

Thatsache jener Entwickelung selbst nicht den geringsten Zweifel lassen u. s. w. u. s. w.

Aus diesen, wenn auch nur unvollständigen Anführungen dürfte auch Herr S., wenn er den guten Willen dazu hat, einsehen, wie ungerechtfertigt seine Gegenüberstellung von Induktion und Deduktion ist, indem er die erstere lediglich der Naturforschung, letztere lediglich den Geisteswissenschaften zuteilen will. Es giebt keine Wissenschaft, welche nicht gleichzeitig beide Methoden in Anwendung setzen muß, um ihr Ziel zu erreichen, und der ganze, so oft geführte Streit über die Vorzüge der einzelnen Methoden des Schließens scheint uns ein ganz unfruchtbarer zu sein. Es kommt weit weniger auf die Methode, als auf den Stoff an, der ihr zu Grunde gelegt wird. Denn ist man einmal an dem Punkte angelangt, wo das gegebene Erfahrungsmaterial nach Maßgabe des Denkgesetzes durch die Spekulation verarbeitet wird — einerlei, ob im Interesse der Philosophie oder einer einzelnen Wissenschaft —, so kann es wohl nicht mehr auf eine einzelne Methode ankommen und können dem menschlichen Geiste keine beschränkenden Fesseln unnötigerweise angelegt werden, sondern es müssen demselben alle Methoden oder Mittel gerecht sein, sofern sie nur zum Ziele, d. h. zur Erforschung und besseren Ergründung der Wahrheit, führen. In der That zeigt auch die Erfahrung selbst, daß alle diese Methoden in Wirklichkeit bei jeder solchen Gelegenheit abwechselnd benützt zu werden pflegen und bei jeder wissenschaftlichen oder philosophischen Untersuchung auf das mannigfaltigste durcheinander spielen, ja daß selbst das unbedeutendste Experiment nicht ohne eine über die bloße Erfahrung weit hinausreichende Denkoperation, ohne eine Hypothese angestellt werden kann. Induktion und Deduktion, welche letztere überall der ersteren nicht nur notwendig nachfolgt, sondern auch überhaupt ohne vorübergehende Induktion gar nicht gedacht werden kann, Analyse und Synthese, Erklärung und Hypothese, Empirie und Spekulation, Analogie und Abstraktion, Theorie, Kritik und Geschichte werden benützt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen,

und mögen auch in der Philosophie je nach Bedürfnis benützt werden — vorausgesetzt nur, daß ihr Verhältnis zur Erfahrung nicht außer acht gelassen wird, und daß jene Methoden nicht benützt werden, um außerhalb der Erfahrung oder gar im Widerstreit mit ihr und auf Grund allzu weiter oder erfahrungsloser Begriffe zu operieren. Daß die Gefahr oder Versuchung, in diesen Fehler zu verfallen, bei der deduktiven Manier der Philosophen weit größer ist, als bei der induktiven der Naturwissenschaften, ist klar; unklar ist dagegen, warum Herr S. die Neigung zur Deduktion, welcher er so sehr das Wort redet, bei den materialistisch denkenden Naturphilosophen zu tadeln findet. Sagt er doch selbst, daß die Induktion, je weiter sie voranschreitet, desto mehr der deduktiven Erklärung und Ausarbeitung bedürfe. Warum soll nun dieses Verfahren *uns* verboten, unseren Gegnern aber gestattet sein? Man sollte doch denken, daß dasjenige, was dem Einen recht, dem Andern billig ist. Ebenso unklar ist, was Herr S. unter der „reinen geläuterten Deduktion" versteht, welcher nach ihm die Zukunft des menschlichen Denkens gehören soll. Eine solche *reine*, d. h. von der Induktion unabhängige Deduktion kann uns doch unter allen Umständen nur zu der alten apriorischen Manier der spekulativen Philosophie zurückführen, welche Herr S. selbst verwirft. Gesteht doch derselbe zu, daß das deduktive Denken „auf fast allen Gebieten (außer der Mathematik) die größten Verheerungen angerichtet, daß es die Irrtümer der Sophistik und Scholastik, den Macchiavellismus und Opportunismus verschuldet" habe.

Bei solchen Unklarheiten und Widersprüchen kann es auch nicht verwundern, wenn Herr S. im Widerspruch mit der großen Mehrzahl der Mathematiker die Mathematik als das „Muster des fruchtbarsten und reinsten deduktiven Denkens", als unabhängig von aller Erfahrung, oder als „über und vor aller Erfahrung schwebende mathematische Deduktion" bezeichnet. Von allen diesen Behauptungen ist das gerade Gegenteil wahr. Mathematik ist keine reine oder apriorische Verstandeswissenschaft, wie Kant glaubt, sondern eine reine Erfahrungswissenschaft. Denn die Begriffe von

Raum, Größe, Ausdehnung, von Höhe, Breite, Tiefe sind nur aus der sinnlichen Erfahrung, aus der Anschauung genommen und würden ohne sie nie existiert haben. Es ist somit der Grundsatz aller mathematischen Betrachtung auf empirischem oder erfahrungsmäßigem Wege gewonnen worden. Zahlen bezeichnen keine absoluten, sondern nur relative Begriffe, welchen keine Wirklichkeit außerhalb der damit bezeichneten Gegenstände zukommt; sie stellen nur die Form dar, unter welcher wir die Wirklichkeiten betrachten, daher auch die Zahl an und für sich und ohne Beziehung auf Objekte nur eine reine Abstraktion ist. Noch heute giebt es eine Menge wilder Völker, welche in der Bildung der Zahlwörter weit zurück sind, und für welche das Ausdrücken größerer Zahlen eine totale Unmöglichkeit ist; manche zählen nur bis zu zwei, drei oder vier; andere bis zu der Zahl ihrer Finger und Fußzehen. Da nun nach dem eigenen Ausspruch des Herrn S. „Alles in der Welt, selbst Empfinden und Denken, auf Zahl und Maß zurückführbar ist" (??), so bleibt es unter solchen Umständen völlig rätselhaft, wo und wie er die unsichtbaren Quellen seines sogenannten „reinen Denkens" sucht oder zu finden glaubt.

Vielleicht können vorstehende Auseinandersetzungen Herrn S. auch darüber aufklären, mit wie viel Recht oder Unrecht er dem Materialismus, respektive der Büchner'schen Schule den Vorwurf macht, daß dieselbe nur die Thatsachen der Naturforschung anerkenne und die heutigen Naturwissenschaften als ein „geschlossenes Ganze" betrachte. Niemand kann tiefer von dem Bewußtsein der Unvollkommenheit unseres Wissens, speziell der Naturwissenschaft, durchdrungen sein, als der Verfasser dieser Zeilen. Er weiß ebenso gut wie jedermann, daß auf diesem Gebiete fortwährend eine Entdeckung die andere, eine Thatsache die andere, eine Theorie die andere drängt, und daß wir bis jetzt von allem, was uns zu wissen nötig oder noch vorbehalten ist, vielleicht nur das Allerwenigste wissen.

Aber die Unvollkommenheit unseres Wissens und Erkennens verhindert nicht, daß wir in der natürlichen Erklärung der Welt

und des Zusammenhanges der Dinge fortwährend die gewaltigsten Fortschritte machen und die Natürlichkeit jenes Zusammenhanges nach Maßgabe des großen Gesetzes von Ursache und Wirkung immer besser einsehen lernen. Man denke doch nur an die großartigen wissenschaftlichen Aufklärungen, welche uns allein das Jahrhundert, in dem wir leben, geliefert hat! Jedenfalls reicht dasjenige, was wir wissen, auch jetzt schon vollkommen hin, um uns die Überzeugung von der Einheit und Gesetzmäßigkeit des natürlichen Geschehens oder der natürlichen Weltordnung mit unwiderstehlicher Gewißheit aufzudrängen. Keine noch zu entdeckende Thatsache, kein wissenschaftlicher Fortschritt wird diese Überzeugung, in der wohl alle vorurteilslosen Naturforscher oder Naturkundigen einig sein dürften, jemals zu erschüttern imstande sein. Möge noch so viel wissenschaftliches Material zusammengetragen werden, es wird immer nur Material zum Weiterbau oder zur festeren Fundamentierung und weiteren Ausarbeitung dieses Gedankengebäudes liefern. Wer ohne einen solchen Grundgedanken oder überhaupt ohne jede einigende Idee immer nur vereinzelte Thatsachen ohne inneren Zusammenhang herbeischleppen wollte, würde einem Baumeister gleichen, welcher immer nur Holz, Steine u. s. w. zum Bau eines Hauses zusammentragen wollte, ohne jemals den Bau selbst anzufangen.

Ganz und vollständig verschieden von diesem naturphilosophischen Grundsatz ist die von Herrn S., um die Verwirrung voll zu machen, damit vermengte Erklärungsfrage. An diese Frage hängen sich mit einmütiger Zähigkeit fast alle Gegner des sogenannten Materialismus, obgleich ihnen schon hundertmal entgegnet worden ist, daß der Mangel einer Erklärung keinen Gegenbeweis gegen feststehende Thatsachen bilden kann und daß, wenn der Materialismus imstande wäre, alle von ihm gewünschten oder geforderten Erklärungen zu liefern, jeder weitere Streit damit beendet sein würde — während seine Gegner mit Erklärungen aufwarten, welche den Namen von „Erklärung" überhaupt nicht verdienen. Bald sind es theologische Mythen, bald bloße Ver-

sicherungen oder willkürliche Behauptungen, bald einfache Umschreibungen, bald inhaltlose Phrasen und metaphysischer Wirrwarr, bald spiritistischer Humbug, bald offenes Eingeständnis absoluter Unwissenheit (Ignorabimus).

Auch Herr S. schließt sich diesen Erklärungsbedürftigen an, indem er schreibt, man müsse das materialistische Dogma von sich werfen, „daß aus Stoff und Kraft die ganze Welt geworden und erklärbar sei". In diesem Satz, sowie in dem weiter unten folgenden, daß die Naturforschung „nicht zu sagen wisse, wie Materie und Kraft entstanden seien", ist ein doppeltes Mißverständnis enthalten. Denn erstens sind Welt, Materie und Kraft überhaupt nicht „geworden" oder „entstanden", sondern ewig; und zweitens macht die Kraft- und Stofflehre auch nicht entfernt den Anspruch, alles erklären zu wollen. Im Gegenteil ist die Unerklärbarkeit so vieler, ja der meisten Naturvorgänge nach ihren inneren Zusammenhängen ein bei ihr feststehendes Axiom. Sie kann nicht erklären, wie die Gehirn-Nervenzellen es machen, um seelische oder geistige Vorgänge zu erzeugen. Aber sie kann ebensowenig erklären, wie der elektrische Funke es macht, um sechzigtausend Meilen in der Sekunde zurückzulegen; oder wie der Blitz es macht, um innerhalb des millionten Teils einer Sekunde die von ihm getroffenen Körper bis zu den höchsten Temperaturgraden zu erhitzen und in dieser unbegreiflich kurzen Zeit sein deutliches Bild auf einer photographischen Platte niederzulegen; oder wie der Lichtäther es macht, um durch mindestens 450 Billionen Schwingungen seiner kleinsten Teilchen in der Sekunde in unserem Auge eine Lichtempfindung anzuregen; oder wie die sechs Trillionen Gas-Moleküle, welche in einem Fingerhut voll Gas enthalten sind, es fertig bringen, um achttausend Millionen gegenseitiger Zusammenstöße in der Sekunde auszuführen; oder wie und auf welche Weise der thelephonische Draht imstande ist, die menschliche Stimme mit aller Deutlichkeit auf meilenweite Entfernungen vernehmbar zu machen; oder wie und auf welche Weise der winzige, nur unter dem Mikroskop sichtbare Samenfaden die Fähigkeit enthält, körper-

liche und geistige Eigentümlichkeiten von Eltern, Voreltern und Verwandten auf das neu entstehende Wesen zu übertragen; oder wie gewisse Tiere bloß mit Hilfe ihres hoch ausgebildeten Geruchsinnes Leistungen vollbringen, welche an das Wunderbare und Unbegreifliche grenzen u. s. w. u. s. w.

Alle diese und viele ähnliche Vorgänge sind für uns vollkommen unerklärlich und werden es wohl immer bleiben. Dennoch bezweifelt niemand im Ernste ihre Thatsächlichkeit und Natürlichkeit. Ebenso ist es mit dem Dasein der Welt selbst, welches wir nicht zu erklären imstande sind, ohne doch dessen Wirklichkeit anzweifeln zu können. Wenn Herr S. die Frage aufwirft, wie die Stoffe und Kräfte „dazu kommen", ein so „herrliches, von unnachahmlicher Harmonie durchdrungenes Ganze, wie es die Welt ist", zu bilden, so kann man ihm nur mit einem bedauernden Achselzucken antworten. Um diese Frage zu beantworten, müßte man Gott oder Weltgeist oder irgend etwas dem ähnliches, welches sich Herr S. vielleicht als Ursache der Welt vorstellt, selber sein. Wie die Stoffe und Kräfte „dazu kommen", wissen wir nicht, obgleich die Frage für diejenigen, welche die Welt für ewig halten, eigentlich ihren Sinn verliert; daß sie es aber thun, das wissen wir ganz gewiß. Was jedoch die unnachahmliche Harmonie und schönste Gesetzmäßigkeit der Welt, die „eherne Ordnung und Zweckmäßigkeit der Natur", welche Herr S. so bewundert, betrifft, so wissen wir Naturkundige, daß diese Harmonie, Ordnung und Schönheit in der That sehr vieles zu wünschen übrig lassen. Wenn aber dennoch eine gewisse Ordnung und Harmonie in der uns bekannten Welt vorhanden sind, so verdankt sie dieses nicht dem Zufall, welchen Herr S. den Materialisten als einzige Möglichkeit übrig läßt, sondern einem Prinzip, welches Herrn S. trotz seiner Offenkundigkeit vollkommen unbekannt geblieben zu sein scheint, dem großen Prinzip der Entwickelung nämlich. Die Alternative „Gott oder Zufall", welche uns immer entgegengehalten wird, existiert gar nicht; es giebt noch ein drittes, und dieses dritte heißt Entwickelung — ein Zauberwort, mit dem

wir gegenwärtig ein Rätsel der Natur nach dem andern auflösen und in der Zukunft noch auflösen werden. An die Stelle aller jener schöpferischen Eingriffe, ohne die man früher bei Inbetrachtnahme der wunderbaren organischen Bildungen der Erde nicht auskommen zu können glaubte, ist das große Prinzip natürlicher Entwickelung mit Überleben oder Auswahl des Tauglichsten in den großen Daseinskampf getreten — ein Prinzip, mit dem in der Gegenwart die großen Namen eines Lamarck und Darwin, in der Vergangenheit diejenigen eines Empedocles und Lucretius Carus unlöslich verbunden sind. So ist der Zustand relativer Vollkommenheit, in dem sich die organische wie unorganische Welt zur Zeit befindet, nur das Endprodukt einer über Millionen Jahre sich erstreckenden langsamen Arbeit der Natur aus den schwächsten und unvollkommenen Anfängen heraus.

Wenn Herr S. auf diese Auseinandersetzung mit dem sehr naheliegenden Einwand antworten sollte, daß Ewigkeit und Entwickelung unvereinbare Begriffe seien, so ist zu erwidern, daß wir uns selbst mit unserer Erde und unserem ganzen Sonnensystem nur in einer einzelnen Phase eines ewigen Kreislaufes befinden, und daß diese Phase wenigstens unter der unbedingten Herrschaft des Gesetzes der Entwickelung steht. Alles aber, was außerhalb dieser Phase in Raum oder Zeit liegt, kann oder darf uns für unsere Weltbetrachtung vollkommen gleichgültig sein. Und zwar dieses umsomehr, als, wie Herr S. uns belehrt, „die äußere Natur nur der Reflex ist, den unser Geist wirft", und als „die Materie nur geistige Spiegelung ist". Wenn dieses so ist — wozu sich alsdann noch um eine Erklärung des Welträtsels oder um eine Erforschung der Natur überhaupt bemühen? Wir brauchen nur unsern eigenen Geist zu studieren, wir haben dann alles! Freilich behauptet Herr S. an einer andern Stelle, daß „die Natur unsere erste und größte Lehrerin" ist, daß sie „der Born des Geistes, der Macht und der Güte" ist, daß wir von ihr „Ordnung, Beständigkeit, Rhythmus, allmähliche Entfaltung und immer vollkommenere Entwickelung, Kraft, Schönheit,

Vielseitigkeit lernen", und daß „unser eigenes Sittengesetz sich nach dem Naturgesetz formt". Dem gegenüber bekennen wir uns unfähig zu irgend etwas Anderem, als zu einem Gefühl der Bewunderung für die Kühnheit, mit der solche logische Widersprüche sich an das Licht wagen. Diese Bewunderung steigert sich, wenn wir bei Herrn S. lesen, daß sich „die Urkraft der Elektrizität vielleicht in dem Mechanismus der Nerven, in der Molekularthätigkeit des Gehirns kundgiebt", und daß die „intensivere Erforschung des Geistes in der möglichsten Ausbildung von Nerven- und Gehirnphysiologie gefunden werden muß". Wenn das in Verbindung mit der oben citierten Behauptung, „daß Empfindung und Denken auf Zahl und Maß zurückführbar seien", kein Materialismus in optima forma ist, so bekenne ich, bisher einen falschen Begriff mit diesem Worte verbunden zu haben.

Nach allem diesem wäre es nun ebenso interessant wie wünschenswert gewesen, zu erfahren, welchem philosophischen Glaubensbekenntnisse Herr S. selbst zuneigt. Leider läßt er uns hierüber im Unklaren. Er verwirft die moderne Naturphilosophie, er verwirft die spekulative Schulphilosophie à la Hegel und Konsorten, er verwirft auch die Theologie. Was bleibt nun übrig? Nach einigen Stellen seines Aufsatzes zu schließen, scheint sich Herr S. zu einem unbestimmten Pantheismus zu bekennen, obgleich längst (neuerdings wieder in meisterhafter Weise durch Schopenhauer) nachgewiesen ist, daß der pantheistische Gott — philosophisch betrachtet — um keines Haares Breite besser ist, als der monotheistische. Wer freilich den „Gebieten des Geistes und Gemütes, welche mit der Materie nichts zu thun haben", so großen Spielraum einräumt, wie Herr S., wird sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen; er wird fortfahren, alle noch so offenliegenden Thatsachen der Wissenschaft, alle noch so lehrreichen Erfahrungen des Lebens, alle noch so dringenden Forderungen der Logik vornehm zu ignorieren und nur dasjenige für wahr zu halten, was ihm selbst als befriedigend für Geist und Gemüt erscheint. Wir unsererseits bestreiten niemandem das

Recht zu solchem Verfahren; denn jeder muß seines eigenen Glückes Schmied sein — einerlei, ob er dasselbe auf theologischem, philosophischem oder wissenschaftlichem Gebiete zu finden glaubt. Aber ebensowenig können wir es dulden, daß mit Mißverständnissen und Scheingründen ein öffentliches Verdammungsurteil über eine philosophische Richtung ausgesprochen werde, welche zum mindesten ebensoviel, wenn nicht mehr, Recht zum Leben hat, wie jede andere. Darum diese Abwehr gegen einen der heftigsten, und, wie es mir wenigstens scheint, ungerechtesten Angriffe, welche ich während einer beinahe vierzigjährigen litterarischen Thätigkeit abzuweisen mich veranlaßt sehen mußte.





Über den Begriff der Materie und über Materialismus.



Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß oft ein tiefer Abgrund liegt zwischen dem Wort, womit wir einen gewissen Begriff bezeichnen, und zwischen dem Begriff selbst. Denn das Wort entstand ursprünglich aus einem an sich vielleicht sehr wenig bedeutsamen Anzeichen, durch welches sich der bezeichnete Gegenstand unseren Sinnen oder unserer Auffassung zuerst zufällig verriet, während eine im Laufe der Zeit gewonnene genauere Kenntnis desselben eine ganze Reihe weiterer, mit dem Gegenstand verbundener Vorstellungen weckt, welche der ursprünglichen Auffassung fremd sind. Wenn wir z. B. die Vorstellung des Vogels „Kuckuck" in uns wachrufen, so denken wir nicht mehr bloß an dessen Ruf, welcher dem Tiere ursprünglich seinen Namen eingetragen hat, sondern wir haben sofort ein ganz bestimmtes, aus einer Reihe von Vorstellungen zusammengesetztes Bild eines lebenden Wesens mit sehr bestimmten Form- und Charaktereigentümlichkeiten vor uns. Oder nehmen wir den Begriff „Stein"! Ein Stein ist für den Ungebildeten nichts weiter als ein harter Körper von einem gewissen Aussehen, Gestalt, Gewicht, Farbe u. s. w. Aber welche Menge verwandter Vorstellungen vermag das Wort in dem Geiste

des Geologen oder Mineralogen zu erwecken! Er denkt nicht bloß an dessen mannigfaltige chemische und physikalische Eigenschaften, sondern vielleicht auch an dessen innige Verknüpfung mit der ganzen Geschichte unseres Planeten. Oder nehmen wir den Begriff „Stern“. Was ist die damit verbundene Vorstellung für den Ungebildeten anders, als diejenige goldglänzender Lichtpunkte am Himmelsgewölbe, welche vielleicht die Bestimmung haben, unsere dunklen Nächte zu erhellen? Nun vergleiche man damit diejenige Vorstellung, welche das Wort „Stern“ in dem Geiste des Astronomen erweckt, und welche ihm sofort den Gedanken an jene ungezählten Welten und Weltkörper, von denen der Himmelsraum erfüllt ist, eingiebt!

Ganz ebenso wie mit den genannten Begriffen verhält es sich mit dem Begriff der „Materie“, welcher ursprünglich ein äußerst dürftiger, wenig in ihr Wesen eindringender war. Man verstand darunter wenig mehr als bloße äußerliche Eigenschaften, wie Farbe, Gestalt, Gewicht, Härte oder Weichheit u. s. w. Aber wie enorm hat sich dieser Begriff im Laufe der letzten hundert Jahre durch den Fortschritt der Wissenschaften erweitert und vervollkommnet! Die Zeit ist gar nicht sehr fern, wo man es für unmöglich hielt, daß Materie in einem gasartigen und unsichtbaren Zustand vorhanden sein könne. Ja es fällt noch in eine weit jüngere Zeit, daß man den alle Welträume erfüllenden Lichtäther von dem Begriff der Materie ganz ausschloß, weil man seine Eigenschaften für unvereinbar hielt mit der engen Vorstellung, die man sich von Materie nach dem bloßen äußeren Anschein als eines notwendig fühlbaren und sichtbaren Dinges bisher gebildet hatte. In ähnlicher Weise faßt man den Begriff des Universums oder Weltalls heutzutage nicht mehr, wie früher, als denjenigen von Erde, Sonne, Planeten und Sternen, sondern als den Inbegriff aller jener zahllosen, in den Weltäther eingesenkten Himmelskörper. Und dieselbe wissenschaftliche Untersuchung, welche uns die unendliche Ausdehnung der Materie kennen gelehrt hat, hat uns auch ganz andere [illegible] eindringende Be-

griffe von ihren Eigenschaften beigebracht. Wir wissen jetzt, daß die Materie physikalische, chemische und elektromagnetische Eigenschaften besitzt, von denen man vor wenigen Jahrzehnten noch kaum eine Ahnung hatte. Aber wie schwer hat es gehalten, bis man sich von dem alten eingerosteten Begriff der Materie als eines trägen, toten Dinges hinlänglich frei machen konnte, um dieses einzusehen! So hielt man das Licht für fortgestoßene Körperchen, während man dasselbe jetzt als eine Wellenbewegung des vordem als nichtmateriell betrachteten Weltäthers kennen gelernt hat. Oder man hielt die Wärme für ein nichtmaterielles Prinzip (Imponderabile), welches von Körper zu Körper übertragen werden könnte, während wir jetzt wissen, daß dieselbe nur in einer zitternden Molekularbewegung der vorhandenen Materie besteht. Oder man betrachtete die Elektrizität als ein geheimnisvolles, die Materie durcheilendes Fluidum, während wir jetzt wissen, daß sie ebenfalls nur in einer Bewegung der kleinsten Teilchen jener Materie selbst besteht. Mit einem Wort — die zahllosen Eigenschaften oder Bewegungen, welche man früher von dem höchst unvollständigen Begriff der Materie ausschloß, weil sie mit demselben nicht vereinbar schienen, sind nunmehr nicht allein in diesen Begriff übergegangen, sondern sind auch für denselben und für unsere Vorstellung von „Materie“ ganz unentbehrlich geworden.

Alles Gesagte gilt übrigens nicht bloß für die unorganische, sondern in ganz gleicher Weise auch für die organische Materie oder Welt. Lange Zeit hindurch schien es unmöglich oder unerklärlich, wie die toten, trägen Atome die Erscheinungen des Lebens hervorbringen könnten, und man nahm daher, indem man das Prinzip des Lebens als nichtmateriell betrachtete, seine Zuflucht zur Annahme einer besonderen Kraft, welche allein imstande sein sollte, Lebenserscheinungen hervorzubringen, oder zu der bekannten Theorie der „Lebenskraft“. Heutzutage nun ist dieses asylum ignorantiae vollständig aufgegeben, und nichts ist klarer, als daß, so hoch differenziert und eigentümlich auch die

Charaktere des Lebens sein mögen, dieselben doch nichts mehr und nichts weniger sind, als Bewegungen der unter eigentümliche und hoch spezialisierte Bedingungen gebrachten gewöhnlichen Materie. Dieses gilt auch für die höchsten Erscheinungen des Lebens oder für Geist und Bewußtsein. An der Hand jenes falschen und zu eng gefaßten Begriffes von Materie haben wir uns lange gegen die Annahme gesträubt, daß die Materie unter gewissen Zusammensetzungen oder Bedingungen Erscheinungen hervorbringen könne, welche wir Bewußtsein und Geist nennen, und sträuben uns zum Teil noch dagegen. Aber in demselben Maße, in welchem sich unser Begriff von Materie vertieft und erweitert oder reicher und umfassender wird, in demselben Maße muß auch jene Abneigung schwinden und einer besseren Einsicht Platz machen.

Alle die zahllosen Einwendungen, welche gegen diese Betrachtungsweise fortwährend geltend gemacht werden, resultieren einzig und allein aus dem falschen Begriff, den man bisher mit dem Worte „Materie“ verbunden hat, und aus jener falschen dualistischen Anschauung, welche bisher in dieser Sache herrschend war. Wenn ein Mensch von vornherein in der Meinung befangen ist, daß Materie nur hart, träg und ohne eigene Bewegung sei, und daß sie unmöglich Erscheinungen, wie Geist und Bewußtsein hervorbringen könne, und wenn er dieses für wahr hält, weil er in seinem eigenen Bewußtsein längst von dem Begriff „Materie“ und von dem, was sie zu wirken imstande ist, alles abgezogen hat, was er mit anderen Namen zu belegen sich gewöhnt hat, so wird jeder Versuch, ihn eines Besseren zu belehren, vergeblich sein. Aber wenn er die Materie so betrachtet, so betrachtet er sie nicht als ein Etwas, das unabhängig von ihm und von seiner Vorstellung thätig ist, sondern geleitet von einer ihm eigentümlichen Auffassung, welche einem weniger entwickelten Zustand seines Geistes entspricht. Um diese Auffassung als richtig zu beweisen, müßte er zu beweisen imstande sein, daß die Materie unter keinen Umständen Erscheinungen hervorbringen könne, welche wir als Geist und Bewußtsein bezeichnen — was

einfach eine Unmöglichkeit ist. Wollen wir der Materie die Fähigkeit abstreiten, geistige Erscheinungen hervorzubringen, so können wir ihr ebensowohl jene verschiedenen physikalischen, chemischen, elektromagnetischen und Lebens-Erscheinungen abstreiten, welche die moderne Wissenschaft in ihr nachgewiesen hat. Wir können — um mit Dubois-Reymond zu reden — sagen, daß es unbegreiflich ist, wie aus den Bewegungen der kleinsten Teilchen der Materie ein Blitzstrahl oder eine Lichterscheinung hervorgeht. Wer will erklären, warum ein elektrischer Strom ein Stück weiches Eisen in einen Magneten verwandelt, oder warum ein Aufruhr in der Sonnenatmosphäre alle Magnetnadeln auf der Erde in zitternde Bewegung versetzt? Oder wer will an der Hand des alten Begriffes von Materie verstehen, wie man mittelst eines telephonischen Drahtes die menschliche Stimme auf meilenweite Entfernungen hörbar machen kann? Muß nicht eine solche Leistung dem ungebildeten Verstand eines Wilden als vollständig unbegreiflich aus materiellen Bedingungen oder als ein übernatürliches Wunder erscheinen? Ja, das einfachste physikalische oder chemische Experiment kann einem solchen Verstande nur als die Wirkung einer nicht materiellen Kraft oder eines geheimnisvollen Geistereinflusses verständlich sein.

Mit allem diesem soll natürlich nicht behauptet werden, daß Bewußtsein, Gedanke oder Ideen selbst materiell seien. So wenig wie jemals jemand behauptet hat, daß Größe, Farbe, Bewegung, Wärme, Ausdehnung, Härte, Weichheit u. s. w. an sich Materie seien, so wenig wird man dieses von den geistigen Prozessen behaupten dürfen. So wie jene Erscheinungen nur durch die Materie hervorgebracht werden, so sind auch Bewußsein und Gedanke nur die Manifestationen derselben in einem Zustand höchst entwickelter Zusammensetzung und Organisation. Leben ist nicht selbst Materie, sondern die Folge einer ganzen Reihe von Vorgängen und Verrichtungen, welche die Materie in ihrer organisierten Form zu Tage treten läßt. So sind auch Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. nicht Materie an sich, sondern besondere Formen

ihrer Thätigkeit. Mit einem Wort — die an der Materie wahrzunehmenden Eigenschaften oder Erscheinungen beziehen sich nicht auf das, was Materie ist, sondern auf das, was Materie thut, und zwar mit Hilfe einer zusammenwirkenden Thätigkeit zahlloser Millionen von Atomen und Molekülen. Je höher diese Komplexität in den organischen Körpern steigt, um so höher und staunenswerter werden auch ihre Leistungen oder Verrichtungen. Niemand erwartet in einer einfachen Staubflocke die Zusammensetzung und bildende Kraft eines Häufchens von Protoplasma zu finden. Und ebensowenig wird man von einer nicht unter bestimmte Bedingungen oder in bestimmte Zustände gebrachten Materie geistige Leistungen erwarten dürfen. Die großartigen Verschiedenheiten in den Leistungen der Materie je nach ihrer Zusammensetzung oder je nach den begleitenden Umständen sind ja eine Sache der gewöhnlichsten und täglichsten Erfahrung. Wer, der durch seine Erfahrung nur die einfachen Begriffe von Holz und Metall in sich aufgenommen hatte, ehe Musik erfunden war, hätte jene himmlischen Melodien ahnen können, welche durch die geeignete Verbindung dieser beiden Stoffe nun in unsern Konzertsälen ertönen? Oder wer hätte, ehe die heutigen Fortschritte der Chemie, insbesondere der organischen Chemie, bekannt waren, ahnen können, daß die leisesten Verschiebungen in der atomistischen Zusammensetzung weniger Elemente oder bei den sog. isomeren und allotropen Körpern bloße Veränderungen in der gegenseitigen Lagerung der Atome bei gleicher stofflicher Zusammensetzung, die weitgehendsten Verschiedenheiten in den Eigenschaften der betreffenden Körper zur Folge haben könnten?

Somit ist klar, daß zwischen dem Ding, das man gewöhnlich als „Materie" bezeichnet, und den Erscheinungen, welche dieselbe hervorzubringen imstande ist, ein gewaltiger Unterschied besteht. Wir können daher nicht sagen, daß Leben, Bewußtsein, Geist u. s. w. Materie oder selbst nur materielle Bewegung seien, sondern nur, daß sie Erscheinungen darstellen, welche potentialiter oder der Kraft nach in der Materie enthalten sind und welche zu Tage

treten, wenn die Materie in gewisse Zustände der Zusammensetzung und damit verbundener Thätigkeit gerät — was übrigens nur die Folge langdauernder und höchst schwieriger Entwickelungsprozesse sein kann. Wenn man daher von dem Standpunkt des alten und veralteten Begriffs der Materie aus mit denjenigen sympathisieren kann, welche sich über die materialistischen Tendenzen der modernen Wissenschaft ereifern und von einem Evangelium oder einer Philosophie des Schmutzes zu reden sich berechtigt halten, so ist dieses nicht mehr erlaubt gegenüber denjenigen, welche jenen Begriff als den Ausdruck einer rohen und dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr entsprechenden Anschauungsweise der Dinge längst überwunden haben.

Danach muß nun jeder Einzelne mit sich selbst darüber zu Rate gehen, ob er fernerhin die „Materie“ als jene Bettlerin in Lumpen betrachten will, als welche sie bisher dem ungebildeten Verstand erschienen ist, oder ob er sie in ihrer wahren Gestalt und angethan mit jenem reichen Prachtgewand erblicken will, mit welchem die moderne Wissenschaft sie bekleidet hat. Der wissenschaftliche Geist der Neuzeit verlangt gebieterisch eine einheitliche Auffassung der Welt an Stelle der alten dualistischen Vorstellungen oder den Glauben an einen einheitlichen Grund aller Dinge, welcher, so verschieden und verschiedenartig auch die aus ihm hervorgehenden Erscheinungen sein mögen, doch in seinem wahren Wesen überall derselbe ist. Und wenn dieser Glaube einmal gesiegt haben wird, wird zugleich die so lange geübte, unwissenschaftliche Verachtung der Materie ihr Ende erreicht haben, und die Welt des so lange mißverstandenen und in Verruf erklärten Materialisten wird größer und schöner sein, als irgend eine der jemals von Theologen oder Philosophen erträumten oder künstlich aufgebauten. (Zum Teil nach einem trefflichen Aufsatz von E. Noble in der von Paul Carus herausgegebenen Wochenschrift: „The Open Court“ (Chicago, 26. Nov. 1891.)





Herr Balduin Säuberlich und der Materialismus.



Die Kritik, welche der bekannte Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, F. A. Lange, in dem zweiten Teile seiner sonst so verdienstvollen Schrift an der von ihm geschilderten philosophischen Richtung, gestützt auf Kant'sche Prinzipien, übt, hat schon manchem nicht klar Denkenden oder nicht hinlänglich Unterrichteten den Kopf verdreht. So scheint es auch Herrn Balduin Säuberlich, dem Verfasser des Leitartikels „Scheidung der Begriffe“ in Nr. 4 des „Correspondenzblattes“ ergangen zu sein. Hätte sich Herr S. vor Niederschreibung seines Artikels die Mühe genommen, meine beiden Aufsätze „Anti-Kant“ und „Kant und F. A. Lange“ in dem zweiten Band meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft“ (Leipzig 1884), sowie den Aufsatz „Meine Philosophie“ in meiner Schrift „Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart“ (Leipzig 1890) zu lesen, so würde er vielleicht ein wenig anders geurteilt und eingesehen haben, daß es ihm gerade so ergangen ist, wie seinerzeit dem Herrn Tarnuzzer, dem Verfasser einer kritischen Besprechung meiner philosophischen Richtung in dem in Milwaukee in Amerika erscheinenden „Freidenker“. Er würde auch nicht

haben behaupten können, daß der Materialismus auf die Lange'schen Ausführungen „diese ganze Zeit" geschwiegen habe, oder daß seit dem Erscheinen von Lange's Buch der Materialismus in philosophischen Köpfen (?) gänzlich überwunden sei. Verfasser dieses ist so eingebildet, sich auch zu den „philosophischen Köpfen" zu rechnen, wenn auch nicht im Stile der herrschenden Schul-Philosophie; und er dürfte dazu mindestens ebensoviel Recht haben, wie der Verfasser der „Scheidung der Begriffe", von dessen philosophischen Leistungen oder Verdiensten bis jetzt nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Aber obgleich er sich selbst durch Lange's Ausführungen nicht getroffen fühlte, da er kein „Materialist" im Sinne eines philosophischen Systems ist oder sein will (man vergleiche meine Schrift „Kraft und Stoff", 17. Auflage, S. 66—77, sowie die verschiedenen Artikel über Materialismus und Verwandtes in meinen gesammelten Aufsätzen „Aus Natur und Wissenschaft", zwei Bände, und in „Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart"), so war es ihm doch unmöglich, in jenen Ausführungen eine Reihe von Sophismen und klaffenden Widersprüchen, in welche sich Herr Lange zu seinem Schaden und zum Schaden seiner Sache verwickelt, und welche zeigen, daß er sich selbst über die philosophische Richtung oder Denkweise, die er unter dem Namen des „Materialismus" zu bekämpfen sucht, durchaus unklar ist — unaufgedeckt zu lassen. — Auch die vulgäre, stehend gewordene Behauptung, daß der wissenschaftliche Materialismus sich allein an das Sinnenfällige halten wolle, würde Herr S. wohl kaum gewagt haben, wenn er Kenntnis von des Verfassers Aufsatz über „Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" (Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart, Berlin 1887, ferner in der Schrift über den Menschen, 3. Auflage, Note 112), in welchem sich derselbe gründlich mit dem neuerdings Mode gewordenen erkenntnistheoretischen Skeptizismus der Gegenwart auseinandergesetzt hat, genommen hätte. Der wissenschaftliche Materialismus geht weit über das Sinnenfällige hinaus, während

gerade seine idealistisch gesinnten Gegner sich bei mehrfacher, ihnen passender Gelegenheit darauf steifen, sich nur an das Sinnenfällige halten zu wollen, wie z. B. in der bekannten Streitfrage von der tierischen Abstammung des Menschengeschlechts.

Ganz und gar hat sich Herr S. unseres Erachtens verirrt bei Beurteilung der atomistischen Theorie. Seine Behauptung, daß die physikalische Wissenschaft an die Stelle des Atoms das „Kraft-Centrum" gesetzt habe, ist ganz aus der Luft gegriffen. Nicht die physikalische Wissenschaft hat dies gethan, sondern phantastische Naturphilosophen, welche auf diese Weise dem Idealismus oder Spiritualismus das Feld offen halten zu können glaubten. Aber freilich werden dieselben niemals imstande sein, dem gesunden Menschenverstand begreiflich zu machen, wie aus einer noch so großen Aufeinanderhäufung von ausdehnungslosen „Kraftmittelpunkten" Ausgedehntes oder Stoff entstehen könne. Man vergleiche deshalb die Anmerkung auf Seite 50 meiner Schrift „Kraft und Stoff", 17. Auflage. Wenn daher Herr S. der Meinung ist, daß die von ihm verteidigte „Dynamische Weltanschauung" den Stoff (somit auch ihn selbst?) gänzlich beiseite geschafft habe (!), so muß eine solche Behauptung eben so bedenkliches Kopfschütteln erregen, wie die bekannte Antwort des Kandidaten Hieronymus Jobses. Jedenfalls könnten die Materialisten dem gegenüber mit demselben und noch weit besserem Rechte behaupten, daß ihre Weltanschauung die Kraft, welche sie nur als eine Eigenschaft oder Bewegung des Stoffes definieren, „gänzlich beiseite geschafft habe". Übrigens ist diese ganze Streitfrage für den wissenschaftlichen Materialismus, vulgo Monismus, gar nicht vorhanden, da ja sein Hauptgrundsatz dahin geht, daß „Kraft" und „Stoff" im Wesen und in Wirklichkeit das nämliche und nur im Gedanken oder in der Abstraktion trennbar sind.

Was die etwas dunkle Auseinandersetzung des Herrn S. über das Verhältnis der Begriffe Materialismus, Monismus, Spiritualismus, Idealismus, Realismus, Dualismus u. s. w. betrifft, so glaubt sich Verfasser über diese Materie an verschiedenen

Stellen seiner Schriften, insbesondere in der dritten Abteilung seiner Schrift über den Menschen und seine Stellung in Natur und Gesellschaft so ausführlich verbreitet zu haben, daß er dem nichts weiter hinzuzufügen für nötig hält. In derselben Abteilung der letztgenannten Schrift ist auch die gesellschaftlich-sozialistische Seite des Freidenkertums, deren Anerkennung Herr S. so schmerzlich vermißt, eingehend darlegt, und hat diese Darlegung, wie Verfasser aus eigener Erfahrung weiß, in weiten und nicht bloß freidenkerischen Kreisen die gebührende Anerkennung gefunden. Herrn S. scheint diese Darlegung, wie so viele andere Darlegungen des Verfassers, leider unbekannt geblieben zu sein. Derselbe hat, wie es scheint, mit seiner ganzen Polemik gezeigt, daß er in einen Fehler verfallen, in den so viele zu verfallen pflegen, nämlich vorschnell über eine Sache oder Richtung zu urteilen, mit der er sich vorher nicht genügend bekannt gemacht hat. Insbesondere hätte man von Einem, der es unternimmt, sich in eine so scharfe Kritik des Materialismus einzulassen, erwarten dürfen, daß er sich vorher eingehend mit den Schriften eines Autors bekannt gemacht hätte, der, wenn auch vielleicht mit Unrecht, als der Hauptvertreter des wissenschaftlichen Materialismus der Gegenwart gilt. Wenn Herr S. dieses offenbar unterlassen hat in der Meinung, genügend durch andere unterrichtet zu sein, so ist ein solcher Fehler um so unverzeihlicher, je größer die Überhebung ist, mit welcher der Fehlende dem Freidenkertum, an dessen Spitze der Verfasser dieses Aufsatzes in Deutschland seit langen Jahren steht, und der sich hierdurch persönlich getroffen fühlen muß, den schweren Vorwurf machen zu dürfen glaubt, daß dasselbe seit einem Menschenalter nichts gelernt habe, und daß es in seiner jetzigen Gestalt vor einem wahrhaft philosophisch denkenden Kopf (?) beschämt die Augen niederschlagen müsse!? Das Umgekehrte dürfte hier besser passen. Dasjenige, was in Deutschland leider immer noch infolge der verderblichen Nachwirkung der Kant—Fichte—Schelling—Hegel'schen Periode von vielen Seiten als wahres „philosophisches Denken“ angepriesen wird, dürfte seinen Namen

wie „lucus a non lucendo“ haben. Daß wir uns von diesem entnervenden Einfluß geistiger Onanie und philosophischer Selbstanbetung oder spekulativen Taumels befreit haben, ist gerade das Hauptverdienst der in unserem Jahrhundert so kühn und erfolgreich voranschreitenden realistischen Wissenschaft und der auf dieselben gebauten *wissenschaftlichen* (nach Herrn S. materialistischen?) *Weltanschauung*. Daß diese Weltanschauung nicht alles erklären oder nicht ein „vollkommenes Weltbild“ geben kann, ist ein Fehler, den sie mit allen übrigen Weltanschauungen teilt. Daß die „schwingende Gehirnfaser“ (in Wirklichkeit sind nicht die Fasern, sondern die Gehirn*zellen* Sitz psychischer Thätigkeit) den Gedanken nicht „erklärt“, mag richtig sein; aber noch viel weniger erklärt ihn die spiritualistische Hypothese, welche es gänzlich unerklärt und unbegreiflich lassen muß, wie Geistiges und Körperliches als zwei nach ihrer Meinung grundverschiedene Dinge in gegenseitige Beziehung zu einander treten oder auf einander wirken können. Dagegen ist es eine offen daliegende und ganz unbestreitbare Thatsache, *daß* das Gehirn in seinen verschiedenen Abstufungen vom Tier zum Menschen durch seine Thätigkeit den Gedanken erzeugt; und an dieser Thatsache kann keine Philosophie vorbeikommen, außer auf gewaltsame Weise. So wenig wie Kraft und Stoff in der Natur irgendwo und irgendwie getrennt vorkommen, so wenig kann ein Denken stattfinden ohne Gehirn- oder Nervensubstanz oder eine solche unversehrte Substanz sein ohne psychische Thätigkeit.

Wenn somit Verfasser in fast allen Punkten anderer Meinung ist, als Herr S., so bleibt doch *ein* Punkt übrig, in welchem er dessen Meinung vollkommen zuzustimmen imstande ist. Es ist der Gedanke, daß man besser thun würde, das vieldeutige und in so vielen Köpfen ganz falsche Vorstellungen weckende Wort „Materialismus“ bei Gelegenheit künftiger Diskussionen ganz aus dem Spiele zu lassen. Ein eigentlicher Materialismus, wie sich Herr S. denselben vorstellt, d. h. eine philosophische Richtung, welche es unternähme, alle Erscheinunge[illegible] aus der

bloßen Materie zu erklären, giebt es gar nicht. Es giebt nur eine solche, welche Stoff und Kraft, Materie und Geist und deren Unzertrennlichkeit zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen nimmt — auf Grund einer ganzen und übereinstimmenden Reihe von Aussprüchen hoch angesehener Gelehrten, welche die drei ersten Seiten des ersten Kapitels meiner Schrift „Kraft und Stoff" füllen. Der Kampf des Herrn S. gegen das, was er „Materialismus" nennt, ist daher ein Kampf gegen Windmühlen — wie denn überhaupt jeder der zahllosen antimaterialistischen Schriftsteller sich eine andere und für seine Zwecke geeignete Vorstellung von seinem gefürchteten Gegner macht. Vielleicht trifft man das Richtige, wenn man obige Ausdrücke als Bezeichnungen für zwei anscheinend verschiedene Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben, uns unbekannten und ewig unbekannt bleibenden Urgrundes aller Dinge ansieht. Es hat daher gar keinen Sinn, wenn Herr S. von einer „Weltanschauung des Materialismus" spricht und verlangt, daß das Freidenkertum sich nicht in das Schlepptau dieser Anschauungsweise nehmen lassen solle. Ein solcher Ausdruck hat nur insofern eine gewisse Berechtigung, als er im Gegensatz zu dem bisher herrschenden Spiritualismus, Dualismus und theoretischen Idealismus angewendet wird und als solcher gebräuchlich geworden ist. Dagegen hat das Freidenkertum als solches gar keine Beziehung zu diesen Wortstreitigkeiten und überhaupt keinen Anlaß, sich an eine bestimmte philosophische Richtung anzuschließen. Sein Schwerpunkt liegt in der Kritik, und diese Kritik liegt, wie Herr S. ganz richtig bemerkt, ebensowohl auf historischem, wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet — aber nicht auf ersterem allein, wie Herr S. meint, sondern auf beiden Gebieten zugleich. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der einzelne Freidenker sich nicht je nach seinem individuellen Geschmack dieser oder jener philosophischen Lehrmeinung zuwenden könne. Nur Eines kann er, wie es mir scheint, nicht missen: Es ist die Anerkennung einer natürlichen, in sich selbst ruhenden und durch das Gesetz von Ursache und Wirkung verknüpften Weltordnung

und der Erkenntnis einer hierauf und auf den Resultaten der Wissenschaft beruhenden wissenschaftlichen Weltanschauung. Diese Weltanschauung braucht weder materialistisch, noch spiritualistisch, weder realistisch noch idealistisch, weder monistisch noch dualistisch, sie braucht nur natürlich zu sein. Sie kann sich auch mit dem Voranschreiten der Wissenschaft ändern oder vollkommener werden, niemals aber den Standpunkt der Wissenschaft selbst verleugnen. Die einzelnen Lücken, welche unsere wissenschaftliche Erkenntnis in der Kontinuität der Schöpfung offen läßt, werden mit der Zeit immer mehr ausgefüllt werden und müssen dort, wo diese Ausfüllung hoffnungslos ist, durch Vernunftschlüsse überbrückt werden. Aber diese Erkenntnis hat nichts zu thun mit der Frage nach dem letzten Urgrund aller Dinge, über welche sich jeder einzelne Freidenker seine eigenen Gedanken machen mag, wenn er das Bedürfnis dazu empfindet.

Das Warum? wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn;
Doch das Wie? ist sonnenklar,
Wenn die Welt wir recht verstehn.





Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seele?



So lautet der Titel einer soeben (1892) in vierter Auflage erschienenen Streitschrift des Herrn Licentiaten Dr. O. Riemann in Magdeburg gegen Ludwig Büchners zehn Briefe über „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft". (Leipzig 1889.) Die Herren Theologen und Geistlichen sind bekanntlich trotz ihres friedlichen Berufs von je sehr zur Polemik geneigt gewesen und sind bis auf den heutigen Tag die alten Streithähne geblieben. Dieses ist auch in keiner Weise verwunderlich; denn bei der Schwäche ihrer wissenschaftlichen Position und der Angreifbarkeit ihrer Standpunkte müssen sie stets auf dem Plane sein, um sich ihrer Feinde oder Angreifer zu erwehren. Sie müssen es um so mehr, als es sich dabei nicht bloß um die Sache, sondern auch um eine Personenfrage handelt, und als ihre ganze Existenz dabei mehr oder weniger in Frage kommt. Denn was sollte aus ihrer ganzen Schar, aus ihrem immer noch großen und einflußreichen Stande werden, wenn die Menschen einmal anfangen würden, das haltlose Märchen von dem ewigen Fortleben der menschlichen Seele nach dem Tode als ein Märchen zu erkennen und einzusehen, daß die ganze Vermittlerrolle zwischen

Himmel und Erde, welche sich der geistliche Stand zur Aufgabe gesetzt hat, eine ebenso angemaßte wie entbehrliche ist! Man darf es daher dem Herrn Licentiaten der Theologie von seinem Standpunkt aus nicht verübeln, wenn er seine Oratio pro domo (Rede für das eigene Wohl) nicht im Pulte gelassen, sondern keck in die Welt gesandt hat. Auch legen die vier Auflagen, welche die kleine Schrift innerhalb kurzer Zeit erlebt hat, während die bekämpfte Büchnersche Schrift noch vor ihrer ersten Auflage steht, deutliches Zeugnis dafür ab, daß der großen Menge der Menschen durchaus das Verständnis und der gute Wille für eine wissenschaftliche Erörterung derartiger Fragen abgeht, und daß diese Menge es bei weitem vorzieht, sich in der Frage der persönlichen Fortdauer in einen angenehm scheinenden Traum einwiegen zu lassen, als der Wahrheit kühn in das Gesicht zu sehen.

Allerdings glaubt Herr Riemann ebenfalls mit Hilfe logischer und wissenschaftlicher Gründe seine Polemik durchführen zu können, wobei es ihm übrigens auf einige Verdrehungen, einige absichtliche Mißverständnisse oder Auslassungen nicht ankommt. Er denkt eben, wie so viele seiner Amtsbrüder aus alter und neuer Zeit, daß der gute Zweck die Mittel heiligt. Aber der Glaube an die Güte seiner Sache ruht auf ebenso schwachen Füßen, wie der Glaube an die persönliche Fortdauer selbst. Hätte er sich auf den rein christlichen Standpunkt gestellt und die keinen Widerspruch vertragende christliche Offenbarung den Leugnern des Unsterblichkeitsglaubens entgegengehalten, so würde seine Position, (wie ihm dieses ja auch eine von ihm selbst in der Vorrede zur vierten Auflage citierte Kritik in der „Christlichen Welt“ zum Vorhalt macht) ungemein an Stärke gewonnen haben, und er würde von vornherein alle diejenigen für sich gehabt haben, welche in Sachen der Religion und des christlichen Glaubens jede Intervention der Wissenschaft und Vernunft abweisen. Wer sich aber an der Hand christlicher Dogmenlehren an diese beiden heranwagt, kann sich dabei nur die Finger verbrennen. So ist es denn auch dem Herrn Licentiaten ergangen. Namentlich verraten seine Äußerungen

über die Gehirnfrage, ohne welche die Seelenfrage gar nicht verstanden werden kann, eine Unkenntnis, welche bei einem bloßen Theologen, nicht aber bei einem in die Beurteilung solcher Fragen sich einmengenden theologischen Kritiker verzeihlich sein mag. Die Hauptautoritäten, auf welche Herr Riemann sich stützen zu dürfen glaubt, sind ein Herr Schmick und ein Herr Luz, zwei in der wissenschaftlichen Welt gänzlich unbekannte Größen, während er besser gethan haben würde, seine Nase in einige gute Werke über die hier zuständigen Disziplinen der Anatomie, Physiologie, Ethnologie, vergleichenden Psychologie u. s. w. zu stecken. Freilich kann man das von einem Theologen kaum verlangen; aber man kann dafür verlangen, daß er über die Unsterblichkeitsfrage nicht aus anderen Gründen, als den ihm geläufigen theologischen, öffentlich urteilen möge.

Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt der Schrift selbst, eine Polemik gegen die Polemik, verlohnt sich unter solchen Umständen nicht der Mühe. Wer an die persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt und daran zu glauben entschlossen ist, wird in seiner Überzeugung durch Schriften, wie diejenige von Riemann, Schmick, Luz u. a. nicht gestärkt, durch gegenteilige nicht erschüttert werden. Wer aber den Mut hat, als Freidenker die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Wissenschaft und Vernunft zu betrachten, der wird sehr bald auf Standpunkte kommen, wie sie die Büchnersche Schrift in so klarer und überzeugender Weise entwickelt hat. Den daselbst aufgeführten Gründen gegenüber können die Riemannschen Tiraden nur als schillernde Seifenblasen betrachtet werden, welche bei der ersten Berührung mit einer gesunden, auf Thatsachen sich stützenden Logik zerplatzen.





Monismus und Dualismus.



Es ist eine eigentümliche, oft bestätigte Erfahrung, daß der „Geist" in der Regel von denen am meisten citiert und angebetet wird, welche davon am wenigsten besitzen. An diese Erfahrung wurden wir erinnert durch die Lektüre einer kleinen Schrift von Herrn Dr. Eugen Dreher[1]), weiland Dozent an der Universität Halle und jetzt, wie es nach einer von demselben herausgegebenen Sammlung pädagogischer Vorträge (Bielefeld 1892) scheint, in einen Schullehrer verwandelt. Nun — von den Schullehrern und Apothekern pflegt bekanntlich boshafter Weise behauptet zu werden, daß sie dreizehn Männchen und nur zwölf Stühlchen in ihrem Kopfe hätten, und daß daher immer ein Männchen umherliefe, ohne einen Sitz finden zu können. Dieses trifft nun allerdings bei Herrn Dreher nur bedingungsweise zu, indem es nicht ein, sondern zwei Männchen sind, welche keine Ruhe finden können; sie heißen der „Geist" und das „Ich". Von diesen beiden schönen Dingen glaubt Herr Dreher bei sich und anderen soviel entdeckt zu haben, daß er keinen Anstand nimmt, sich in offenen Widerspruch mit dem größten Teile der gelehrten

[1]) Dr. Eugen Dreher: Der Materialismus, eine Verirrung d lichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltansch

zu setzen und dem jetzt herrschenden Monismus gegenüber für den Dualismus von Kraft und Stoff, von Gehirn und Seele, von Materie und Geist oder für die dualistische Weltanschauung überhaupt eine Lanze zu brechen. Dabei hat er die Stirne, diesen Anachronismus mit dem Namen einer „zeitgemäßen“ (?) Weltanschauung zu beehren und den wissenschaftlichen Materialismus, welcher gleichbedeutend mit Monismus ist, in einer Weise zu beschimpfen, welche ganz aus dem Rahmen wissenschaftlicher Erörterung heraustritt. Nicht nur ist derselbe nach Herrn Dreher eine „Verirrung des menschlichen Geistes“, welcher sich allen Geisteswissenschaften „feindselig erweist“, sondern er schlägt auch die Brücke zu dem Materialismus der Gesinnung, „der in der Fröhnung der rein sinnlichen Natur des Menschen sein Ziel erblickt“, oder bildet gewissermaßen „die Grundlage für den hohlen und gefährlichen Materialismus der Lebensweise“.

Auch erspart ihm Herr Dreher nicht den so oft gehörten und beinahe stereotyp gewordenen Vorwurf der „Seichtigkeit“, ohne diesen Vorwurf irgendwie begründen und diese angebliche Seichtigkeit durch eigne Tiefe wett machen zu können. Dabei ist er (selbstverständlich im eignen Interesse) großmütig genug, um dem Materialismus wenigstens das Recht, auf Widerlegung Anspruch zu machen, zuzugestehen. Den Verfasser dieser Entgegnung und dessen Schriften glaubt er mit der verächtlich klingenden Bezeichnung „der bekannte Materialist“ abthun zu können.

Bei solcher Voreingenommenheit kann es nichts Auffallendes haben, daß die vermeintlich philosophischen Auseinandersetzungen des Herrn Dreher, welche auf dem bekannten tautologischen und daher nichtssagenden „Cogito, ergo sum“ (Ich denke, daher bin ich) des Descartes als angeblich unerschütterlicher Grundlage aufgebaut werden, mehr oder weniger wertlos sind und auf ernstliche wissenschaftliche Widerlegung keinen Anspruch machen können. Sie sollen einfach, wie auch der Verfasser in seinem „Nachwort“ offen einzugestehen keinen Anstand nimmt, dazu dienen, den alten, halb philosophischen, halb theologischen Begriffen von Gott, Un-

sterblichkeit und Willensfreiheit zum wer weiß wievielten Male gegenüber dem materialistischen Ansturm eine Stütze zu bereiten. Diese vergebliche Arbeit ist nun aber bereits so unzählige Mal, und zwar zum Teil von besseren Federn, als diejenige des Herrn Dreher, ausgeführt worden, daß sich Herr Dreher die auf sein Schriftchen verwendete Mühe wohl hätte ersparen können.

Übrigens wollen wir von Herrn Dreher nicht Abschied nehmen, ohne ihm einige Vorhalte zu machen, welche ihm selbst zwar schwerlich die Augen öffnen werden, welche aber für solche, die allenfalls geneigt sein möchten, ihm auf seinen philosophischen (?) Pfaden zu folgen, von einigem Wert sein dürften.

Auf Seite 14 und 15 wird die Materie als „kraftloser Stoff" definiert, welcher einer ihn bewegenden Kraft Widerstand entgegensetzt, die Kraft dagegen als das „Agens, welches die Materie zur Bewegung antreibt". Auf Seite 21 wird dann weiter behauptet, daß die heutige Naturwissenschaft „mit fast zwingender Überzeugungskraft" lehre, daß im Anfang nur die „tote" Materie vorhanden war, auf welche dann erst später die niedrigsten Lebewesen folgten. Nein, Herr Dreher, so etwas hat die heutige Naturwissensaft nicht gelehrt und wird es niemals lehren. Sie kennt weder einen kraftlosen Stoff, noch eine tote Materie, noch eine stofflose, als Agens wirkende Kraft. Das sind Dinge, die nur Ihre dualistische Vexir-Brille Ihnen zu sehen gestattet. Wer sich dieser Brille nicht bedient, wird es sehr natürlich finden, daß der Widerspruch gegen die materialistische (vulgo monistische) Weltanschauung, wie Herr Dreher auf Seite 27 sebst zuzugestehen sich genötigt sieht, „bisher wenig Erfolg hatte" — wobei freilich der heimliche Gedanke mit unterläuft, daß sich diese traurige Sachlage nunmehr nach Erscheinen der Dreherschen Verdrehungen in ihr Gegenteil umwandeln werde. Beweist der Verfertiger derselben ja doch auf Seite 43 sonnenklar, daß die Sinnesenergieen nicht materiell, sondern „geistiger Natur" sind, daß uns ferner „die Sinne eine Welt vorspiegeln, deren Existenz die Physik in Abrede stellen muß" (?), und daß endlich wir es bei unseren

Sinneswahrnehmungen bloß mit „Symbolen" oder „Zeichen" der „Dinge an sich" zu thun haben, „von deren Vorhandensein uns jene Wahrnehmungen zwar benachrichtigen, ohne uns jedoch Kunde von dem Wesen der hinter dem Vorhange der Erscheinungen verborgenen Räder und Hebel zu bringen." Sic! Also Räder und Hebel, durch welche hinter dem Vorhang der Erscheinungswelt das „Ding an sich" bewegt wird!? Herr Dreher, Herr Dreher, wohin haben Sie sich auf Ihrem Drehstuhl verirrt? Wenn diese Räder und Hebel keinen Materialismus in optima forma (in bester Form) verraten, so weiß ich nicht, was Materialismus ist. Und dennoch behaupten Sie bereits auf der unmittelbar folgenden Seite, daß die Materie keine andere Berechtigung habe, als diejenige, „einen Gegensatz zum Geiste zu bilden!" Wobei Sie freilich gänzlich unerklärt und immer unerklärt lassen müssen, wie solche Gegensätze zusammen kommen und auf einander wirken können, um ein drittes harmonisches Ganze zu bilden!

Schließlich nimmt Herr Dreher auch noch seine Zuflucht zu dem von der großen Schar der Spiritisten hoch willkommen geheißenen Hypnotismus und den ihm verwandten hysterischen Phänomenen, um seine dualistischen Extravaganzen zu stützen, was freilich kein großes Vertrauen in seine sonstigen Beweisgründe verrät, da er sonst einer so verdächtigen oder zweideutigen Hilfe leicht hätte entraten können. Verblüffender, als dieser hypnotische Beweis, ist der für die Existenz der Seele aus der Existenz des „höchsten Wesens" gezogene Beweis. „Die Existenz dieses Wesens verbürgt die der Seele und straft jede materialistische und pantheistische Weltanschauung Lügen". Nur schade, daß Herr Dreher in seiner hohen Weisheit vergessen hat, vorher die Existenz dieses „höchsten Wesens" zu beweisen. Freilich erklärt derselbe, „daß unser Denken vor dem Denken des höchsten Wesens machtlos zusammenbricht" — eine Versicherung, die wir Herrn Dreher, soweit er sich selbst dabei im Auge hat, auf's Wort zuzugestehen bereit sind. Ebenso täuscht er sich nicht, wenn er von seinem Standpunkte aus uns versichert, daß „Gottes Wege unerforschlich

bleiben", daß die „Bedeutung des Gebetes mit dem Glauben an seine Macht wächst", daß der Dualismus den Glauben an Unsterblichkeit stützt, und daß ein „idealer Sinn nur dort wohnen kann, wo man den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nicht als eine gefällige Selbsttäuschung „schwacher Geister" erachtet". Davon, daß der Materialismus der Wissenschaft zugleich der höchste Idealismus des Lebens ist, hat Herr Dreher natürlich keine blasse Ahnung. Er bleibt dabei und wird dabei bleiben, daß er allein recht hat, und daß er das Verdienst habe, „auf dem Boden gewissenhaftester und schärfster Kritik (?) stehend und unbekümmert um die herrschende Zeitströmung", der Welt die große Lehre zugerufen zu haben: „Nicht der Monismus, sondern der Dualismus ist eine den Forderungen der Zeit Rechnung tragende Weltanschauung, der allein eine erlösende Macht zukommt".

Danach dürfte es scheinen, daß der vor nunmehr beinahe zweitausend Jahren zur Welt gekommene Erlöser nur der Johannes des Herrn Dreher gewesen, und daß mit dem letzteren der Welt erst das wahre Licht aufgegangen sei. Mag dieses übrigens sein, wie es wolle, jedenfalls wollen wir Herrn Dreher, um ihm auch etwas Gutes nachzuweisen, zugestehen, daß er mit bemerkenswertem Mut (welcher allerdings mit bemerkenswerter Unwissenheit in physiologischen Dingen gepaart ist) seine dem jetzigen Stande der Wissenschaft diametral entgegenstehende dualistische Meinung offen und ohne Rückhalt herausgesagt hat, und daß er nicht, wie so viele seiner Gesinnungsverwandten und Mitkämpfer auf dem Felde des Dualismus, gleich einer Katze um den heißen Brei herumgegangen ist. Darum hat er auch verdient, eine so offene und rückhaltslose Antwort, wie die vorstehende zu bekommen. Eine ähnliche Antwort versprechen wir allen denjenigen, welche sich in ähnlicher Weise, wie Herr Dreher, noch weiter bemühen sollten, unserem vermeintlichen „Materialismus" den Garaus zu machen.



Ein moderner Geisterseher.



„Da seht, welch ein Hanswurst aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht."
Shakespeare: Lustige Weiber.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, nach beinahe ein halbes Säkulum währenden litterarischen Fechterstudien mit allen möglichen und unmöglichen Gegnern sich geistig ermüdet und wenig aufgelegt fühlt, dieses unfruchtbare Hin- und Her-Gezerre noch länger fortzusetzen, so empfindet man es als eine Art geistiger Erholung oder Wohlthat, wenn man zufällig auf einen Widersacher trifft, der auch der Heiterkeit ihr Recht läßt und mehr den Humor, als eine ernsthafte Kontroverse herausfordert. Ein solcher Widersacher ist der als Mystiker und Spiritist in weiten Kreisen bekannte Herr Dr. Carl du Prel, dem es soeben gelungen ist, in der bekannten Universalbibliothek von Reclam (jedes Bändchen à 20 Pf.) das große „Rätsel des Menschen" an der Hand seiner Geheimwissenschaft bis zu einem solchen Grade zu lösen, daß nichts mehr zu erklären übrig bleibt, und daß dem kleinen Schriftchen am Schlusse ein vollständig geordnetes Schema dieser großen Entdeckung angefügt werden konnte.[1]) Wenn man die

[1]) Dr. Carl du Prel. Das Rätsel des Menschen. Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaft. Leipzig, Reclam 1892.

ungemeine Wichtigkeit dieser Entdeckung mit der Bescheidenheit der Gewandung vergleicht, in der sie dem Publikum vorgeführt wird, so könnte wohl einiges Mißtrauen rege werden, wenn man nicht alsbald durch den Verfasser darüber belehrt würde, daß alle, die nicht an seine Wundergeschichten glauben, entweder „Narren“ oder „Philister“ oder „Unwissende“ oder „Blinde“ oder „hartnäckige Materialisten“ sind. Ein solcher blinder Materialist ist z. B. in den Augen des Herrn du Prel der Verfasser dieses Aufsatzes, weil er (horribile dictu) „die Thatsache leugnet, daß Gespenster durch verschlossene Thüren hereinkommen“ (S. 51). In der That, Herr du Prel, ich nehme mir in Übereinstimmung mit vielen, nicht gerade auf den Kopf gefallenen Leuten die Freiheit, diese „Thatsache“ (??) zu leugnen. Ja, ich gehe noch weiter und leugne sogar (erschrecken Sie nicht!), daß es überhaupt Gespenster giebt — außer im Theater oder in Schaubuden. Was sagen Sie dazu? Ist das nicht eine unerhörte Frechheit von seiten eines blinden Materialisten gegenüber den zahllosen Beweisen des Gegenteils, die Sie, wie ein Zauberkünstler seine Spielkarten, nur so aus dem Ärmel schütteln?

Aber nein — bitte um Verzeihung — ich überzeuge mich soeben bei näherer Betrachtung, daß ich doch eigentlich im Unrecht bin, und daß es in der That Gespenster recht handgreiflicher Art giebt. Ist denn z. B. der sogenannte „Astral- oder Äther-Leib“, den Sie an dem Menschen vermöge Ihrer Geheimwissenschaft entdeckt haben, nicht ein solches Gespenst? Und sind die zahllosen Mysterien und Spukgeschichten, die in ihrem Kopfe durcheinanderwirbeln, wie Schneeflocken im Winter, nicht auch Gespenster? Und ist die „Synthese von Religion und Wissenschaft, von Metaphysik und Naturforschung“, welche Sie auf Grund Ihrer neuen Geheimwissenschaft aufgebaut haben, nicht ein Gespenst der allervortrefflichsten Art?

Als der Mensch im Ur- und Natur-Zustand geistig noch nicht so weit entwickelt war, daß er sich die Frage nach der Ursache der ihn umgebenden Naturerscheinungen vorlegte, sondern,

indem er sich mit der Natur identifizierte, diese und alles, was ihn umgab, für eben so belebt und beseelt ansah, wie er selbst es war, da glaubte er in dem aller Religion vorausgegangenen Stadium des sogenannten Animismus, daß die Seelen oder Geister der Gestorbenen oder Abgeschiedenen gerade so fortlebten, wie vorher — ein Glaube, den ja die unerklärlichen Zustände des Schlafes, der Ohnmacht, der Träume, der Visionen und Hallucinationen u. s. w., vor allem aber die unbegreifliche Erscheinung des Todes, erheblich begünstigten. Die ganze Welt war in seinen Augen erfüllt von diesen umherschweifenden Seelen der Abgeschiedenen, die er sich als ganz materielle Wesen vorstellte, welche Freude an sinnlichen Genüssen hätten, Hunger und Durst empfänden, beim Gehen Spuren im Sande zurückließen und ihr Hauptvergnügen darin fänden, den Lebenden allerhand Schabernack oder Schaden anzuthun. Dabei waren die Menschen jener Zeit allerdings in den Geheimwissenschaften noch so zurückgeblieben, daß sie es für nötig hielten, in den von ihnen aus platten Steinen errichteten Grabeskammern runde Öffnungen anzubringen, damit die ruhelosen Seelen bequem aus- und einspazieren konnten, während die Geister der Gegenwart solche Behelfe nicht nötig haben, sondern ungeniert durch verschlossene Thüren hindurchgehen. Dieses erscheint um so auffallender, als ein wesentlicher Unterschied zwischen jenen Geistern der Vergangenheit und denen der Gegenwart im Grunde nicht zu entdecken ist. Oder man müßte denn annehmen, daß der allgemeine Fortschritt sich auch auf die Geisterwelt erstreckt habe, und daß ihre Bewohner im Laufe der Zeit dünner und ätherischer geworden seien. Dieses steht freilich wieder im Widerspruch mit den merkwürdigen Entdeckungen der amerikanischen Spiritisten, die gefunden haben (Wie? bleibt unbekannt), daß die Geister ein Gewicht von drei bis vier Unzen haben. Sie sind danach allerdings keine sehr „gewichtigen" Persönlichkeiten; aber ein solches Gewicht durch eine verschlossene Thür hindurch zu bringen, möchte doch seine Schwierigkeiten haben. Für Herrn du Prel existieren allerdings solche

Schwierigkeiten nicht. „Sind denn", so fragt er ganz naiv, (S. 63) „so außerordentliche Voraussetzungen nötig, um ein Gespenst für möglich zu halten?" Ach nein, geehrter Herr, es ist keine andre nötig, als eine völlige Abwesenheit wissenschaftlicher Kritik und gesunden Menschenverstandes — eine Abwesenheit, die freilich im allgemeinen häufiger sein dürfte als ihr Gegenteil. Wenn dieses nicht wäre, so wäre schwer zu begreifen, wie der Geisterspuk der Spiritisten, der doch nichts weiter ist, als eine neue Auflage des uralten Animismus oder des frühesten Gestammels der Unwissenheit in modernem Gewande, sich in unserer aufgeklärten Zeit mit einer nach Millionen zählenden Anhängerschaft brüsten könnte. Der Hang zum Mystischen oder Wunderbaren scheint eben unauslöschlich in der menschlichen Natur zu liegen, und uralte Thorheiten und Irrtümer wiederholen sich immer wieder in der Geschichte der Menschheit — nur mit dem Unterschied, daß sie jedesmal unter einer etwas veränderten Gestalt auftreten. Herr du Prel ist freilich der Meinung (S. 25), daß „wir seit hundert Jahren den Somnambulismus, seit fünfzig Jahren den Hypnotismus und seit vierzig Jahren den Spiritismus kennen", aber in Wirklichkeit sind diese drei Dinge so alt wie die Menschheit selbst und werden den Wunderbedürftigen der Gegenwart nur mit neuer Sauce und unter neuem Namen serviert. Auch die „Geister" selbst haben sich modernisiert, und wer sie nicht sieht oder sehen will, gleicht, wie Herr du Prel meint, denjenigen, „welche die Augen schließen und dann die Sonne leugnen" (S. 64)!

Also die Augen aufgemacht und die troſtreiche, von den Geheimwissenschaften an den Tag gebrachte Thatsache begriffen, daß „wir jetzt schon Geister sind", und daß „die sog. Toten viel lebendiger sind als die Lebenden!" Wer es nicht glaubt, der ist eben ein unverbesserlicher Materialist und will, wie z. B. „die Herren Dubois-Reymond und Meynert, mit dem Kopf durch die Wand rennen, was aber niemals zum Nachteil der Wa
fällt (S. 85)". Wer es aber glaubt, dem könnte geholf

wenn er sich des Rezeptes bedient, welches bekanntlich Goethe mit sehr derben Worten bei dem von Geistern besessenen Nicolai als so erfolgreich geschildert hat. Freilich wurde der Patient dabei nicht nur von „Geistern“, sondern auch gleichzeitig vom „Geist“ kuriert — was unsere modernen Spiritisten wohl nicht nötig haben werden, da ihre Geister auch ohne „Geist“ zu existieren imstande sind. Wer so glücklich ist, so intim mit „Geistern“ verkehren zu können, bedarf dessen im Grunde auch nicht. Der Glaube, der bekanntlich Berge versetzt, reicht für solche Gespenster, die durch verschlossene Thüren herein kommen, vollkommen aus, und weiteres ist ja nicht erforderlich, um Geister zu sehen, auch wenn keine da sind. „Ich kann Geister rufen“, so rühmt sich bekanntlich der Schotte Owen Glendower in Shakespeares Heinrich IV. (1. Teil) gegen den Heißsporn Percy, worauf dieser kühl zur Antwort giebt: „Das kann ich auch; aber sie kommen nicht.“ Eine bessere Antwort darf auch Herr du Prel auf seine Enthüllungen aus dem Geisterreiche, so sehr diese auch mit allerhand philosophischem Schnickschnack verbrämt und verklausuliert sind, nicht erwarten. Man rufe die Geister, aber — sie kommen nicht!

Die wahre Wissenschaft ist niemals „geheim“, sondern kann von jedem erlernt und begriffen werden, der die nötigen Voraussetzungen besitzt — während die Geheimwissenschaft des Spiritismus nur solchen Geistern zugänglich ist, die das Geheime mehr als das Offene, das Dunkle mehr als das Helle und die Einbildungen der Phantasie mehr als die Wirklichkeit lieben. Der heutige Spiritismus mit allen seinen Anhängseln ist eine jener geistigen Epidemien, welche von Zeit zu Zeit die Menschen heimsuchen, aber, wie jede Epidemie, vorübergehen. Zu bedauern bleibt dabei nur, daß selbst geistig bedeutende Menschen, wie du Prel, der Ansteckung nicht zu entgehen imstande sind und ihre schätzbaren Kräfte im Dienste einer verlorenen Sache verzehren.





Das Unbewußte.



„Es giebt nur Einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ In gleicher oder ähnlicher Weise sagt Herr A. Drews, Verfasser einer soeben erschienenen Geschichte der deutschen Spekulation seit Kant in zwei dicken Bänden[1]): „Es giebt nur Eine Philosophie, und Hartmann ist ihr Prophet.“ Die ganze deutsche Spekulation seit Kant hat nur dazu gedient, um dieser neuesten Phase der Philosophie, in welcher das ganze philosophische Denken der Gegenwart gipfelt, den Boden vorzubereiten. In ihr erhält auch die Frage nach dem Wesen des Absoluten und der Persönlichkeit Gottes ihre endgültige Lösung.

Diese Hartmannsche Lösung ist bekannt genug. Sie heißt: „Das Unbewußte“.

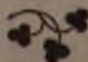
Nun, an Thorheiten und Verirrungen des Denkens fehlt es bekanntlich in der Geschichte der Philosophie weniger als in der Geschichte irgend einer anderen Disziplin. Aber kann man sich eine größere und offenkundigere Thorheit denken, als diejenige

---

1) Die deutsche Spekulation seit Kant. Mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von A. Drews, Dr. phil. Berlin, Maeter, 1893. I. und II. Band.

wenn er sich des Rezeptes bedient, welches bekanntlich Goethe mit sehr derben Worten bei dem von Geistern besessenen Nicolai als so erfolgreich geschildert hat. Freilich wurde der Patient dabei nicht nur von „Geistern", sondern auch gleichzeitig vom „Geist" kuriert — was unsere modernen Spiritisten wohl nicht nötig haben werden, da ihre Geister auch ohne „Geist" zu existieren imstande sind. Wer so glücklich ist, so intim mit „Geistern" verkehren zu können, bedarf dessen im Grunde auch nicht. Der Glaube, der bekanntlich Berge versetzt, reicht für solche Gespenster, die durch verschlossene Thüren herein kommen, vollkommen aus, und weiteres ist ja nicht erforderlich, um Geister zu sehen, auch wenn keine da sind. „Ich kann Geister rufen", so rühmt sich bekanntlich der Schotte Owen Glendower in Shakespeares Heinrich IV. (1. Teil) gegen den Heißsporn Percy, worauf dieser kühl zur Antwort giebt: „Das kann ich auch; aber sie kommen nicht." Eine bessere Antwort darf auch Herr du Prel auf seine Enthüllungen aus dem Geisterreiche, so sehr diese auch mit allerhand philosophischem Schnickschnack verbrämt und verklausuliert sind, nicht erwarten. Man rufe die Geister, aber — sie kommen nicht!

Die wahre Wissenschaft ist niemals „geheim", sondern kann von jedem erlernt und begriffen werden, der die nötigen Voraussetzungen besitzt — während die Geheimwissenschaft des Spiritismus nur solchen Geistern zugänglich ist, die das Geheime mehr als das Offene, das Dunkle mehr als das Helle und die Einbildungen der Phantasie mehr als die Wirklichkeit lieben. Der heutige Spiritismus mit allen seinen Anhängseln ist eine jener geistigen Epidemien, welche von Zeit zu Zeit die Menschen heimsuchen, aber, wie jede Epidemie, vorübergehen. Zu bedauern bleibt dabei nur, daß selbst geistig bedeutende Menschen, wie du Prel, der Ansteckung nicht zu entgehen imstande sind und ihre schätzbaren Kräfte im Dienste einer verlorenen Sache verzehren.





Das Unbewußte.



„Es giebt nur Einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ In gleicher oder ähnlicher Weise sagt Herr A. Drews, Verfasser einer soeben erschienenen Geschichte der deutschen Spekulation seit Kant in zwei dicken Bänden[1]: „Es giebt nur Eine Philosophie, und Hartmann ist ihr Prophet.“ Die ganze deutsche Spekulation seit Kant hat nur dazu gedient, um dieser neuesten Phase der Philosophie, in welcher das ganze philosophische Denken der Gegenwart gipfelt, den Boden vorzubereiten. In ihr erhält auch die Frage nach dem Wesen des Absoluten und der Persönlichkeit Gottes ihre endgültige Lösung.

Diese Hartmannsche Lösung ist bekannt genug. Sie heißt: „Das Unbewußte“.

Nun, an Thorheiten und Verirrungen des Denkens fehlt es bekanntlich in der Geschichte der Philosophie weniger als in der Geschichte irgend einer anderen Disziplin. Aber kann man sich eine größere und offenkundigere Thorheit denken, als diejenige

---

[1] Die deutsche Spekulation seit Kant. Mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von A. Drews, Dr. phil. Berlin, Maeter, 1893. I. und II. Band.

ist, welche es unternimmt, ein negatives, von der Natur lebender Wesen hergenommenes Adjektivum oder Eigenschaftswort gewaltsam zu einem Substantivum und zu dem Urgrund aller Dinge zu erheben, welches einen vollgültigen Ersatz für den Herrgott der Theologen und für das Absolutum der Philosophen liefern soll? Im Vergleich mit dieser philosophischen Kreatur ist sogar die philosophische Kreatur Schopenhauers oder der Wille, so unsinnig dieselbe als Weltprinzip auch an und für sich sein mag, noch vorzuziehen. Noch mehr vorzuziehen wäre der Spillersche Weltäther (Ätherismus), welcher sich ungefähr gerade so benimmt, wie das Hartmannsche Absolute. Beide — Wille und Weltäther — sind doch wenigstens geborene Substantiva und brauchen nicht erst gewaltsam dazu gemacht werden! Auch hat der Ätherismus den Vorzug, daß er auf dem festen Boden gegebener Materialität ruht, während das Unbewußte als geistiges oder immaterielles Prinzip haltlos in der Luft schwebt. Daß die Natur (wenigstens die uns unmittelbar umgebende) lange Zeit hindurch ohne Bewußtsein bestand und dieses Bewußtsein in allmählich sich steigendem Grade erst in tierischen und menschlichen Geschöpfen erlangte, ist eine von der Naturwissenschaft festgestellte Thatsache. Aber folgt daraus, daß der unbewußte und unpersönliche Gott, den sich Herr Hartmann und Herr Drews als Ursache der Welt vorstellen, etwas Anderes sei, als ein bloßes metaphysisches Gespenst oder Gedankending? Wie oft muß man den Herren Philosophen den wiederholten Vorhalt machen, daß ihr ewiges nutzloses Suchen nach einer Ursache der Welt gleichbedeutend ist mit dem Besteigen einer endlosen Leiter, wobei die Frage nach der Ursache das Erreichen eines letzten Endzieles unmöglich macht! Was ist für die menschliche Erkenntnis gewonnen, wenn man an die Stelle der Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, welche jedes schaffende Prinzip ausschließt oder unnötig macht, und über welche heutzutage kein naturphilosophisch Denkender im Zweifel sein sollte, einen deux ex machina setzt — einerlei welchen Namen man ihm giebt —, der in letzter Linie nichts Anderes ist oder sein kann,

als ein mehr oder weniger versteckter Ausfluß anthropomorphistischer Vorstellungen? Herr Drews protestiert zwar energisch gegen jeden Vorwurf der Anthropopathie; aber wenn er schon auf dem Titel seiner Schrift Aufklärungen über das Wesen des Absoluten und über die Persönlichkeit Gottes verspricht!, so steht das mit seinem Proteste in grellem Widerspruch. Woher will denn derselbe etwas Anderes über das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes wissen, als dasjenige, was er von seinem eigenen Selbst abstrahiert hat? Und wie will er das Streben nach Zweckmäßigkeit, welche doch schon der alte Kant als nur vom reflektierenden Verstand in die Welt gebracht erkannt hat, und deren rein mechanische Ursachen durch den Darwinismus eine so überraschende Aufklärung gefunden haben, bei seinem absoluten Unbewußten anders erklären, als aus einer Andichtung menschlicher Verstandes- oder Erkenntnis-Schwäche an sein Weltprinzip — ganz abgesehen davon, daß Bewußtlosigkeit und zweckmäßiges Handeln schwer zu vereinbarende Begriffe sind? Hat denn die Geschichte der Philosophie die Herren Philosophen immer noch nicht darüber belehren können, „wie hoffnungslos der Weg zum Absoluten ist“ (Virchow), oder wie „die metaphysische Philosophie ihren Zweck niemals erreichen wird, weil derselbe einfach unerreichbar ist“ (Lewes)? Und hat nicht schon der Philosoph Schopenhauer, auf dessen gewaltigen Schultern Herr Hartmann zu stehen vorgiebt, das Suchen nach dem Absoluten, welches er den „neumodischen Titel für den lieben Herrgott“ nennt, und welchen Begriff er allein aus dem Streben der Philosophie, der Theologie dienstbar zu sein, herleitet, als nutzlos dargethan? „Wollen die Herren“, so heißt es bei ihm, „absolut ein Absolutum haben, so will ich ihnen eines an die Hand geben, das allen Anforderungen an ein solches besser entspricht, als ihre erfaselten Nebelgestalten; es ist die Materie.“ —

„Die Geschichte der Philosophie“, sagt treffend O. F. Gruppe, „ist eine Geschichte des menschlichen Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken“. Zu diesen Lichtblicken gehört aber das in der langen

Reihe abgenutzter philosophischer Systeme neueste System des Unbewußten keineswegs; und wenn es dennoch eine Schar begeisterter Nachbeter um sich sammeln konnte, so ist dies nur ein Beweis für die grenzenlose Verwirrung und Haltlosigkeit des philosophischen Denkens in der Gegenwart und dafür, daß die seit der Periode Kant — Fichte — Schelling — Hegel in Deutschland grassierende Krankheit der Neigung zu nutzloser metaphysischer Spekulation trotz ihrer erfolgreichen Bekämpfung durch die realistischen Wissenschaften noch lange nicht ihr Ende erreicht hat. Glauben denn Hr. Hartmann-Drews wirklich, daß durch die Ersetzung des alten theologischen Gottesbegriffs durch ein bloßes Wort, wie „das Unbewußte", irgend etwas für den wahren Fortschritt der menschlichen Erkenntnis oder menschlichen Glückes geleistet sei? Schält man den ganzen Kern des Systems aus seiner Umhüllung mit krausen philosophischen Redensarten los, so hat man nichts weiter in der Hand, als den Inhalt einer tauben Nuß, welcher nur in den Augen der Anhänger der Wortphilosophie Wert haben kann.

Das Drewssche Buch mag einiges Verdienst beanspruchen, soweit es sich auf kritisch-referierendem Boden bewegt — namentlich da, wo es gilt, dem Theismus und Pseudotheismus zu Leibe zu gehen. Aber darüber hinaus ist es nichts weiter als philosophisches, oft mit den grellsten Widersprüchen und Unklarheiten behaftetes Kauderwälsch, welches nur solchen Geistern zu imponieren vermag, welche noch von der oben geschilderten Spekulationskrankheit besessen oder welche geneigt sind, die Lösung des Welträtsels und der religiösen Frage in der Gegenwart von der als letztes Facit an den Schluß der Schrift gestellten „Unpersönlichkeit Gottes" zu erwarten. Der Begriff Gott im Sinne eines schaffenden Weltprinzips — einerlei ob persönlich oder unpersönlich — gehört in keine Wirklichkeits-Philosophie; und die Frage, ob eine Philosophie atheistisch sei, klingt einem Philosophen, wie Schopenhauer witzig bemerkt, ebenso wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage klingen würde, ob ein Dreieck grün oder rot

sei. Ist doch auch der Begriff eines „unpersönlichen Gottes" an und für sich schon eine contradictio in adjecto, d. h. ein Widerspruch in sich selbst, oder „ein Schiboleth für Philosophie-Professoren, welche, nachdem sie die Sache haben aufgeben müssen, mit dem Worte durchzuschleichen bemüht sind" (Schopenhauer). Auch das, wenn auch etwas verschämt ausgedrückte Hereinziehen des Spiritismus (den Spiritisten Hellenbach und Du-Prel sind zwei besondere Kapitel gewidmet) macht die Reinheit der philosophischen Standpunkte, auf denen Herr Drews seine Theorien aufbaut, von vornherein verdächtig. Jedenfalls würde die Stelle dieser beiden Kapitel eine Darlegung des dem Hartmannianismus so nahe verwandten Ätherismus des Naturphilosophen Spiller weit passender ausgefüllt haben. —

Damit könnte die Besprechung der Drewsschen Schrift beendigt werden, wenn nicht der Verfasser dieser Besprechung noch ein persönliches Hühnchen mit Herrn Drews zu pflücken hätte. Derselbe hat dem vermeintlichen Urheber des „Evangeliums des Materialismus" nicht weniger als vierzehn eng bedruckte Seiten gewidmet, in denen allerdings fast nur von dem Inhalt des ersten Kapitels seiner Schrift „Kraft und Stoff" die Rede ist, während alles Andere mehr oder weniger unberücksichtigt bleibt. Da bekommen wir denn in erster Linie wieder das alte dualistische Märchen von dem von der Kraft getrennten, toten, leblosen, eigenschaftslosen Stoff zu hören, während doch jedes Wort in „Kraft und Stoff" dem widerspricht und nachgewiesen wird, daß Kraft, Bewegung, Form, Gedanke u. s. w. unzertrennlich mit dem Stoff verbunden sind und nur im Gedanken, in der Abstraktion von demselben getrennt werden können. Ebenso wenig wie Kraft und Stoff, können Kraft und Bewegung getrennt bestehen. Jede Kraft ist Bewegung, und jede Bewegung ist Kraft. Eine kraft- oder bewegungslose Materie aber giebt es nicht, und bewegte oder in Bewegung befindliche Materie ist daher das erste und letzte Wort der modernen Naturwissenschaft oder muß es sein.

Dem gegenüber will Herr Drews in Übereinstimmung mit

seinem Meister nur die Kraft als bestehend gelten lassen. „Was als solider, massiger Stoff erscheint", sagt Hartmann, „ist ein völlig stoffloses (?) System von Kräften; was als ein durch das Ding erfüllter Raum erscheint, ist nur die räumliche Umgrenzung gewisser Kraft-Kombinationen und Kraftäußerungsformen; was als Ausdehnung des Dinges erscheint, ist nur der von diesem Kräftesystem und Kraftäußerungsformen occupierte, bezw. gesetzte und produzierte Raum". (??) — „Der Stoff oder die Materie bleibt höchstens als ein im Hintergrund müßig lauerndes Gespenst (!?) bestehen, das aber immer nur an den dunklen Stellen sich zu behaupten vermag, wo das Licht der Erkenntnis noch nicht hingedrungen ist u. s. w." „Stoff ist ein für die Wissenschaft leeres Wort; es ist ein Wort ohne Begriff."

Allerdings ist „Stoff", wie wir Herr Hartmann gern zugeben, ein für die Wissenschaft leeres Wort, wenn wir denselben getrennt von der Kraft und durch die dualistische Vexirbrille der spiritualistischen Philosophie betrachten. Aber das ist ja gerade jene unwahre und unwissenschaftliche Einseitigkeit, gegen welche der vielgeschmähte Materialismus, vulgo Monismus, seinen Protest erhoben hat. Herr Drews wirft dem Materialismus vor, daß er keine Ahnung von dem Satze habe, daß die Welt nur „unsere Vorstellung" sei, bedenkt aber nicht, daß, wenn dieses so ist, diese Kategorie ebensowohl auf die so hoch gehaltene Kraft, wie auf den verachteten Stoff angewendet werden müßte. Dazu kommt, daß, wenn die Welt unsere Vorstellung ist, auch das als Ursache der Welt gedachte Unbewußte nur Vorstellung sein und daher auf objektive Gültigkeit keinen Anspruch machen kann.

Natürlich wird der Meister, wie dieses gewöhnlich geschieht, von dem Schüler noch übermeistert. Er nennt den Stoff „ein bloßes Vorurteil", die Kraft dagegen „das wahrhaft Erste, also nicht ein materielles, sondern ein geistiges Prinzip" das „reale Prius des Stoffs" und ist der Meinung, daß sich vor seiner Kritik „die stofflichen Atome des Materialismus in rein immaterielle Kräfte aufgelöst" hätten. Auch meint er, daß der naive Realis-

mus (vulgo Materialismus) schon deshalb philosophisch unmöglich sei, „weil er die Vorstellung eines Gegenstandes mit dem außerhalb des Bewußtseins vorhandenen Gegenstand selbst identifiziere“. Leider hat Herr Drews vergessen, anzugeben, wie man es überhaupt anzufangen habe, um die Vorstellung eines Gegenstandes mit dem Gegenstand selbst zu identifizieren. Ein solches Kunststück dürfte selbst dem eingefleischtesten Materialisten ebenso unmöglich sein, wie dem Spiritualisten der Nachweis, daß die Vorstellung eines Dinges unabhängig von der Beschaffenheit des vorgestellten Dinges sei. Der erkenntnis-theoretische Skeptizismus, welcher jetzt zur philosophischen Modesache geworden und auch an Herrn Drews nicht spurlos vorübergegangen ist, trotzdem sein Meister wenig oder gar nichts davon wissen will, verliert vollständig den Boden unter seinen Füßen und müßte, konsequent ausgedacht, statt zu neuen philosophischen Systemen, zu einem vollständigen philosophischen Quietismus führen.

Wenn Herr Drews daraus, daß Spannkraft, wie er meint, „latent“ sein könne, die Möglichkeit abzuleiten sucht, daß auch eine als solche gedachte „Schöpferkraft vor Erschaffung der Welt einmal ohne jede Aktualität in sich geruht habe, um nach Vollendung des Weltprozesses wieder in sich zurückzusinken“, so hat ihn der Ausdruck „latent“ zu einer ganz falschen Vorstellung verleitet. Ruhende oder Spannkraft ist nur scheinbar latent, aber in Wirklichkeit nichts weiter als gehemmte oder aufgehaltene Kraft oder Bewegung, wobei zwei gleich starke, aber entgegengesetzte Bewegungen einander entgegenstreben. Aber diese scheinbare Ruhe kann jeden Augenblick durch Hinwegnahme der Hemmung wieder in lebendige Kraft oder Arbeit zurückverwandelt werden. An jeder Pendeluhr oder an jedem fallenden Stein kann man beobachten, wie sich die ruhende oder Spannkraft der Schwere in die lebendige Kraft der Bewegung verwandelt. Welche Hemmung nun aber die in sich ruhende Schöpferkraft von der Schöpfung zurückgehalten habe, und durch welche Einflüsse diese Hemmung zu einer bestimmten Zeit aufgehoben worden sein soll, bleibt

ebenso unerfindlich und unvorstellbar, wie die Natur der Schöpferkraft selbst.

Ist aber, wie Herr Drews weiter ausführt, die göttliche Schöpferkraft „identisch mit den Kräften im Naturganzen und nur gemäß den allgemeinen Naturgesetzen sich bethätigend“, so fällt damit ihre ganze Existenzberechtigung gegenüber einer als ewig und unendlich gedachten Weltbewegung. Was kann es überhaupt nützen, wenn man eine in sich selbst ruhende Weltordnung mit der ganz unnötigen Zugabe einer göttlichen Schöpferkraft verbrämt, welche obendrein — mag man sie nun theistisch oder pantheistisch fassen — im Widerspruch mit ihrer Natur für die zahllosen Leiden und Unvollkommenheiten dieser argen Welt verantwortlich gemacht werden müßte. Alle derartigen Versuche und Anläufe sind in letzter Linie nichts weiter, als mehr oder weniger versteckte Ausflüsse des alten theologischen Gottesbegriffs, der in seiner anthropomorphistischen Einfachheit seinem Zwecke weit besser entspricht, als seine Surrogate aus der philosophischen Küche eines verschwommenen oder unklaren Pantheismus. Gesteht doch Herr Hartmann selbst am Schlusse seiner Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie“ unumwunden ein, daß seine Philosophie des Unbewußten „als der letzte überhaupt mögliche Versuch zur Rettung der teleologischen Metaphysik zugleich der letzte Versuch zur Rettung des Gottesglaubens, wennschon in wissenschaftlich modifizierter Gestalt“ sei. Worin freilich die wissenschaftliche Modifikation bestehen soll, wenn man an die Stelle eines allweisen, allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden, unsinnlichen Gottes einen mit ungefähr den nämlichen Eigenschaften ausgestatteten metaphysischen und willkürlich erdachten, obendrein negativen Begriff setzt, muß dem gesunden Menschenverstande durchaus unklar bleiben. Ebenso unklar bleibt, warum dieser als Person vorgestellte Begriff in seiner „blinden Belebungsgier“ mit dem Prozeß der kosmischen Entwickelung „die Zeit vertrödelte (!), anstatt den Endzustand der Welt unmittelbar herbeizuführen“. (l. c. S. 229 und 231.)

Doch genug des Unsinns! Kehren wir zu Herrn Drews zurück, welcher uns natürlich den zum tausendsten Male gehörten Vorwurf nicht erspart, daß der Materialismus als Weltanschauung das geistige Leben nicht erklären könne und daran notwendig scheitern müsse. Jedenfalls will Herr Drews sagen, daß eine solche Erklärung aus dem Zusammenwirken der Atome nicht möglich sei. Dieses zugegeben, so muß es doch als ein logischer Fehler erster Größe bezeichnet werden, eine Thatsache oder ein bestehendes Verhältnis deshalb zu leugnen oder in Abrede zu stellen, weil man keine Erklärung dafür zu geben vermag. Ebenso wohl könnte man die Existenz der Welt in Abrede stellen (was ja der Berkeleyanismus und Solipsismus in Wirklichkeit in einem gewissen Sinne thun), weil man diese Existenz nicht zu erklären imstande ist. Es giebt tausende und abertausende von Naturerscheinungen, deren Vorhandensein wir als aus dem Zusammenwirken der Atome geschehend anerkennen, ohne eine Erklärung für die Art und Weise geben zu können, wie dieses geschieht. Man denke beispielsweise nur an die wunderbaren und für unser Begriffsvermögen völlig unverständlichen körperlichen und geistigen Übertragungskräfte der tierischen oder menschlichen Samenzelle! Oder an die ebenso unbegreifliche Übertragung der menschlichen Stimme auf meilenweite Entfernung mit Hilfe eines einfachen Drahtes und Ähnliches! Aber in Wirklichkeit ist auch das geistige Leben in seinem Verhältnis zur Materie bei näherer Betrachtung durchaus nicht unbegreiflich, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Nur so wenn wir den menschlichen Geist in seiner höchsten Entwickelung in das Auge fassen, kommt uns die Sache bedenklich vor. Aber sobald wir unsern Blick auf die frühesten Anfänge des geistigen Lebens in der niedersten Tier- und selbst Pflanzenwelt richten und erkennen, daß sich auch die höchsten geistigen Potenzen aus dem psychischen Urelement der Empfindung in ähnlicher Weise, wie das körperliche Leben aus der Zelle, auf dem Wege stufenweiser Entwickelung durch zahllose Generationen und ungeheure Zeiträume allmählich vom Protoplasma bis zu ihrer jetzigen Höhe

emporgearbeitet haben, gewinnt die ganze Frage ein sehr verschiedenes Ansehen, und die Erklärung auf naturwissenschaftlichem oder naturphilosophischem Wege, soweit eine solche überhaupt möglich ist, liegt ganz nahe. Ob dabei die Möglichkeit oder Fähigkeit geistigen Lebens und Bewußtseins schon nach den Anschauungen von Meynert oder Häckel in dem Wesen der Atome liegt oder schlummert oder ähnlich wie das Gedächtnis als eine allgemeine Eigenschaft der organisierten Materie angesehen werden muß, oder ob dieselbe nur als Folgezustand einer bestimmten Art von Vereinigung der Atome und Moleküle unter gewissen Zuständen oder Bedingungen anzusehen ist, bleibt dabei zunächst gleichgültig. Jedenfalls aber ist so viel sicher, daß in jenem Urweltnebel, aus welchem sich bekanntlich unser Sonnensystem mit allen seinen Wundern und Bewohnern nach und nach verdichtet oder entwickelt hat, bereits alle künftigen Bildungen mit Einschluß denkender Wesen virtualiter, d. h. dem Vermögen oder der Fähigkeit nach, enthalten gewesen sein müssen, und daß die durch die Sonne angeregten Schwingungen der Atome des Weltäthers, welche bekanntlich nach Maßgabe des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte bilden, damit auch die letzte Ursache aller geistigen Vermögen sind. Auch geht daraus hervor, daß die Materie lange, lange vor dem Geiste dagewesen ist, und daß man die ganze Naturwissenschaft geradezu auf den Kopf stellt, wenn man die Behauptung wagt, daß der Geist die Materie erschaffen habe.

Welche Veranlassung könnte überhaupt der nach der Meinung des Spiritualisten selbständige und für sich bestehende „Geist“ gehabt haben, sich mit der „dummen, trägen“ Materie zu behängen, um die Erscheinungen dieser Welt hervorzubringen? Würde er nicht weit besser gethan haben, für sich und ohne dieses beschwerende Anhängsel zu bleiben?

Freilich denkt die Materie *als solche* so wenig, wie sie als solche zur Erde fällt oder die Stunden schlägt, oder in der Form eines Muskels sich zusammenzieht, oder eine chemische

Verbindung bildet u. s. w., aber sie thut alles dieses, sobald sie in solche Verbindungen oder Zustände tritt, aus denen Denken, oder Stundenschlagen, oder zur Erde fallen, oder Muskelwirkung, oder ein chemischer Vorgang als Verrichtung oder Thätigkeit resultiert. Mit anderen Worten — die an der Materie wahrzunehmenden Eigenschaften oder Erscheinungen beziehen sich nicht auf das, was Materie ist, sondern auf das, was Materie thut, und zwar mit Hilfe einer zusammenwirkenden Thätigkeit zahlloser Millionen oder Billionen von Atomen oder Molekülen. Wie dabei im einzelnen die materiellen Vorgänge beschaffen sind, welche innerhalb der grauen Hirnrinde denken und Bewußtsein zur Folge haben, wissen wir nicht und werden es wahrscheinlich niemals erfahren; aber daß diese Vorgänge materieller Natur sind und sein müssen, darüber kann kein unterrichteter Physiologe im mindesten zweifelhaft sein. Im Grunde kann es auch der mit gesundem Menschenverstand begabte Laie nicht, wenn er nur die alltäglichste Lebenserfahrung zu Rate zieht. Dem gegenüber ist der Metaphysiker oder Spiritualist gänzlich außer Stande, eine irgendwie haltbare Erklärung solcher Lebenserfahrung an der Hand seiner Theorie von der Selbständigkeit des menschlichen Geistes zu liefern und zu zeigen, wie es einem an sich immateriellen oder geistigen Wesen möglich oder erlaubt sein könne, in eine irgendwie geartete Verbindung mit der Materie zu treten. „Wie von einem ausgedehnten nichtdenkenden Ding, dergleichen der menschliche Leib ist“, sagt mit vollem Recht David Strauß, „auf ein nicht ausgedehntes, denkendes Ding, dergleichen die Seele eines sein soll, Antriebe übergehen, wie von letzterem auf das erstere Ding Eindrücke zurückgehen, wie überhaupt zwischen beiden irgend eine Gemeinschaft möglich sein solle, das hat noch keine Philosophie erklärt und wird nie eine erklären.“

Noch weniger wird irgend eine Philosophie zu erklären imstande sein, wie ein absolutes Wesen trotz seiner Bewußtlosigkeit „denkt und will“, und „sich nach Zweckmäßigkeits-Rücksichten bethätigt“, wie Herr Drews auf Seite 279 des zweiten Bandes

seiner Schrift ausführt. Es ist dieses absolute Wesen eben ein rein metaphysisches Gedankending, welches nur Metaphysiker zu befriedigen vermag und welches, ähnlich wie die Theorie von der Lebenskraft, seine Verwandtschaft mit dem Stein der Weisen oder dem Devil-Devil der Neger, wie F. A. Lange sehr richtig gegen Hartmann bemerkt, nicht zu verleugnen imstande ist.

Wer aber an den Teufel glaubt, kann auch an Gott glauben und bedarf der philosophischen Verkleidung oder Maskierung des letzteren nicht. Er kann auch ohne Herrn Hartmann und sein Unbewußtes selig werden und braucht sich nicht durch den endlosen Schwulst und Wust philosophischer Phrasenmacherei und verschrobener Wort- und Satzbildungen hindurchzuwinden, um zu erkennen, daß das Suchen nach Gott wohl auf dem Weg des religiösen Glaubens, nicht aber auf dem des Wissens oder philosophischer Dialektik möglich ist. So dachte auch Goethe, als er die oft citierten Worte niederschrieb, mit denen sein Mephistopheles Faust zur Ablegung falschen Zeugnisses zu überreden sucht:

„Habt Ihr von Gott, der Welt und was sich drin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm im Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben,
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt Ihr recht ins Innre gehen,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es grad gestehen,
So viel als von Herrn Schwertleins Tod gewußt?“





Das Wesen der Seele.



In den Jahren 1863 und 1864 hat Herr Wihelm Wundt, der hochangesehene Physiolog und Philosoph, der jetzt den Lehrstuhl der Philosophie in Leipzig bekleidet, nachdem er sein eigentliches Fach der Physiologie daran gegeben hat, zwei Bände Vorlesungen über Menschen- und Tierseele erscheinen lassen, in denen der naturwissenschaftliche, resp. empirische Standpunkt gegenüber den Ansprüchen der spekulativen Philosophie mit großer Entschiedenheit verfochten wird. Unsere Begriffe — so wird nachgewiesen — können sich nur durch Erfahrung und auf induktivem Wege entwickeln; nichts ist in unserm Geiste ursprünglich und von der Erfahrung unabhängig enthalten. Auch jede deduktive Schlußfolgerung muß immer erst auf induktivem Wege erworben worden sein. Das sogenannte „reine Denken" als ursprüngliche Quelle der abstrakten Begriffe ist ein Unding, wenn auch die empirische Begründung gewisser Begriffe im einzelnen oft sehr schwer nachzuweisen ist. Das primitive Element allen Urteilens und Schließens ist die Empfindung, die in unmittelbarster Beziehung zu den

elektrischen Vorgängen in den Nerven steht. Diese sind die Kräfte, welche die Empfindung bewirken. Auch diese selbst ist Arbeit oder Bewegung, — alles nach Maßgabe des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, wobei ruhende oder Spannkräfte in lebendige Kräfte oder in Bewegung umgesetzt werden. Dieses Gesetz muß auch auf die höheren psychischen Funktionen anwendbar sein. „Mechanismus und Logik sind identisch“; es sind nur verschiedene Formen für einen gleichen Inhalt. Physisch und Psychisch sind nichts Getrenntes; mechanische und logische Entwickelung entsprechen nur den zwei Auffassungsweisen, die in der Natur unsrer Erkenntnis begründet liegen. Die allmähliche Entwickelung der höheren Denkprozesse aus dem psychischen Urelement der Empfindung erklärt sich aus dem allgemeinen Begriff des Reflexes. Denken und Erfahrung, räumlich und logisch, psychisch und physisch, Denken und Sein sind einerlei oder identisch. Ohne elektrische Prozesse in den Nerven, ohne den Mechanismus der Reflexe u. s. w. giebt es auch kein Selbstbewußtsein, das sich nur allmählich aus einer Anzahl vorangegangener Prozesse hervorentwickelt. Die Begriffe von Zeit, Raum und Kausalität sind nicht apriorisch oder unserm Geiste angeboren, sondern auf dem Wege der Erfahrung und Übung erworben. Die Klarheit des Bewußtseins ist den größten Veränderungen unterworfen; es giebt unbewußte Empfindungen. Die Tiere haben ebenfalls Bewußtsein; es besteht zwischen Mensch und Tier in allen physischen und psychischen Organisations-Verhältnissen eine ununterbrochene Stufenfolge. Dieselbe Stufenfolge in auf- und absteigender Linie zeigt sich bei dem Menschen selbst während Kindheit und Alter, wobei die Veränderungen in der materiellen Beschaffenheit des Gehirns gleichen Schritt halten mit der geistigen Aus- und Rückbildung. Die alte Instinkttheorie ist falsch; das Seelenleben der Tiere muß nach Analogie des menschlichen untersucht und beurteilt werden. Das Kausalgesetz beherrscht jetzt unser gesamtes wissenschaftliches Denken; ein gesetzloses Geschehen, d. h. ein Wunder giebt es nicht. Dennoch findet man selbst unter den Philosophen noch Leute, die der Ansicht sind, daß

auf geistigem Gebiet nicht jede Wirkung ihre zureichende Ursache habe, und daß z. B. die behauptete Freiheit des Willens ein geistiges Wunder sei. Das Gleiche gilt für den Zufall. Es giebt weder Zufall noch Wunder, eben so wenig wie ein neugeborenes Gewissen. Die Ideen des Bösen und Guten müssen erst auf induktivem Wege gewonnen sein, bevor das an das Wissen anknüpfende Gewissen seinen deduktiven Schluß vollzieht. Sitte und sittliche Ideen bilden sich erst allmählich aus in der Gesellschaft und durch sie; die Sittlichkeit ist gänzlich unabhängig von Religion oder von religiösen Vorstellungen. So wenig ein angeborenes Sittengesetz existiert, giebt es angeborene Ideen oder Vorstellungen. Wir kennen nur eine Vererbung körperlicher und geistiger Anlagen (vulgo Gehirndispositionen). Die Sprache ist kein Werk oder Geschenk Gottes, wie ein „roher Wunderglaube" annimmt, sondern ein Produkt allmählicher, höchst langsamer Entwickelung. Ein prinzipieller Unterschied zwischen Menschen- und Tiersprache existiert nicht.

Was speziell die „Seele" anbetrifft, so ist sie ebenso wie das Bewußtsein teilbar „und muß teilbar sein, insofern sie aus einer Reihe getrennter Funktionen besteht". Sie löst sich an der Hand der Erfahrung „in eine Summe von Funktionen auf, die der Beobachtung zugänglich und immer mit bestimmten physischen Vorgängen vereinigt sind".

Diese sehr entschieden im antispiritualistischen Sinne ausgesprochenen Grundsätze werden von dem Herrn Verfasser auch in seinem zehn Jahre später (1873 und 1874), also kurz vor dem Antritt seiner philosophischen Professur in Leipzig, erschienenen höchst verdienstvollen Werk über physiologische Psychologie im wesentlichen festgehalten, obgleich darin der Gegensatz zwischen sogen. äußerer und sogen. innerer Erfahrung schärfer betont und der Psychologie als selbständiger Wissenschaft mehr Recht eingeräumt wird als früher. Immerhin fühlt sich der Verfasser gedrungen, bei Besprechung der physiologischen Funktionen des Nervensystems ausdrücklich hervorzuheben, „daß bei Betrachtu

des physiologischen Mechanismus (dieser Teile) keinerlei zwingender Grund vorliegt, solche fremdartige Kräfte zu Hilfe zu nehmen, die als ein deus ex machina irgendwie in den Zusammenhang der physiologischen Vorgänge eingreifen, ihn in Gang setzen oder unterbrechen". Damit ist der alte Seelenbegriff, der hier allein unter dem deus ex machina verstanden sein kann, vollständig über Bord geworfen; und wenn der Herr Verfasser dennoch in der zweiten Hälfte derselben Schrift da, wo er von der Wechselwirkung zweier Dinge, wie Seele und Leib, spricht, diesen deus ex machina wieder einführt, so muß das als ein unverständlicher Widerspruch stehen bleiben. Auch ist die ganze weitläufige und von großer Sachkenntnis zeugende Auseinandersetzung über die physiologischen Funktionen der Centralteile des Nervensystems nur unter der Voraussetzung begreifbar, daß die Psychologie in der Physiologie der Erkenntnisorgane aufgeht, und daß alle seelische oder geistige Thätigkeit als Verrichtung dieser Organe mit Hilfe der in ihnen ruhenden oder liegenden Spannkräfte betrachtet wird, — worauf ja auch bereits der Titel der Schrift als „physiologischer Psychologie" hinzuweisen scheint. Weiter werden in den Schlußkapiteln der Schrift die bereits charakterisierten Anschauungen über Instinkt, Willensfreiheit, Sprach-Entstehung u. s. w. wiederholt, und wird in der Schlußbetrachtung die Kantsche Theorie von der Apriorität gewisser Denkformen (Zeit, Raum, Kausalität, Substanz u. s. w.) nochmals energisch zurückgewiesen. Endlich wird die menschliche Seele mit Leibniz „ein Spiegel der Welt" oder „eine geordnete Einheit vieler Elemente" genannt, deren Äußerungen an die Centralteile des Nervensystems gebunden seien, und wird zugestanden, daß nur eine monistische Weltanschauung der psychologischen Erfahrung gerecht werden könne.

Der aufmerksame Leser wird ohne Schwierigkeit bemerkt haben, daß die hier vorgetragenen Anschauungen im wesentlichen identisch sind mit denjenigen, welche man, wenn auch mit Unrecht, als „materialistische" oder mit einem besser gewählten Ausdruck als

„monistische" zu bezeichnen pflegt. Er wird daher erstaunt sein, zu vernehmen, daß Herr Wundt es nichtsdestoweniger für nötig gehalten hat, in den beiden hier besprochenen Schriften in zwei besonderen Kapiteln Front gegen den „Materialismus" zu machen, was ihm allerdings zunächst nur dadurch möglich wird, daß er den „Materialisten" eine Reihe von Behauptungen in den Mund legt, die diese nie und nirgendwo ausgesprochen haben. Wir wollen uns hier mit einer näheren Auseinandersetzung über diesen Punkt nicht weiter aufhalten und nur konstatieren, daß, wenn alles das richtig ist, was wir oben auszüglich aus der Wundtschen Schrift als eigene Behauptungen des Verfassers wiedergegeben haben — wenn es namentlich richtig ist, daß „Physisches und Psychisches an sich, mechanisches und logisches Geschehen identisch sind", doch gewiß kein Platz mehr übrig bleibt für jenes besondere Seelenwesen, welches Herr Wundt nichtsdestoweniger in seiner Polemik gegen den Materialismus in Schutz nehmen zu müssen glaubt, und für jene Wechselwirkung zwischen Leib und Seele als zwei getrennten Wesenheiten, von welcher in dem Schlußkapitel der physiologischen Psychologie die Rede ist.

Die ganze vorstehende Auseinandersetzung müßte nun mehr oder weniger antiquiert erscheinen, wenn nicht Herr Wundt im vergangenen Jahre eine zweite, vollständig umgearbeitete Auflage seiner Vorlesungen über Menschen- und Tierseele hätte erscheinen lassen, in der er einen im Vergleich mit seinen früheren Anschauungen mehr oder weniger entschiedenen Rückzug antritt und so weit geht, in der Vorrede zu der neuen Auflage seine frühere Arbeit teilweise geradezu als eine „Jugendsünde" zu bezeichnen. Ob dabei wirklich gereiftere Erkenntnis oder die Rücksicht auf die neue Stellung des Verfassers als Philosophie-Professor mehr Einfluß geübt hat, wollen wir unentschieden lassen und zunächst nur konstatieren, daß die Verschiedenheit in den leitenden Grundsätzen in der alten und neuen Auflage nicht so durchgreifend ist, wie man nach der citierten Äußerung der Vorrede hätte erwarten dürfen. Denn wenn es schon auf Seite 2 heißt, daß „die psycho-

logische Forschung von heute jede Abhängigkeit von im voraus gefaßten metaphysischen Anschauungen ablehnt", so ist damit der alte Seelenbegriff, der auf rein metaphysischer Grundlage beruht, von vornherein ausgeschlossen. Wenn weiter ausgeführt wird, daß „jede Vorstellung das Bild eines äußeren Objektes ist", und daß „alles im Vorstellungsleben einmal aus Sinnesempfindung seinen Ursprung genommen haben muß", oder daß sich „die Vorstellungen aus zahlreichen Empfindungs-Elementen zusammensetzen", daß aber auf dem Vorstellungsleben jede höhere geistige Thätigkeit ruht", sowie daß „Sinnlichkeit ihre erste Anregung giebt und fortwährend bestimmend in sie eingreift", so ist damit die sinnliche Entstehung und Bestimmung der Seele in einer Weise ausgedrückt, die mit jeder spiritualistischen Hypothese total unvereinbar erscheint. Wenn Herr Wundt weiter die angebornen Ideen leugnet, wenn er das seelische Leben des Tieres „in jeder Beziehung als eine Vorstufe des menschlichen Seelenlebens" oder als eine „Selbstentwickelung des Geistes" bezeichnet; wenn er dem Menschen ebensowohl Instinkt zuschreibt wie dem Tiere und das menschliche Leben als „überall von instinktartigem Thun durchsetzt" findet; wenn er eine Vererbung erworbener geistiger Anlagen zugiebt u. s. w. u. s. w., so steht dieses im vollsten Einklang mit so vielen der in der ersten Auflage aufgestellten Grundsätze. Auch der Widerspruch oder das unvermittelte Hin- und Herschwanken zwischen spiritualistischen und materialistischen Standpunkten in der eigentlichen Seelenfrage bleibt unverändert, nur mit dem Unterschied, daß der Verfasser, um zwischen diesen beiden Klippen ungefährdet hindurchschiffen zu können, eine Theorie ausgedacht hat, die er als „Psycho-physischen Parallelismus von Physischem und Psychischem" bezeichnet. Es sind nach ihm „zwei nebeneinander bestehende oder nebeneinander herlaufende Kausalreihen, die niemals direkt in einander eingreifen und nirgends in einander einmünden". Wie nun diese Theorie, die übrigens nicht einmal auf Neuheit Anspruch machen kann, da sie sich in gleicher oder ähnlicher Weise auch bei anderen Autoren vorfindet, in Einklang mit den

oben angeführten Behauptungen über das Verhältnis des psychischen und physischen Geschehens gebracht werden kann, muß dem Herrn Autor selbst überlassen bleiben, denn die gewundenen und zum Teil unklaren Redewendungen, in denen er sich bewegt, um diesen unheilbaren Widerspruch zu verdecken, und in denen er nicht weniger stark ist als seine philosophischen Zunftgenossen, können nur solchen Geistern imponieren, die mehr Genüge an Worten als an Beweisen finden. Wenn „unser gesamtes Seelenleben eine sinnliche Grundlage hat“, und wenn es „keinen seelischen Vorgang giebt, dem nicht zugleich physische Vorgänge entsprechen“, so daß „daher kein noch so abstrakter Begriff, keine der Sinnenwelt noch so abgewandte Idee von uns gedacht werden kann, ohne irgend eine sinnliche Vorstellung für sie einzusetzen,“ wenn „allen Denkprozessen physische Erregungen entprechen, die gemäß dem Wechsel der Empfindungen eintreten“ u. s. w., — so ist absolut nicht einzusehen, wie Leib und Seele zwei nebeneinander herlaufende Kausalreihen darstellen können, die niemals direkt ineinander eingreifen oder nirgends ineinander einmünden.

Die ganze psychophysische Verbindung zwischen Leib und Seele schwebt haltlos in der Luft, und man begreift nicht, wozu die vielen subtilen und von Herrn Wundt mit so vielem Eifer betriebenen Untersuchungen über die Art dieser Verbindung, z. B. über die Zeitbestimmung psychischer Vorgänge, über Empfindungsstärken und Ähnliches überhaupt dienen sollen.

Die von Herrn Wundt vorgenommene Gebietsteilung zwischen beiden Kausalreihen soll zugleich eine „wechselseitige Gebietsanerkennung“ in sich schließen, so daß danach jedes der beiden Gebiete als für sich bestehend und unabhängig von dem anderen betrachtet werden müßte. Damit sind selbstverständlich alle Beziehungen zwischen Leiblichem und Geistigem kurzweg durchschnitten, und Physiologie und Psychologie erscheinen als selbständige Gebiete, die ihrer Natur nach nichts miteinander gemein haben und jedes für sich behandelt werden müssen.

Wenn dieses richtig ist, so sind damit alle Forschungen über

Psychophysis oder physiologische Psychologie hinfällig, und die alte, allein auf Selbstbeobachtung beruhende Seelenlehre ist wieder in ihre ehemaligen Rechte eingesetzt, — womit selbstverständlich alles auf diesem Gebiete bisher Geleistete ausgestrichen ist. Es ist dabei ganz einerlei, ob man in unklarer Redeweise mit Wundt die Seele als das „innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen", definiert, oder ob man J. G. Fichtes „gegenseitiges Ineinander und Wechseldurchdringung von Leib und Seele" oder Ulricis „Seelenfluidum" oder Lotzes „Seelenatom", vulgo „Seelen-Monas", oder die Rudolf Wagner'sche „Seelensubstanz" oder das Fick'sche „Gehirnkohlenfeuer, in welches die Seele hier und da hineinbläst", oder die Theorie des geistvollen Gehirnbeschreibers Huschke, nach welcher der Gedanke ein „ästhetischer Begleiter der Nervenbewegung", und Denken und Hirn ein „gleichzeitiger symbolischer Ausdruck" sein sollen, gelten läßt. Alle diese und ähnliche Theorien, welche die wichtige Seelen- oder Gehirnfrage in einem halben Nebel zu begraben gedenken, sind entweder Ausdruck der geistigen Unklarheit oder Unentschlossenheit ihrer Urheber oder absichtliche Versuche der Anerkennung der einfachen Wahrheit und Wirklichkeit aus Abneigung gegen falsch verstandenen Materialismus aus dem Wege zu gehen. Diese Wahrheit besteht einfach darin, daß das Wort „Seele" keine für sich bestehende Wesenheit bedeutet, sondern daß es nur ein in der Zeit wissenschaftlicher Unkenntnis und abergläubischer animistischer Vorstellungen entstandener Ausdruck zur Bezeichnung der mannigfaltigen Verrichtungen oder Thätigkeitsäußerungen des Gehirnes mit Einbezug des gesamten Nervensystems ist. Mit anderen Worten — das Wort „Seele" ist nichts anderes, als ein sogenannter Kollektiv-Begriff, ein allgemeiner Ausdruck für die gesamten Thätigkeiten des Gehirn- und Nervensystems, gerade so wie das Wort „Respiration" oder Atmung ein Kollektiv-Begriff für die Thätigkeit der Atmungsorgane, das Wort „Verdauung" ein solcher für die Thätigkeit der Verdauungsorgane, das Wort „Kreislauf" ein solcher für die Thätigkeit der Kreislauf-

organe ist. Es bedeutet daher keine Wesenheit für sich, kein für sich bestehendes Ding, sondern nur eine, wenn auch noch so komplizierte Verrichtung der lebenden Substanz, während die philosophischen Schulen den großen Fehler begehen, daß sie solche und ähnliche Worte oder Bezeichnungen, die eigentlich nur eine konventionelle Bedeutung haben, für wirkliche Dinge oder Wesenheiten nehmen und damit eine heillose Verwirrung der an sich so einfachen Sachlage herbeiführen. Auch machen sie weiter den unverzeihlichen Fehler, daß sie die motorischen und die sensitiven Erscheinungen oder das Empfinden und Wollen gänzlich von der logischen und ethischen Seite unseres Wesens trennen und die ersteren den körperlichen Organen, letztere aber dem zuweisen, was sie Seele oder Geist nennen, während doch die ganze Biologie oder Lehre vom Leben (Anatomie, Physiologie, Embryologie, vergleichende Anatomie und Psychologie u. s. w.) ein einziger Protest gegen eine solche unnatürliche Trennung ist. Schon der Fall der Geisteskrankheiten, die ebenso häufig aus Defekten oder Fehlern der motorischen und sensitiven Seite hervorgehen, wie sie andererseits, aus moralischen Ursachen hervorgehend, sofort das Gehirn und die Nerven in Mitleidenschaft ziehen, zeigt, wie unmöglich jene Trennung ist. Wie will man überhaupt nach der Wundtschen Theorie die bekannte hochgradige, nur durch die winzigen Keimstoffe vermittelte Erblichkeit der Geisteskrankheiten durch eine oder mehrere Generationen hindurch erklären? Die Beispiele, die einerseits den mächtigen Einfluß des Physischen auf das Moralische, andererseits des Moralischen auf das Physische dokumentieren, sind geradezu zahllos[1]). Wie wäre ein solches Verhältnis möglich oder denkbar zwischen zwei Kausalreihen, „die niemals direkt in einander eingreifen und nirgends in einander einmünden"?

Wenn es Funktion der Nerven ist, die in den niedersten Tierformen lediglich an die organische Materie selbst gebundene

[1]) Man vergleiche derartige Beispiele in des Verfassers Schriften „Physiologische Bilder", II. Band, S. 54 und 55, und „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft", S. 58 und 59.

Empfindung oder Aufnahme äußerer Eindrücke zu vermitteln und den Muskeln die vom Gehirn erteilten Befehle zu überbringen, so ist es dessen Funktion, jene oft wiederholten Empfindungen oder Eindrücke zu sammeln und durch die Thätigkeit seiner Ganglienkugeln oder Nervenzellen in Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe oder Gedanken, sowie in Willensakte umzusetzen. Wenn nun diese Gedankenthätigkeit teils auf ihr Organ selbst oder das Gehirn, teils durch Vermittlung des Nervensystems auf den gesamten Körper wieder zurückwirkt, so folgt sie nur der Analogie aller übrigen Körperorgane, bei denen ebenfalls die Funktion durch die Substanz und die Substanz durch die Funktion (mehr oder weniger) bedingt wird, oder jenem allgemeinen, großen, erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckten Naturgesetz, das gegenwärtig wie ein lebender Odem die gesamten Naturwissenschaften durchdringt, und von dem es keine bekannte Ausnahme giebt.

Es ist das große Gesetz von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welches, wie auf alle übrigen Naturerscheinungen, so auch auf das Verhältnis der Menschenseele zu ihrem materiellen Substrat seine Anwendung finden kann und muß. Denn die Empfindung oder der Gedanke als eine Bewegung der Materie muß notwendig selbst wieder Bewegung der Materie erzeugen oder im Gefolge haben, wie sich dieses an zahllosen Beispielen aus Wissenschaft und Leben zur Evidenz nachweisen läßt.

An der Hand dieser anatomisch-physiologischen Betrachtung ist es auch sehr leicht, eine bestimmte Unterscheidung zwischen den Begriffen von „Seele“ und „Geist“ zu gewinnen, — zwei Begriffen, die so häufig zusammengeworfen oder verwechselt werden und durch diese Verwechslung endlosen Streit und unsägliche Verwirrung in der Philosophie und Seelenlehre hervorgerufen haben und fortwährend hervorrufen. Auch Herr Wundt steht kraft seines Vorurteils von der Existenz eines besonderen Seelenwesens diesem Problem machtlos gegenüber, wenn er auf S. 494 seiner besprochenen Schrift sagt, „daß das wahre Wesen der Seele in nichts anderem besteht, als in dem geistigen Leben selber“.

Nein, Herr Wundt, der Begriff „Seele“ ist nicht identisch mit dem Begriff „Geist“, sondern ein weit umfassenderer. Er ist weit mehr als der bloße Inbegriff der intellektuellen Fähigkeiten und umfaßt neben der Gedankenfähigkeit auch alle Empfindung und das gesamte Wollen oder das ganze psychische Leben von seinen niedersten bis zu seinen höchsten Stufen, während der Geist oder animus nur als eine Teilerscheinung der Seele oder anima aufzufassen ist. Dieser hat seinen Sitz nur in der sogen. grauen Hirnrinde oder ist Ausdruck der Thätigkeit der in dieser Rinde enthaltenen Ganglienkugeln oder Ganglienzellen und repräsentiert also die höchste psychische Thätigkeit, deren das Gehirn überhaupt fähig ist, während das Wort „Seele“ die Thätigkeit des ganzen Gehirns in allen seinen Teilen mit Einschluß der durch das sogen. Centralgrau vermittelten sensoriellen und motorischen Akte und als Vorstand des gesamten Nervensystems begreift. Daher das Wort „Seele“, wie gesagt, den umfassenderen, allgemeineren, das Wort „Geist“ den engeren, spezielleren Begriff bezeichnet; und daher wir auch den Tieren „Seele“ in einem ganz unbeschränkten, „Geist“ dagegen nur in einem sehr beschränkten Maße zugestehen, während die höchste Entfaltung psychischer Thätigkeit oder des Geistes nur bei dem mit so massiver Entwickelung der großen Hirnhalbkugeln und der sie bedeckenden grauen Rindensubstanz versehenen Menschen angetroffen wird.

Je weiter wir uns dagegen von dem Menschen abwärts in der organischen Stufenleiter entfernen, um so vereinzelter und undeutlicher werden auch im Einklang mit der abnehmenden Vollkommenheit des Seelenorgans diejenigen psychischen Erscheinungen, die wir als „geistige“ zu bezeichnen pflegen, während wir auf der andern Seite, indem wir den Tieren Seele zugestehen, keinen Anstand nehmen, das seelische Prinzip durch die ganze organische Welt bis hinab zu den allerniedersten Tieren, bei denen es nicht einmal mehr an Gehirn oder Nervensystem, sondern an die lebende Substanz selbst geknüpft ist, und selbst bis zu den Pflanzen zu verfolgen, bei denen es sich auf seiner niedersten Stufe als em-

pfindungslose und bewußtlose Reizbarkeit darstellt. Diese Reizbarkeit und dieses empfindungs- und bewußtlose seelische Leben finden wir auch auf den höheren organischen Stufen wieder, wenn die Organe des Bewußtseins und der eigentlichen geistigen Thätigkeit hinweggenommen oder in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt sind, wie bei geköpften oder ihres Großhirns beraubten Tieren oder bei schlafenden oder hypnotisierten Menschen; und zwischen diesen niedersten Äußerungen seelischer Thätigkeit und den höchsten Leistungen des menschlichen Bewußtseins oder des durch Erkenntnisvermögen gewonnenen Wissens der Dinge um uns her liegen unzählige vermittelnde Zwischenstufen. Das Bewußtsein unterscheidet zwar nicht den Menschen von dem Tiere, da auch dieses ein Bewußtsein hat; aber es kann den höchsten Grad seiner Ausbildung erst erreichen, wenn die organische Bewegung in der Gehirn-Materie einen gewissen Grad der Stärke erlangt hat, geradeso wie ein über einen gewissen Wärmegrad hinaus erhitzter Eisenstab sichtbar glühend wird. Als anatomischen Träger der Seelenthätigkeiten kann man daher auch, wenn man will, neben dem ganzen Gehirn das gesamte übrige Nervensystem ansehen, namentlich in der niederen Tierwelt, bei welcher die sichtbare Trennung in centrale und peripherische Teile des Nervensystems mehr und mehr verschwindet oder zurücktritt, während der animus im Gegensatz zur anima immer nur Produkt der Thätigkeit einzelner central gelegener Nervengebilde sein kann und in demselben Maße an Stärke wächst, in welchem das Prinzip der Arbeitsteilung und der Differenzierung der einzelnen Teile oder Abteilungen des Nervensystems gradweise zunimmt.

Damit genug. Nur möge zum Schluß Herr Wundt noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Tier-Ehe nicht, wie er annimmt (S. 448), auf die höheren Wirbeltierklassen beschränkt ist, sondern daß sie auch, wie ich in meiner Schrift über „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt“ nachgewiesen habe, bei niederen Wirbeltieren und selbst bei wirbellosen vorkommt.





Die Menschwerdung.



Die Menschwerdung oder die Entstehung des Menschen kann nur auf zweierlei Art vor sich gegangen sein. Entweder auf natürliche Weise, d. h. auf dem bekannten Wege der Abstammung und Entwickelung aus der ihm zunächst stehenden Tierwelt, oder auf übernatürliche Weise, d. h. auf dem Wege der Erschaffung oder Schöpfung in fertigem Zustande durch einen allmächtigen und bewußten Willen.

Die Wissenschaft, die nach Maßgabe des großen Gesetzes von Ursache und Wirkung alle Zwischen-Ursachen verwirft und nur einen gesetzmäßigen Zusammenhang aller Erscheinungen anerkennt, kann selbstverständlich nur die zuerst genannte Annahme oder die natürliche Entstehung des Menschen in ihre Betrachtungen aufnehmen und sie überläßt es der Einzelforschung, diesen Zusammenhang auch empirisch nachzuweisen. Insofern steht der Verfasser der Schrift, die ich dieser Betrachtung zu Grunde lege[1], auf wissenschaftlichem Boden. Schon der Ausdruck „Menschwerdung" will sagen, daß der Mensch nicht „geschaffen", sondern „geworden"

[1]) J. G. Vogt: Die Menschwer

ist, d. h. geworden auf dieselbe Art und Weise, wie alle übrigen Naturwesen und Naturerscheinungen: auf dem Wege allmählicher, durch zahlreiche Zwischenstufen verbundener Entwickelung. Der Verfasser dieser Schrift gerät daher mit sich selbst in Widerspruch, wenn er bereits auf dem Titelblatt die „Begründung der weiten Kluft zwischen Tier und Mensch“ in Aussicht stellt. Noch schärfer wird dieser Standpunkt in der Einleitung ausgedrückt, wo das „Kausalitätsbedürfnis“ als eine „spezifische Eigenschaft des Menschen“ hingestellt wird, welches „eine unermeßliche, ewig unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier baut“.

Daß diese Behauptung total unrichtig ist, ist nicht schwer nachzuweisen. Der rohe Wilde empfindet das Kausalitäts-Bedürfnis im allgemeinen so wenig wie das europäische Kind oder der Ungebildete; es entwickelt sich erst mit steigender Intelligenz und gelangt nach langer Erfahrung und Übung allmählich zum Bewußtsein. „Das volle und klare Bewußtsein des allgemeinen Kausalitätsgesetzes aber“, sagt der gelehrte Nägeli (Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre) „kommt nur in sehr wenigen Menschen zum Durchbruch, so daß selbst die Mehrzahl der Naturforscher es da oder dort verleugnen, und daß moderne Physiker erst in der neueren Zeit es in der Form des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft entdeckt zu haben glauben“. Und weiter: „Mit Rücksicht auf die entwickelungsgeschichtlichen Thatsachen sowohl der ganzen organischen Welt wie des Individuums wäre es für die Klärung der Streitfrage ungemein förderlich, wenn die Verfechter der Apriorität angeben wollten, welchen Geschöpfen der inhärente Kausalitätsbegriff zukomme, welchen nicht. Diese Untersuchung müßte ihnen selbst die Überzeugung aufdrängen, daß sein Auftreten auf keiner Stufe der Entwickelungsgeschichte möglich ist, sondern daß er ganz allmählich mit den vollkommener werdenden Vorstellungen von den objektiven Dingen aus einem unbestimmten Gefühl zum klaren Begriff herauswächst“.

Daß aber dieses unbestimmte Gefühl bereits in der Tierseele vorhanden ist, wird durch die auffälligsten Thatsachen bewiesen.

Oder welches andere Gefühl könnte unsern Haushund veranlassen, sich vor auf dem Boden sich bewegenden Seifenblasen oder vor einem Knochen oder Knäuel Garn zu fürchten, wenn diese Gegenstände durch einen ihm unsichtbaren Faden von fern her bewegt werden, oder vor einem donnernden Geräusch zu erschrecken, dessen Ursache ihm unbekannt ist, während er diese Furcht verliert, sobald man ihn mit der Veranlassung bekannt gemacht hat? Oder ist es nicht ein durch das Kausalitäts-Bedürfnis hervorgerufener Vernunftschluß, wenn der Orang-Utang des Dr. Abel, der auf einem Schiffe nach England gebracht wurde, an einer in Verwirrung geratenen Kette nicht erfolglos zog, wie es z. B. ein noch so intelligenter Hund gethan haben würde, sondern die Ursache der Verwirrung zu entdecken und den Knoten zu lösen versuchte?

Wenn nun auf diese Weise klar geworden ist, daß der Grundsatz auf dem der Verfasser im Widerspruch zu allen entwickelungstheoretischen Grundsätzen seine Theorie von der weiten, ewig unüberbrückbaren Kluft zwischen Mensch und Tier aufzubauen versucht, hinfällig ist, so könnte man eigentlich das Buch, nachdem man bereits in der Einleitung darüber belehrt worden ist, getrost wieder zumachen, ohne befürchten zu müssen, dadurch etwas zu verlieren. Denn welche wissenschaftlich verwertbaren Aufklärungen über das wichtige Problem der „Menschwerdung" könnte uns ein Autor geben, der sich in seinen Auseinandersetzungen von vornherein nicht bloß mit sich selbst, sondern auch mit der Thatsächlichkeit in Widerspruch setzt? Aber dennoch verlohnt es der Mühe, ihm noch etwas weiter auf seinen philosophischen Pfaden zu folgen, weil man daran erkennen wird und muß, wie weit sich das menschliche Denken verirren kann, wenn es sich, statt auf den untrüglichen Pfaden positiver Naturforschung zu wandeln, rückhaltlos seinen subjektiven Eingebungen überläßt und von dem Standpunkte dieser Subjektivität aus alles nicht damit Harmonierende als „krassen Unsinn", „hirnverbranntes Zeug" u. s. w. niederdonnern zu dürfen glaubt. Der schwere Vorwurf „maßloser

Selbstüberhebung", den Herr Vogt den Physikern ohne jeden Schein eines Grundes machen zu dürfen glaubt, würde daher passender auf ihn selbst anzuwenden sein. Die Physiker und Naturforscher, die er mit dem etwas verächtlich klingenden Ausdruck „Naturwissenschaftler" bezeichnet, entbehren in seinen Augen jeder philosophischen Bildung und Erkenntnis. „Philosophische Beschränktheit" — „krasseste Denkfehler" — „verschwommene, verworrene Begriffswelt" — „gedankenloses Hinnehmen" — „philosophische Kurzsichtigkeit" —: voilà eine kleine Blumenlese von Ausdrücken oder Aussprüchen, mit denen Herr Vogt unsere besten Forscher und Arbeiter auf dem schwierigen Felde der Naturforschung beehren zu dürfen glaubt. Bei solcher Sprache sollte man erwarten, daß Herr Vogt die „Natur", von der er ausdrücklich sagt, daß „die wissenschaftliche Erkenntnis die menschlichen Autoritäten verwirft und die Natur als die höchste, erhabenste Autorität erkenne", als Unterlage seiner philosophischen Theorien besser oder genauer kennen müsse, als die „Naturwissenschaftler". Aber leider sind seine Kenntnisse auf diesem Felde derart, daß die ärgsten Mißgriffe daraus erwachsen, und daß diese Mißgriffe ebenfalls dazu angethan sein dürften, nur „klägliches Erbarmen" wachzurufen. Zunächst zeigt sich dieses in seiner gänzlich unzureichenden Kritik des Darwinismus, den er trotz seiner philosophischen Hochnäsigkeit gründlich mißversteht und mit den alten, längst entkräfteten Einwänden von der Konstanz der Arten im Nilthal und dem Sichgleichbleiben der niedersten Meeresbewohner oder der Erhaltung der einzelligen Lebewesen bis auf unsere Tage abthun zu können glaubt. Das vortreffliche Bild des organischen Stammbaums will er durch das ganz falsche eines Busches oder Strauchs ersetzen, aus dessen Wurzelstock die verschiedenen Hauptzweige des Lebens als bereits in der ersten Anlage vorgebildet hervorgehen.

Damit gerät er notwendig in das teleologische Fahrwasser, in dem er auch trotz wiederholter Ableugnung teleologischer Standpunkte munter weitersegelt. Sein sogenannter „Organ-Intellekt"

(ein Wort, mit dem nur sein Erfinder einen bestimmten Sinn zu verbinden vermag), ist das teleologischste Ding von der Welt. Er beträgt sich ganz wie der Herrgott der Theologen oder das Absolute der Philosophen oder der Wille Schopenhauers oder das Unbewußte Hartmanns und muß überall als deus ex machina herhalten, wo es an einer sonst passend erscheinenden Erklärung gebricht. Da kann es denn auch nicht wunder nehmen, daß die Art und Weise, in welcher „der Organ-Intellekt beim Tiere durch den sogenannten Instinkt seine Vorkehrungen zur Sicherstellung des Organismus trifft, unsere anbetende (!) Bewunderung hervorruft und hervorufen muß.“ Ist er doch ein so weitschauender und vorsorglicher Herr, daß er „die gesamte Thätigkeit des Thieres unter seiner Kontrolle hält und dieses dadurch jeden freien Willens beraubt“. „Der Organintellekt hatte bis zur anthropoiden Stammart alle Mittel im alten Sinne zur Erzielung der bestmöglichen Anpassung erschöpft und suchte (!) nach neuen Mitteln“. Aber er „konnte solch gefährliches Spiel nicht treiben, ohne gleichzeitig auf einen ausgleichenden Ersatz bedacht zu sein.“ Dazu hatte er „während vieler säkularer Entwickelungsperioden seine Vorstudien (!) gemacht.“ Als er aber „auf der Höhe der organischen Stufenleiter angekommen war, war er sicherlich kein Stümper (!) mehr und konnte sich ein gewisses Risiko gestatten“, indem er die Erschaffung des instinktlosen Menschen in Angriff nahm. Dennoch hat er, indem er ihm die Herrschsucht gegenüber seinesgleichen mit auf den Weg gegeben hat, „einen entschiedenen Mißgriff gethan“. Trotzdem kann er, „allen Stürmen trotzen und kann sich die waghalsigsten Experimente gestatten“.

Das wäre also der vorsorgliche, waghalsige, Kunstgriffe gebrauchende und durch lange Vorstudien auf sein Werk vorbereitete, aber dennoch Mißgriffe machende „Organ-Intellekt“, dessen eigentliches Wesen zu begreifen, seinem Erfinder vorbehalten bleiben muß. Ich kann nur den handgreiflichsten Anthropomorphismus darin erblicken.

Zu seinem Glück bleibt dieser Organintellekt nicht allein,

sondern erfreut sich der Gesellschaft einiger anderer philosophischer Wort-Ungeheuer, wie „Potential“, „Monoplast“, „Lebensknoten“, „Artmodell“, „zonale Gravitationssphäre“, u. s. w. Ausdrücke, die dem gesunden Menschenverstande unlösbare Rätsel aufgeben. Noch unlösbarer ist der Widerspruch, den sich der Verfasser zu Schulden kommen läßt, wenn er von der „Schaffung des Menschen“ (durch den Organintellekt) spricht, während doch seine ganze Theorie angeblich auf dem Boden der „Menschwerdung“ als Gegensatz zu der alten Schöpfungstheorie ruht. Freilich hat er über das Verhältnis von Mensch, Tier und Pflanze und über die wichtige Instinktfrage so falsche, den Thatsachen widersprechende Ansichten, daß Widersprüche notwendig daraus folgen müssen. Er nennt das Tier eine „wandelnde Pflanze“ (!) und glaubt daraus, daß sich das Tier von der Pflanze als grundverschiedenes Wesen „abgezweigt“ habe, folgern zu dürfen, daß auch eine solche Abzweigung des Menschen vom Tier trotz prinzipieller Verschiedenheit möglich gewesen sei. Nun ist aber darauf zu erwidern, daß sich das Tier niemals von der Pflanze abgezweigt hat, sondern daß beide Naturreiche aus einem gemeinsamen Stock niederster Wesen, von denen man weder sagen kann, daß sie Pflanze, noch daß sie Tier seien, hervorgegangen sind, als die Weiterentwickelung von da nach zwei getrennten Richtungen auseinanderging. Außerdem kann man nicht einmal von einer prinzipiellen Verschiedenheit zwischen Tier und Pflanze reden, da einerseits die freie Ortsbewegung, die man als Haupt-Charakteristicum des Tierreichs im Gegensatz zum Pflanzenreich anzusehen pflegt, auch manchen unzweifelhaften Tieren abgeht, und da andererseits das Urelement alles psychischen Geschehens oder die Empfindung in ihren niedersten Anfängen auch bei den mimosenartigsten und insektenfressenden Pflanzen, die zwischen zwei verschiedenen Ernährungsarten zu unterscheiden imstande sind, angetroffen wird. Erst auf den höheren Stufen der Entwickelung treten die Unterschiede zwischen beiden Reichen deutlicher hervor. Ganz anders aber als das allgemeine Verhältnis zwischen Pflanze und Tier ist das Ver-

hältnis zwiſchen dem Tier und dem Menſchen, der kraft ſeiner körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften unzweifelhaft an der Spitze des großen Typus der Wirbeltierreihe ſteht und mit ihr durch zahlloſe Ähnlichkeiten auf das Innigſte verbunden iſt. Insbeſondere iſt es trotz vielfacher Verſuche der Anatomen nicht gelungen, einen weſentlichen oder prinzipiellen Unterſchied zwiſchen dem Organ des Geiſtes oder dem Gehirn des Menſchen und demjenigen der ihm zunächſt ſtehenden Tiere nachzuweiſen. Vielmehr ſtellt das Affengehirn, wie erſt neuerdings wieder Profeſſor Waldeyer unzweifelhaft nachgewieſen hat, gewiſſermaßen einen Grundriß dieſes Organs dar, der nur bei dem Menſchen mehr in Einzelheiten ausgeführt iſt. Schon dieſer eine Umſtand hätte Herrn Vogt darauf aufmerkſam machen müſſen, daß ſeine Theorie der totalen „Umwälzung im organiſchen Geſchehen durch die Entſtehung des Menſchen“ unmöglich richtig ſein kann. Seine Definition des Menſchen und der Menſchwerdung als einer „Befreiung vom Inſtinkt“ oder als eines vom Inſtinkt befreiten Tieres beruht auf einer falſchen, längſt verlaſſenen Anſicht vom Inſtinkt, von welchem er eine ganz unrichtige Definition giebt. Vielmehr ſind alle in dieſer Sache maßgebenden Beurteiler einſtimmig der Meinung, daß eine beſtimmte Grenze zwiſchen Inſtinkt und Vernunft nicht gezogen werden kann, und daß beide, Menſch und Tier, nach Vernunft und Inſtinkt handeln — nur mit dem Unterſchied, daß das Tier mehr nach Inſtinkt und weniger nach Vernunft oder Verſtand, der Menſch dagegen weniger nach Inſtinkt und mehr nach Vernunft handelt. Und auch hier findet man die mannigfaltigſten Grade oder Abſtufungen. Sieht ſich doch Herr Vogt ſelbſt genötigt, zuzugeſtehen, daß „der Urmenſch nicht mit einem Sprunge vom Inſtinkt befreit worden ſein kann, und daß dieſe Befreiung höchſt wahrſcheinlich unter allmählichen Übergängen und vielleicht im Laufe mehrerer ſäcularer Entwickelungsperioden vor ſich gegangen“ ſein möge. Und doch war auch der Urmenſch im Voatſchen Sinne ein Menſch und alſo „ein vom Inſt [illegible] Das verſtehe wer kann.

Fast noch weiter verirrt sich Herr Vogt in der Frage von der Tierseele, wenn er dem Tiere den Besitz der Geberdensprache rundweg abspricht und daraus ein spezifisches Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Tier ableiten zu dürfen glaubt. Von dieser Art von Sprache, in welcher Herr Vogt „die fundamentale Unterlage für die gesamte emissiv-motorische Phase des menschlichen Intellekts oder die endgültige Besiegelung der völligen Befreiung vom Instinkt" vermutet, soll sich bei dem Tier „auch nicht die einfachste Spur vorfinden". Nun, Herr Vogt, sind die Bewegungen des Schwanzes bei Hund oder Katze und die Freudensprünge und Umarmungen, mit denen Hund oder Affe den zurückkehrenden Herrn begrüßen, keine Geberdensprache? Oder sind die Fühler-Berührungen, mit denen sich Bienen und Ameisen gegenseitig über ganz bestimmte Dinge verständigen und ihre gegenseitige Zu- oder Abneigung zu erkennen geben, keine Geberdensprache? Oder sind die zahllosen Arten von Gestikulation, von Spiel, Tanz, Flug, Gaukelei, Koketterie, Liebkosung u.s.w., durch die während der Paarungszeit nicht nur Säugetiere und Vögel, sondern auch Amphibien, Fische, Insekten und Weichtiere sich ihre gegenseitige Zuneigung zu erkennen geben, keine Geberdensprache? Oder sind die Ohrfeigen, die ein Affenweibchen seinem ungetreuen Liebhaber oder eine Katzenmutter ihren ungehorsamen Kindern verabreicht, nicht eine Geberdensprache der eindringlichsten Art? Herr Vogt verlangt, daß ein Affe seinem Nebenaffen mit dem Finger winkend oder etwas zeigend gesehen werde, um seine Meinung zu ändern. Ich weiß nicht, ob jemals etwas dieser Art beobachtet worden ist; aber ich weiß, daß unzählige Male Hunde durch das auffälligste Geberdenspiel Menschen veranlaßt haben, ihnen an bestimmte Orte, wo sie deren Hilfe für notwendig hielten, zu folgen. Hätte Herr Vogt nur einen einzigen Blick in meine beiden Schriften über das Geistesleben der Tiere und das Liebesleben in der Tierwelt geworfen, so würde er seine monströse Behauptung, von der völligen Abwesenheit der Geberdensprache bei den Tieren wohl schwerlich gewagt haben. In gleicher Weise

hätte ihn ein Blick in meine „Physiologischen Bilder", darüber belehren müssen, wie seine Behauptung, daß es keine unbewußte Empfindung und ebensowenig ein empfindungsloses Bewußtsein geben könne, vor dem Forum der physiologisch-medizinischen Wissenschaft und Erfahrung nicht bestehen kann.

Aber nicht bloß auf dem Gebiet der Physiologie, Biologie und Tierseelenkunde, sondern auch auf dem der Physik, auf dem er doch förmlich als grundstürzender Reformator auftritt, verstößt Herr Vogt gegen die festesten Grundlagen der Wissenschaft und gegen die jetzt herrschenden Ansichten über das Verhältnis von Kraft und Stoff. Indem er für das Wort „Kraft" das Wort „Agens" substituiert, fällt er ganz in den alten Dualismus zurück und läßt die Kraft als etwas für sich Bestehendes auf den (an sich toten?) Stoff wirken. Er arbeitet sich einen ihm eignen, der herrschenden Atomtheorie und dem kinetischen Substanzbegriff entgegengesetzten Substanzbegriff als einer „das ganze Weltall kontinuierlich, d. h. ununterbrochen und lückenlos erfüllenden einheitlichen Substanz" aus, „über dessen Brauchbarkeit nur der alles umfassende Philosoph kompetenter Richter sein kann", während „es für den Erkenntniskritiker keine jammervollere Komödie giebt, als wenn die Herren Naturwissenschaftler, voran die Physiker, aus ihren engen Klausen heraus den Ikarusflug versuchen, um zu den Höhen zu gelangen, auf denen allein ein Substanzbegriff ausgearbeitet werden kann". (!)

Vor solcher Geisteshöhe müssen freilich wir geistesarmen „Naturwissenschaftler", voran die Herren Physiker, die Segel streichen. Unverständlich bleibt dabei nur, wie Herr Vogt sich gegen die Metaphysik erklären kann, während doch sein Substanzbegriff eigener Erfindung das metaphysischste Ding von der Welt ist. Anders wieder ist es mit der Substanz selbst, „durch welche und in welcher alles ist und geschieht". „Unsere sämtlichen Funktionen fließen aus der Substanz, unser innerstes Wesen ist gleichzeitig das innerste Wesen der Substanz. Nur der Idealismus hat uns diese Substanz so entfremdet, indem er seine trans-

cendentale Geisteswelt schuf, die hoch erhaben über dieser Substanz thronen und sie in ferner Tiefe unter sich halten konnte". Unverständlich bleibt dabei wiederum nur, wie bei einer so exquisit materialistischen Denkweise der Verfasser den Materialismus so abfällig beurteilen konnte. Noch krasser wird der Widerspruch, wenn wir von einer „brutalen, dummen Materie" lesen. Welche Unklarheit des Denkens gehört dazu, um zwei Epitheta, die nur von lebenden Wesen hergenommen und nur auf diese anwendbar sind, auf den Begriff der Materie oder, was gleichbedeutend ist, der an andern Stellen so enthusiastisch gepriesenen „Substanz" anzuwenden!

Einigermaßen versöhnend mit diesen schweren Beleidigungen der Logik wirkt das warme Gefühl, das der Verfasser am Schlusse seiner Schrift für Besserung des sozialen Elends und der Ungerechtigkeiten der menschlichen Gesellschaft an den Tag legt. Aber als ein sprechender Beweis dafür, daß eine Erneuerung der alten Naturphilosophie auf spekulativer Basis heutzutage nicht mehr möglich ist, ist das mit einer gewissen Eleganz geschriebene und durch die Sicherheit seines Auftretens schwache Geister verblüffende oder verführende Buch merkwürdig genug.





Allen die Erde.



Die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen der menschlichen Gesellschaft und mit der Ungleichheit der Verteilung des Besitzes in derselben scheint sich mehr und mehr aller freier denkenden Geister bemächtigen zu wollen. Die Weltordnung, so setzt der Verfasser einer vortrefflichen Schrift, welche wir dieser Betrachtung zu Grunde legen[1]), auseinander, gebietet, daß der Mensch die Pflicht hat, die Erde, von der er alles empfängt, zu einem Wohnsitz des Heils und der Freude für alle zu gestalten; aber durch die Willkürherrschaft einzelner wird dieser Segen in Fluch verwandelt.

Wie kann und soll diesem Zustande, welcher die Mehrzahl der Bürger eines Staates zu Sklaven des Großkapitals und Großgrundbesitzes macht, abgeholfen werden?

Nicht, wie der Verfasser weiter auseinandersetzt, durch den seit einigen Jahren im deutschen Reich inaugurierten „Staatssozialismus“, welcher nur zu Trug- und Schattenbildern und weil er nicht halten kann, was er verspricht, zu schädlichen Täuschungen führt, und dessen Heilmittel als „Staatsgesundheits-

1) W. E. Backhans. „Allen die Erde.“ Kritisch-geschichtliche Darlegungen zur sozialen Bewegung. [illegible] 1893.

pflästerchen" bezeichnet werden müssen. Auch nicht durch die vielen Privatwohlthätigkeitsanstalten, durch Spar- und Kreditunterstützungskassen, durch Almosen und Armenpflege, durch Bestrebungen zur Hebung der Bildung oder Bekämpfung der Unsittlichkeit oder des Branntweingenusses, durch Feststellung eines Normalarbeitstages u. s. w. u. s. w. Alle diese Bestrebungen sind keine radikalen, sondern „Scheinmittel", welche zum Teil die Armut mehr fördern, als heben.

Ebensowenig ist trotz ihrer großen, aber hohlen Versprechungen die aus leicht begreiflichen Gründen sich immer mehr ausbreitende Sozialdemokratie imstande, die Lösung der sozialen Frage zu erzwingen. Das das ganze Wirtschaftsleben unseres Jahrhunderts beherrschende individualistische Prinzip wird und kann den kommunistischen Sozialismus niemals zur Herrschaft gelangen lassen. Derselbe kämpft übrigens gegen Phantome, wenn er fortwährend von Klasse, Klassenkampf, Klassenhaß, Klassengegensätzen, Klassenprivilegien, Bourgeoisie, Bourgeoisieherrschaft u. dgl. spricht, als ob die moderne Gesellschaft in Kasten und Zünfte eingeteilt wäre, wie es im alten Egypten und Indien oder auch noch in Deutschland zur Zeit der Zünfte der Fall war. Eine derartige Einteilung der Staatsbürger kennt das moderne Staatsleben nicht mehr. Im heutigen Rechtsstaat giebt es nur noch eine einzige bürgerliche Gesellschaft, deren einzelne Glieder verschiedene Geschäfte betreiben, aber nicht als Klassen getrennt sind. „Nicht die „Bourgeoisie", nicht eine „Klasse", nicht ein „Stand", nicht ein einzelner, und wäre er das Oberhaupt der mächtigsten Nation, herrscht im modernen Staate, sondern Herrscher allein ist der Zins, in welchen Formen er auch auftrete, und wie auch die Vollstrecker seiner Macht heißen mögen."

Auch mit dem Wort „Proletarier" und verwandten Wortbildungen wird von der Sozialdemokratie schreiender Mißbrauch getrieben. Es sind Schmuck- und Paradeworte hinter denen nichts Wirkliches steckt. „Ist es nicht wahrhaft tragikomisch, das Proletariat zur herrschenden Klasse machen zu wollen, obgleich das

Klassenwesen die Sozialisten und Kommunisten mit so grimmigem Haß erfüllt? Und gar zur herrschenden Klasse, obgleich man die Herrschaft keiner Klasse dulden will?" — „Als Proletariat könnte das Proletariat diese weltgeschichtliche Rolle, welche die ganze bürgerliche Gesellschaft in eine einzige Assoziation hineinzwingen will, jedenfalls nicht durchführen, sonst könnte es eben nicht das Proletariat sein." — „Und dieses ganze proletarische, zu einer Assoziation vereinigte Bürgertum soll an die Stelle der heutigen Gesellschaft treten, gerade als ob die vielen andern Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht zum Proletariat gehören, einfach entweder als nicht daseiend oder als willenlos, gefühllos und kopflos angesehen werden könnten." — „Die sozialdemokratische Partei hätte wirklich Ursache, über ihr Programm das für Reformer niederschmetternde Wort „Utopia" zu schreiben. Sie hat die Natur ihres erträumten Endzieles nicht klar erkannt und es ist zum Heile der Völker auch unerreichbar. Auch der Zukunftsstaat des E. Bellamy ist ein Phantasma, aber nicht abenteuerlicher, als das nüchterne und nichts destoweniger verschwommene Bild des sozialdemokratischen Zukunftsstaates.

In der That kann nicht geleugnet werden, daß dieser Zukunftsstaat mit seiner Organisation der gesamten Arbeit, wenn solche überhaupt möglich wäre (?), sich zu einer Zwangsanstalt schlimmster Sorte auswachsen müßte. Dem gegenüber betont Backhaus mit Recht, daß die wahre Freiheit nur darin bestehen kann, daß jeder Genosse eines Staates in den Stand gesetzt werde, seine Kräfte ungehindert entwickeln und aus den Güterquellen des Lebens durch den selbständigen Gebrauch seiner Arbeitskraft nach Bedürfnis schöpfen zu können, ohne jemandem zu schaden, so daß sein Vorteil mit dem Vorteil der Gesellschaft zusammenfällt. Sozialismus und Individualismus gehören naturgemäß zu einander, und es ist schlechthin undenkbar, daß sie in einem vernünftig eingerichteten Staatswesen als feindliche Kräfte wirken sollten. Die innige Verbindung des individualistischen mit dem sozialistischen Gedanken bedeutet die Durch-

führung des großen staatswirtschaftlichen Grundgesetzes, nach welchem der Vorteil des einzelnen stets auch der Vorteil der Gesamtheit sein soll. Es ist hohe Zeit, daß der bisherige Konflikt zwischen Einzel- und Gesamtinteresse, zwischen privatem und gesellschaftlichem Eigentum, zwischen Freiheit und Gebundenheit im wirtschaftlichen Leben der Völker seine Lösung finde — eine Lösung, welche nicht in der Hand dunkler Schicksalsmächte, sondern einzig und allein in der Hand des Menschen selbst liegt. „Der sozialistische und der individualistische Geschäftsbetrieb sind unzertrennliche Arbeitsformen in der Welt der Wirtschaftlichkeit; sie gehören zusammen wie Leib und Seele."

Was nun diese Lösung selbst oder die Erfüllung der aufgegestellten Forderung betrifft, so findet der Verfasser, welcher Mitglied des Vorstandes des über ganz Deutschland verbreiteten Vereins der Bodenbesitzreformer ist, dieselbe zunächst in der Rückgabe des von natur- und rechtswegen allen gemeinsamen Besitzes an Grund und Boden an die Gesamtheit.

Er gründet diese Forderung auf zwei Menschenrechte, welche nach ihm „wahrhaftige Ur- und Grundrechte unserer Natur" sind. Das erste dieser Rechte ist dasjenige auf volle Benützung der Naturkraft, sowie aller natürlichen Güter. Das zweite Recht ist dasjenige auf die vollkommenste Entwickelung unserer Persönlichkeit und somit auf den ungehinderten Gebrauch aller unserer Kräfte. Gleichwie der Mensch ein Produkt der Erde ist, so muß auch sein Dasein in dem Anrecht an dem Besitz derselben gegründet sein. Ohne die Ausübung dieses Grundrechts wäre des Menschen Dasein einfach unmöglich. In gleicher Weise ist es auch sein Recht auf volles Ausleben seiner Persönlichkeit, auf möglichste Entwickelung aller seiner Kräfte. Nur derjenige Staat, kann ein Kulturstaat genannt werden, welcher alle seine Bürger in den Stand setzt, von diesen beiden Grundrechten vollen Gebrauch zu machen.

Leider ist die Erfüllung dieser Forderung im Laufe der Ge-

schichte dadurch unmöglich geworden, daß eine Minderheit durch den Besitz von Grund und Boden zur Beherrscherin der ganzen Menschheit geworden ist. Privatbesitz an Grund und Boden ist das eigentliche Fundament aller Ungleichheit, Unfreiheit und Ausbeutung des Schwachen durch den Starken geworden. Der Mensch ist nichts und vermag nichts ohne den Beistand der Mutter Erde und ihrer nie versiegenden Kraft; er kann nichts erwerben, nichts hervorbringen, nichts besitzen ohne Benützung ihrer Kräfte und ihrer Gaben.

Die Erkenntnis dieses Verhältnisses und der darin liegende Wahrheitsgedanke ist denn auch so alt, wie die menschliche Kultur selbst. Wir begegnen diesem Gedanken schon in den ältesten geschichtlichen Urkunden unseres Geschlechts. In der Bibel finden sich zahlreiche darauf bezügliche Aussprüche, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ebenso erkannte der chinesische Denker Laotse in dem Besitz der Erde ein allen Menschen vom Weltall-Gott anvertrautes heiliges Gut. Dementsprechend ist das Bodeneigentumsrecht in China nur ein Nutzungsrecht und nur als solches übertragbar, während das Eigentum selbst der durch den Staat repräsentierten Gesamtheit verbleibt. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß das große chinesische Reich eine so kolossale Menschenmenge ohne eigentliche Massenarmut ernährt.

Übrigens erscheint es höchst wahrscheinlich, wenn nicht gewiß, daß Grund und Boden im Anfang der Geschichte überall Gemeinbesitz der Völker gewesen sind. Auch die alten Philosophen haben sich dafür erklärt. Aristoteles erklärt, daß Grund und Boden notwendig Gemeingut sein müsse, und Plato verlangt, daß jedem Bürger ein gleich großes oder gleich ertragsfähiges Stück Land als unteilbar und unveräußerlich zur Benützung übergeben werde. Auch hatten Rom und Griechenland anfänglich dementsprechende Ackerverfassungen. Sicher ist es auch, daß nach altem germanischen Recht der größte und unentbehrlichste Teil des bewirtschafteten Landes oder die sogenannte Außenmark Gemeinbesitz der Markgenossen war, während die sogenannte Binnenmark dem

einzelnen nur als „Verwalter" gehörte. „Eine Ausnützung und Ausbeutung des Grundbesitzes und der Bodenkraft durch Einzelne zum Zwecke des ausschließlich eigenen Vorteils war den alten Deutschen gänzlich unbekannt." Und diesem Bodenrecht und dem dadurch bethätigten Gemeinsinn verdankten die alten Germanen ihre Freiheit und ihre unerschöpfliche Kraft. Erst dem dämonisch wirkenden Geist der römischen Gesetze und der damit verbundenen Betonung des Privateigentums gelang es, auch im alten Germanien ein Privatrecht auf den Bodenbesitz zu schaffen. Es war das Nessushemd, welches die sterbende Roma dem germanischen Riesen arglistig vermachte. Aber so urgesund waren die alten germanischen Rechtseinrichtungen, daß sich Reste des Gemeindeeigentums unter verschiedenen Bezeichnungen bis heute in einzelnen deutschen Landen und Ortschaften erhalten haben. Selbst in Rußland ist auch jetzt noch die Gemeinde Besitzerin des größten Teils des Bodens.

Backhaus versäumt es auch nicht, sich auf die den Privatbesitz an Grund und Boden verurteilenden Aussprüche der Kirchenväter und einzelner Päpste, wie Gregor I., zu berufen. Auch Th. Morus, der Verfasser der berühmten Utopia, wird als ein solcher citiert, welcher das individuelle Eigentum an Grund und Boden als eine Hauptursache des sozialen Elends bezeichnete.

Aus allem diesen und vielem anderen, dessen Anführung hier zu weit führen würde, glaubt der Verfasser folgern zu dürfen: erstens, daß der Gedanke, die Erde sei Eigentum aller, uralt ist; zweitens, daß aber der Mensch dieses angeborne Recht nur im Anfang der Geschichte zu seiner vollen Geltung gebracht hat; drittens, daß sein Verlust durch Gewalt, Usurpation und Not einzelner zu einer Hauptursache des Leidens der Völker geworden ist; viertens, daß es eine Hauptaufgabe des sozialen Verbesserungsstrebens der Gegenwart ist, dieses ursprüngliche Recht für die Gesamtheit wieder zurückzugewinnen.

Damit wird vor allen Dingen dem „furchtbar wütenden Schrecknis" des Dämons Zins, welcher noch weit fürchterlicher ist als der Kriegsdämon, weil er keinen Frieden kennt und sich

aus eigener Kraft ununterbrochen vermehrt, ein gewisser Halt geboten werden. Der Zins hat die ganze Gesellschaft in ein einziges großes Kriegslager verwandelt, in welchem ihm täglich Menschenopfer ohne Zahl dargebracht werden. Denn unter der Herrschaft des Privatbodenmonopols und seiner Wirkungen ist die überwältigende Mehrheit jedes Volkes den Großgrundherren und Großkapitalisten in ähnlicher Weise zinspflichtig geworden, wie seinerzeit die kleinen Bürger Roms und die unterjochten Völker den römischen Latifundienbesitzern und Großkapitalisten tributpflichtig waren.

Selbstverständlich will der Verfasser den gegenwärtigen Privateigentümern, welche ihr Eigentum meist auf durchaus rechtliche Weise erworben haben, dasselbe nicht gewaltsam abnehmen, sondern er will dieses nur auf dem Wege der Expropriation gegen angemessene Entschädigung bewerkstelligt wissen. Übrigens ist die Frage, auf welche Weise der Gedanke der Erdenbesitzreform verwirklicht werden soll, bereits in sehr verschiedener Weise beantwortet worden und nur von sekundärer Bedeutung. Das Prinzip selbst wird dadurch nicht alteriert. Dieses Prinzip wird von dem Herrn Verfasser am Schlusse seiner gedankenreichen und höchst beherzigenswerten Schrift mit den Worten ausgedrückt:

„Allen Menschen Gottes Erde! so rufen gegenwärtig Millionen Herzen und Lippen in allen Reichen der alten und der neuen Welt. Und er wird wachsen, dieser mächtige Ruf; und wenn er eine Zeitlang verstummen sollte, so wird er sich dennoch wieder erheben und immer wieder erheben, bis die Erde der gemeinsame Besitz ihrer Bewohner geworden sein wird."





Der Verfall der Philosophie.



Über die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter und neuer Zeit[1]) hat Herr Dr. Gideon Spicker, ordentlicher Professor der Philosophie an der Königl. Akademie in Münster, eine ca. 18 Bogen umfassende Schrift erscheinen lassen, ohne darin zu einem bestimmten, knapp auszudrückenden Resultat gelangen zu können. Bei aller philosophischen Vorurteillosigkeit und der scharfen Verurteilung transcendentaler Begriffs-Dichtung kann er sich doch nicht zu dem vollen Eingeständnis entschließen, daß die Zeit dieser Begriffs-Dichtung vorüber und daß die Philosophie auf anderen Grundlagen als den bisherigen neu zu gestalten sei. Über die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter Zeit geht Herr Spicker ziemlich rasch hinweg, was ich ihm nicht verübeln möchte, da ja diese Ursachen bekannt genug sind. Es sind teils der Sieg und Einfluß des Christentums, das die Philosophie nur noch als ancilla theologiae (Magd der Theologie) behandelte, teils die sklavische Unterwerfung unter die Autorität des Aristoteles. Anders bei der Philosophie der Neuzeit, bei der vor allen Dingen der allmähliche Verlust des Glaubens an religiöse und philosophische Transcendenz oder des transcenden-

[1]) Georg Wigand, Leipzig, 1892.

talen Sinns und dem gegenüber der große Einfluß der empirischen Wissenschaften in Anschlag zu bringen ist. Ist es doch überhaupt zweifelhaft, ob die bisherige Philosophie den Namen einer Wissenschaft verdient.

„Die Philosophie", sagt Herr Spicker, „ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Ihrer Bestimmung nach ist sie auf die Lösung der höchsten Probleme angewiesen, und am Ende eines dritthalbtausendjährigen Prozesses kommt sie schließlich zu der Einsicht, daß dies ihre Aufgabe gar nicht sei, und daß es eine Philosophie als Wissenschaft bis jetzt noch gar nicht gegeben habe".

„Wenn aber die größten Geister bei der größten Anstrengung und den verschiedensten Versuchen nicht einmal den Anfang zur Philosophie gemacht haben, dann steht wenig Hoffnung in Aussicht, das neu vorgesteckte Ziel, die Philosophie zur Wissenschaft zu erheben, jemals zu erreichen".

„Daß die Philosophie seit langer Zeit ihre Aufgabe nicht erfüllt, geht schon aus der allgemeinen Verachtung hervor, mit der sie von der wissenschaftlichen und gebildeten Welt behandelt wird. Alle anderen Wissenschaften haben ihren Inhalt, und die Menschheit hat ihre transcendentale Überzeugung. Nur die Philosophie hat keins von beiden; sie weiß nichts und glaubt nichts; sie spielt bloß mit leeren logischen Formen oder sammelt Thatsachen, hat aber, um ja recht gründlich und wissenschaftlich zu bleiben, nicht den Mut, „etwas daraus zu folgern". — „Darum kümmert sich auch niemand um diese, der Mathematik und Naturwissenschaft abgeborgte Evidenz und Exaktheit. Wer noch das Bedürfnis einer transcendentalen Überzeugung fühlt, muß es in der Bibel oder Kirche zu befriedigen suchen, obschon beide an denselben Übeln, Empirismus oder Formalismus, leiden".

Das sind harte Worte — doppelt hart in dem Munde eines Königl. Preuß. Professors der Philosophie. Denn was soll aus der schulmäßigen Philosophie werden, wenn man ihr die Metaphysik und Transcendenz hinwegnimmt und auf das „reine Denken" verzichtet? Bezeichnet es doch Herr

„ziemlich allgemein anerkannt", „daß eine transcendente Überzeugung zu keiner Zeit aus dem bloßen Denken gewonnen wurde, daß alles Denken den Inhalt schon voraussetzt und nur die Form dazu liefert, und daß es infolgedessen eine Metaphysik als Wissenschaft des Übersinnlichen auf Grund dieser reinen Formen nicht geben kann".

Dennoch fehlt es in unserer Zeit an metaphysischen Spekulationen durchaus nicht, und fortwährend wird das Transcendente als etwas auf Grund eines logischen Formalismus Erreichbares betrachtet. Auch Herr Spicker hält den Begriff des Transcendenten für etwas Unentbehrliches. Denn fehlt der transcendentale Sinn, „so erscheint die ganze spekulative Philosophie von Parmenides bis Hegel als ein nutzloses Spiel. Die größten Geister haben Zeit und Kraft an ein Phantom verschwendet. Ihre Systeme sind nicht bloß teilweise irrtümlich und einseitig, sondern ein vollständig leerer Wahn. Irgend ein positives Resultat ist darin nicht zu erkennen, und das Studium ihrer Geschichte hat kaum mehr Wert als die Kenntnis der Hexenprozesse".

Leider ist „der transcendentale Sinn in der heutigen jungen Generation entweder schon ganz erstorben oder doch so schwach vorhanden, daß man aus Furcht, für unwissenschaftlich zu gelten, keinen Mut mehr hat, davon Gebrauch zu machen". — „Unsere ganze Erziehung ist durchweg konkret, anschaulich, faßbar oder empirisch im allgemeinen Sinne; und dieser Konkretismus in Theorie und Praxis, in Schule und Kirche, in Wissenschaft und Philosophie trägt die Hauptschuld an dem allgemeinen Rückgang des transcendentalen Gefühls, namentlich in den gebildeten Ständen." — „Der horror vacui, die Scheu vor dem Leeren ergreift die meisten Naturforscher und leider auch manche Philosophen, sobald sie nur die Worte Metaphysik, Spekulation, Apriorität, Transcendentalismus und dergleichen hören".

Dazu kommt, daß sich Herr Spicker entschieden gegen das Kantsche „Ding an sich", das „selbst durch die schärfste und weitgehendste Erklärung dem natürlichen Verstand nicht annehmbar

zu machen ist", sowie gegen den Kantschen Dualismus, der „nur eine begriffliche Unterscheidung ist, die wohl in unseren Vorstellungen, aber nicht im Leben und in der Natur vorkommt", erklärt. — „Alles Streben nach Erkenntnis über die innere und äußere Erfahrung hinaus ist müssige Spekulation. Daher ist denn auch Erfahrungsphilosophie und induktive Methode des Denkens so alt wie das menschliche Denken überhaupt, und „es ist nicht einzusehen, weshalb Baco und mit ihm die neuere Naturwissenschaft so viel Wesens aus dieser Methode machen, als ob sie etwas durchaus Neues und Unerhörtes wäre".

Bei solchen Überzeugungen sollte man denken, daß der Verfasser sehr bald zu der einzig möglichen Konsequenz kommen müßte, daß nämlich die Philosophie, um sich aus ihrem Verfall zu retten, fortan jeden Transcendentalismus, jedes Streben oder Suchen nach dem Absoluten aufzugeben und sich nur noch, um ihre Stellung als Herz und Mitte alles menschlichen Wissens zu behaupten, mit der Zusammenfassung und Deutung des von den empirischen Wissenschaften angesammelten Materials zu befassen hätte, oder, um mit Lassale zu reden, daß sie das allgemeine Bewußtsein zu repräsentieren hätte, das die empirischen Wissenschaften über sich selbst erlangen. Man hätte dieses von dem Verfasser um so eher erwarten dürfen, als er nicht, wie andere Philosophen, den empirischen Wissenschaften Übles nachzureden und sie in ihre angeblichen „Gebietsgrenzen" gegenüber der Philosophie zurückzuweisen sucht, sondern im Gegenteil ihnen und insbesondere den Naturwissenschaften, die ja jetzt auf der Bildfläche der empirischen Wissenschaften den größten Raum einnehmen, seine höchste Achtung und Anerkennung bezeugt. Eine Naturwissenschaft im eigentlichen Sinne hat es nach ihm früher überhaupt nicht gegeben; „sie ist etwas völlig Neues und das Charakteristische der modernen Zeit", daher auch in keiner Weise mehr zu umgehen.

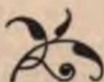
Leider kann der Verfasser den Mut nicht finden, die Konsequenz seiner eigenen Anschauungen zu ziehen. Er zieht sich vielmehr

aus dem Dilemma dadurch, daß er, ähnlich wie Kant bei seiner Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, eine Anleihe bei der Theologie macht und das transcendentale Gefühl oder den Glauben an die Spitze seiner Philosophie stellt. „Denken, Wahrnehmen, Fühlen sind nicht der Urgrund des Erkennens, sondern der Glaube. Dieser ist die höchste und letzte Instanz, an die wir appellieren können; alles andere kommt erst in zweiter Linie. Der Glaube ist eine absolute Thatsache, hinter welcher es vom erkenntnistheoretischen Standpunkt nichts mehr giebt". „Das höchste Ideal ist das Absolute. Auf allen Gebieten, dem sittlichen und religiösen, dem ästhetischen und philosophischen hat es die menschlichen Kräfte auf das Höchste gesteigert. Ein solches Ideal aufgeben hieße geraden Wegs der Barbarei zusteuern".

Da haben wirs! Um zu einem solchen Resultat zu gelangen, hätte der Verfasser wahrlich nicht nötig gehabt, ein dickes Buch zu schreiben und darin zu erklären, „daß das größte Übel unserer Zeit die ungeheure Kluft zwischen den Thatsachen der Vernunft und Erfahrung und dem orthodoxen Glauben sei". Er hätte auch nicht nötig gehabt, zu erklären, daß, wenn das Mittelalter unter dem Zeichen des Kreuzes, der Frömmigkeit, der Entsagung und der Weltflucht stand, wir heute unter dem Zeichen der Wissenschaft, der Naturforschung und der Welteroberung stehen; er hätte auch nicht nötig gehabt, sich so sehr gegen die Orthodoxie zu ereifern und die Hoffnung auszusprechen, „daß die moderne Aufklärung immer weiter um sich greift und bis in die untersten Schichten hinabdringt".

Ich habe keinen Anlaß, zu untersuchen, ob die Taktik der Orthodoxie eine richtige oder falsche ist; ich bin der bescheidenen Ansicht, daß dem „Glauben", wenn man ihn einmal als Prinzip in die Philosophie einführt, eigentlich keine Grenzen gezogen werden können — wie er denn auch thatsächlich von jeher darin eine große Rolle gespielt hat. Die Frage, ob man sich dabei mehr der Orthodoxie oder, wie der Verfasser will, einem auf-

geklärten Christentum als „Kultur-Religion" zuneigen soll, mag für sehr viele Menschen von großer Wichtigkeit sein; dem entschiedenen Freidenker wird die Wahl zwischen beiden keine Qual verursachen. Herr Spicker will den weiteren Fortschritt der Philosophie und allgemeinen Bildung an das Christentum als den „Mittelpunkt der Weltgeschichte" anknüpfen. Meines Erachtens würde die eigentliche oder Schulphilosophie, wenn sie sich vor dem immer drohenderen Verfall als Wissenschaft retten will, klüger thun, sich mit den empirischen Wissenschaften auf einen besseren Fuß zu setzen und sich gewissermaßen zum Herzen und Mittelpunkt dieser Wissenschaften, worin deren verschiedene Strahlen wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen, zu machen. Namentlich hat sie mit den Naturwissenschaften, so viele Ansätze dazu auch gemacht worden sind, bisher so gut wie gar keine ernstliche Fühlung gehabt; sie ist insbesondere von den Einflüssen der Entwickelungstheorie so gut wie unberührt geblieben. Ist jene Fühlung einmal hergestellt, so werden auch die nutzlosen erkenntnistheoretischen Streitigkeiten, welche die letzten Jahrzehnte fast ganz ausgefüllt haben, ein Ende nehmen; und die große Entwickelungstheorie, die gegenwärtig fast die gesamten Naturwissenschaften beherrscht, wird ihr glänzendes Licht auch über die Philosophie hinleuchten lassen. „Philosophie und Entwickelungstheorie" sollte der Titel eines Aufsatzes sein, der dieses Verhältnis näher beleuchtet und der vielleicht das Thema einer späteren Besprechung aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes bilden wird.





Sozialdemokratie und Sozialaristokratie.



Wenn die Sozialdemokratie den besitzlosen Hand- oder Lohnarbeiter zum Ausgangspunkt ihrer Theorien macht und zu seinen Gunsten die ganze menschliche Gesellschaft umzuwandeln bestrebt ist, so mag es wohl berechtigt erscheinen, wenn ein hervorragender, leider anonym gebliebener Denker einmal den Spieß herumdreht und an die Stelle der Sozialdemokratie die Sozialaristokratie, an die Stelle der Herrschaft der ungebildeten Massen die Herrschaft derjenigen zu setzen sucht, die im sozialistischen Staat durch Fleiß und durch im Kampfe um das Dasein bewährte Tüchtigkeit dazu berufen und geeignet sind [1]).

Man hat bekanntlich den jetzt die Wissenschaft mehr oder weniger beherrschenden Gedanken des Darwinismus sowohl von sozialistischer, wie von antisozialistischer Seite für sich in Anspruch genommen und auszunutzen versucht, ohne daß eine Einigung hätte erzielt werden können. Der Gedanke, daß in dem allgemeinen Kampfe um das Dasein der Tüchtigste, Kräftigste, für seine Lebensbedingungen am besten Angepaßte oder Ausgerüstete seine Mitbewerber schlagen oder überholen muß, ist allerdings ein entschieden aristokratischer und allen sozialistischen Gleichmachungs-

[1]) „Volksdienst". Von einem Sozialaristokraten. Berlin, Wiener 1893.

bestrebungen feindlicher, obgleich damit durchaus nicht immer ein Resultat im Sinne des allgemeinen oder individuellen Fortschrittes verbunden sein muß. Aber andererseits darf nicht übersehen werden, daß dieser, dem Leben der Tier- und Pflanzenwelt entnommene Vorgang nicht ohne weiteres auf unser eigenes Geschlecht angewendet werden darf. Denn wenn es auch hier Erfahrungsthatsache ist, daß im allgemeinen die Besten und Tüchtigsten die Schwachen, Faulen oder Untüchtigen hinter sich lassen, so erleidet doch diese Regel durch die eigentümlichen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft die wesentlichsten Einschränkungen.

Diese Einschränkungen bestehen vor allem darin, daß hier der Wettbewerb um das Dasein von den Einzelnen unter sehr ungleichen Umständen und mit sehr ungleichen Mitteln geführt werden muß, während dieses in der Tier- und Pflanzenwelt entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße der Fall ist. Auch wächst diese Ungleichheit mit den Fortschritten der Kultur und der damit immer mehr zunehmenden Ungleichheit des Besitzes, während der wilde oder unkultivierte Mensch mit wenig oder keinem Besitz hierin dem Tiere weit näher steht. So kommt es, daß bei dem Daseinskampf des Menschen der Sieg durchaus nicht immer auf seiten der Tüchtigsten, sondern auf seiten derjenigen ist, denen die meisten Mittel dieses Kampfes zu Gebote stehen. Diese Mittel sind Reichtum, Rang, gesellschaftliche Stellung, hohe Geburt, Kenntnisse, Bildung u. s. w., so daß der Kampf in der Regel schon von vornherein entschieden zu sein pflegt. Denn so wenig ein mit einem Säbel Bewaffneter oder ein auf die bloße Kraft seiner Füße zur Fortbewegung Angewiesener den Kampf oder Wettbewerb mit solchen aushalten kann, denen Flinten und Kanonen oder Rennpferde und Lokomotiven zur Verfügung stehen, so wenig kann — Ausnahmen abgerechnet — der Arme mit dem Reichen, der Nichtbesitzende mit dem Besitzenden, der niedrig Geborene mit dem hoch Geborenen, der Ungebildete mit dem Gebildeten, der von täglicher Handarbeit lebende Lohnarbeiter mit dem Kapitalisten den Wettkampf aus!

Dennoch ist gerade dieser Wettkampf oder Wettbewerb oder, um es ganz allgemein auszudrücken, die Konkurrenz das eigentlich treibende Motiv in der Entwickelung des Menschen und der Menschheit; und alles, was diesen freien Wettbewerb aufzuhalten oder einzuschränken geeignet ist, muß den Fortschritt notwendig aufhalten. „Freier Wettbewerb“, sagt der Verfasser der oben angezogenen Schrift, „hat in der Natur noch immer zu den raschesten Fortschritten geführt — aber freier Wettbewerb, in dem jeder wirklich auf seine Kräfte angewiesen ist, und bei dem ihm auch als Preis für ihren fleißigen Gebrauch ein entsprechendes Ziel winkt . . . Was dagegen die Manchesterschule mit ihrem Grundsatz des laisser faire unter ‚freiem Spiel der Kräfte‘ oder unter ‚freier Konkurrenz‘ versteht, das ist die unbeschränkte Ausübung eines auf überkommenen Rechtsbegriffen der erbkapitalistischen Gesellschaft beruhenden Mißbrauchs, wobei der wirtschaftlich oder gesellschaftlich Schwache von dem in gleicher Weise Starken unterdrückt und ausgenützt wird. Unter heutigen Umständen sollte man daher, statt von einem freien Spiel der Kräfte, lieber von einem freien Spiel der Geldkräfte reden.“

Die eigentliche Wurzel des sozialen Übels findet der anonyme Verfasser in dem, was er als „Erbkapitalismus“ bezeichnet. Dieser Erbkapitalismus trägt nach ihm die Schuld daran, daß heute im Wettbewerb des Einzelnen um die Daseinsmittel nicht immer das Beste, Stärkste, den Verhältnissen am besten Angepaßte überlebt und sich — was von höchster Wichtigkeit für die Entwickelung der Gesellschaft ist — die größte Zahl von Nachkommen sichert. Denn „daß Tausende ein reiches Maß von Lebens-Annehmlichkeiten besitzen, die nichts, absolut nichts dafür thun, das beleidigt das Rechtsgefühl tödlich. Die größte Zahl von denen, welche heute besitzen, verdanken ihr Gut nicht eigener Arbeit, sondern Erbschaften . . . Es ist ein falsches, auf überkommenen Anschauungen beruhendes Dogma, daß der Staat dafür zu sorgen habe, daß, was der Vater erworben, auch ungeschmälert auf die Kinder übergehe. So lange er lebt, mag der Einzelne mit vollen Händen

für sich aus dem großen Cirkulationsstrome schöpfen, der ihn ununterbrochen umströmt, mag aufhäufen und Freude an seinem persönlichen Gewinn haben, so viel er will. Er stirbt, und damit fällt sein Erworbenes dem Strudel wieder anheim, damit den Tüchtigsten der neuen Generation ebenfalls wieder reiche Gelegenheit geboten sei, sich einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Wohlstand zu schaffen. Nur so können die Menschen den natürlichen Verhältnissen zurückgegeben werden; nur so können diese wieder ihre züchtende Macht entfalten."

Während jetzt nur der Zins cirkuliert, wird bei der neuen Einrichtung das ganze Kapital oder Besitztum der Nation sich in fortwährender Cirkulation und Bewegung befinden und damit erst seine an sich so segensreiche Wirksamkeit entfalten. „Nur dann kann Gütererzeugung und Güterverteilung als der Stoffwechsel im sozialen Körper betrachtet werden, wenn es keinem Teile gestattet ist, das, was er an sich zieht, für Jahrhunderte festzuhalten, sondern wenn es immer wieder und wieder nach jedem Tode die Runde durch den ganzen Körper macht; wenn die Staatskasse zu dem Munde geworden ist, der der Gesamtheit der Organe immer wieder das zuführt, was von allen zusammen produziert worden ist. Heute stockt dieser Säftestrom und ganze Glieder verkommen in Überfluß, während andere an Mangel zu Grunde gehen" u. s. w. „Laßt nur ein einziges Jahr das gesamte Kapital kreisen, das in deutschen Händen sich befindet, anstatt es festliegen und nur einen Teil seiner Zinsen kreisen zu lassen und es wird sich zeigen, ob irgend ein anderes Volk mit dem alten System den Konkurrenzkampf gegen eine solche Macht aufnehmen kann."

Somit wäre die Beschränkung resp. Abschaffung des Erb-Kapitalismus der erste Schritt zur Bildung jener Sozial-, Leistungs- oder Arbeits-Aristokratie, deren oberster Grundsatz lautet: „Freie Bahn und Beschränkung der Motionskraft auf die eignen Füße für alle." Ungleichheiten der einzelnen Menschen-Naturen sind Naturthatsache und können daher nicht beseitigt werden. Aber sie

selbst sind nicht vom Übel; vom Übel sind nur diejenigen sozialen Ungleichheiten, die den natürlichen und persönlichen entgegengesetzt verlaufen. Nur die Untüchtigsten werden im sozialaristokratischen Staat den letzten oder fünften Stand bilden; aber auch für sie wird nach Bedürfnis gesorgt werden. Die Sozialaristokratie kennt nur die Verteilung des Vermögens durch Arbeit, nicht durch Erbe oder Schenkung.

Eine solche Arbeits-Aristokratie muß auch im höchsten Grade erziehend wirken; denn in einem Staate, in dem jeder sein Glück sich selbst verdanken kann, muß sehr bald auch der Stolz reifen, es nur sich selbst verdanken zu wollen und damit die Arbeits-Energie und Arbeits-Tüchtigkeit.

Unverschuldeter Not wird der sozialaristokratische Staat dadurch begegnen, daß er alles Versicherungswesen an sich zieht und dadurch seinen Bürgern eine Sicherheit bietet, wie sie heute nicht entfernt besteht. Auch die Stellung der Frau wird in diesem Staate eine wesentlich andere und bessere werden, sobald und insoweit sie sich an der allgemeinen Arbeit (und zwar in allen Ständen) als wahre Sozialaristokratin beteiligt.

Nach ferneren Auseinandersetzungen über die Zukunft der Religion, über die neue, auf die Resultate der Naturwissenschaft gebaute Weltanschauung und über die dadurch bestimmte Neugestaltung der Ethik oder Moral, gelangt der Verfasser schließlich dahin, daß er vom Standpunkte der Entwickelungstheorie der zukünftigen Menschheit ein vielversprechendes Horoskop stellen zu dürfen glaubt: „Wenn einmal der Mensch nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse als nichts anderes betrachtet werden darf, denn als das letzte und oberste Endprodukt jenes langsamen Entwickelungsprozesses, durch den unser Planet seinen natürlichen Lebensgang durchmißt, so ist es klar, daß vor uns noch ein weites Feld künftiger Entwickelung liegen muß, dessen Ende wir heute zwar noch nicht zu überschauen vermögen, dessen Thatsächlichkeit aber darum nicht weniger gewiß für uns ist. Daß die menschliche Gattung noch unendlicher Hebung fähig ist, das ist für den

Entwickelungsmenschen, für den Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ein sicheres Wissen. Sie muß gehoben werden, sobald sich genug Willen finden, die mit dazu wirken.

> Vor uns liegt Eden! Fortschritt heißt das neue,
> Entwickelung das bessre Losungswort."

Bei der großen Verschiedenheit in den Meinungen und Denkrichtungen der Menschen wird der Verfasser der Schrift, an die sich die vorstehenden Betrachtungen angeknüpft haben, nicht überall Zustimmung finden und dies auch nicht erwarten. Aber als ein denkender und von allen Vorurteilen freier „Rufer im Streit" wird er in einer Frage, die die Geister der Gegenwart fast mehr als alles Andere beschäftigt, der Frage nämlich nach der zukünftigen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft, gehört werden dürfen und müssen. Die Herren Sozialdemokraten, die jetzt in dieser Sache das große Wort führen, werden freilich schlecht mit ihm zufrieden sein. Um so mehr dürften es vielleicht diejenigen sein, die mit dem Wunsche der Hebung des sozialen Übels zugleich den Wunsch nach einer zukünftigen Herrschaft nicht der rohen und ungebildeten Massen, sondern der an Geist, Leistung und Tüchtigkeit Besten und Hervorragendsten, somit der „Sozial-Aristokratie" verbinden.



liche Logik wird die Philosophie des „Alleszermalmer" selbst in einer Weise zermalmt, die nichts zu wünschen übrig läßt und die hoffentlich dem lächerlichen Bann, unter dem bisher die schulmäßige Philosophie sich bewegte, wenn nicht ein definitives Ende bereiten, doch kräftig entgegenarbeiten wird.

Zunächst untersucht Gartelmann die wichtige Frage, ob es sogenannte Erkenntnisse a priori giebt, und deckt mit Verneinung dieser Frage nicht nur den Grundirrtum der Kantschen Philosophie auf, sondern glaubt auch damit den Sturz der Metaphysik als Wissenschaft zu besiegeln. Kants Berufung auf die Mathematik ist grundlos. Mathematische Urteile sind weder, wie Kant meint, synthetisch, noch mit dem Ausdruck der Notwendigkeit behaftet, sondern zumeist analytisch und der Erfahrung entnommen. Die Mathematik ist eine Erfahrungswissenschaft so gut wie jede andere und unterscheidet sich von den anderen nur dadurch, daß nur wenige Sätze in ihr, die sogenannten Grundsätze, unmittelbar aus der Erfahrung abgeleitet, die übrigen hingegen, die Lehrsätze, durch logische Schlüsse aus jenen gefolgert werden. Eine sogenannte „reine" Mathematik, auf welche Kant seinen Satz beschränken will, giebt es gar nicht, sondern nur eine Mathematik schlechthin, die mit Erkenntnissen a priori gar nichts zu thun hat. Auch ist in der Mathematik, was Kant nicht Wort haben will, wie in jeder anderen Wissenschaft, Irrtum möglich, was auch schon daraus hervorgeht, daß aus ihr viele Irrtümer beseitigt werden mußten, ehe sie zu dem jetzigen Grad der Vollkommenheit gelangte.

Nur sind diese Irrtümer im einzelnen schwer nachzuweisen, weil der Entstehungsprozeß dieser Wissenschaft in eine Zeit fällt, von der wir nur geringe Kunde haben. Wenn die Sätze der Mathematik Erkenntnisse a priori wären, so wäre jedes Beweisverfahren darin überflüssig; diese Sätze müßten bereits in jedem Kopfe von vornherein vorhanden sein, und mancher Lehrer der Mathematik wird bedauern, daß sich die Sache in Wirklichkeit nicht so verhält, wie Kant und seine Anhänger behaupten.

Der bekannte Satz Kants, daß alle Erkenntnis mit der Er-

fahrung anfange, aber doch nicht alle aus ihr entspringe, enthält einen unlösbaren Widerspruch. Denn warum sollen die von der Erfahrung unabhängigen Erkenntnisse später zu uns kommen als die ersten Erkenntnisse durch Erfahrung? Überhaupt ist die Begriffs-Verwirrung in den auf die Erkenntnisse oder Urteile a priori bezüglichen Sätzen, welche bald rein, bald nicht rein sein sollen, eine erschreckliche. Die Begriffe gehen wie Kraut und Rüben durcheinander, wobei die stete Verwechselung von „Begriff“ und „Erkenntnis“ als eine Hauptursache dieser Wirrnis erscheint. Dasselbe gilt von Kants Irrtum über das Verhältnis zwischen analytischen und synthetischen Urteilen, wobei mitunter geradezu „ungeheuerer und lächerlicher Unsinn“ zu Tage kommt, wie z. B. in dem Satz: „daß ein Körper ausgedehnt sei, ist ein Satz, der a priori feststeht, und kein Erfahrungsurteil“. Nach Kant kommt es in der Philosophie mehr auf die synthetischen als auf die analytischen Urteile an, während doch gerade die analytischen Urteile die eigentlich Begriffe bildenden sind. Philosophie ist oder sollte sein: Wiedergabe der Natur in abstrakten Begriffen.

Wie, fragt Gartelmann, ist es möglich, daß ein Denker wie Schopenhauer, der noch dazu in manchen anderen Punkten auf die Verdrehungen Kants ziemlich aufmerksam war, ihm in diesen Absurditäten Folge leisten konnte? Übrigens ist Schopenhauers Behauptung von der Welt als Vorstellung die streng logische Folgerung aus dem haltlosen Prinzip des transcendentalen Idealismus Kants.

Daß die Metaphysik (einerlei ob als angebliche Wissenschaft oder als Glaube) der menschlichen Natur unentbehrlich sei, erklärt der Kritiker für eine jener Wahn-Vorstellungen, welche die Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch geknechtet und ihr die schlimmsten Peinigungen eingetragen haben und die eines Philosophen ganz unwürdig ist. Der Glaube an die Metaphysik beruht ganz und gar auf der falschen Annahme von Erkenntnissen a priori, die nicht existieren. Es ist ganz unmöglich, Urteile oder Vorstellungen a priori zu haben; es giebt nur

Erkenntnisse aus Erfahrung. Unsere gesamte Erkenntnis gründet sich auf Erfahrung. Ohne Erfahrung keine Vorstellung.

Die von Kant aufgestellte Unterscheidung zwischen „Vernunft" und „reiner Vernunft" existiert nicht. Daher ist sein „Organ der reinen Vernunft" ein Unsinn, ein Spiel mit dunkeln, aber inhaltlosen Worten. Daher schweben auch die bekannten moralischen Postulate Kants „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit", die er als „unvermeidliche Aufgaben der reinen Vernunft" bezeichnet, ganz in der Luft. Sie bedeuten ein vorher willkürlich gestecktes Ziel, das durch dialektische Luftsprünge aller Art erreicht werden soll und muß.

In einem Kapitel über die transcendentale Ästhetik Kants, bei der Kant sein Augenmerk hauptsächlich darauf richten will, daß nichts hinein kommt, was irgend Empirisches an sich hat (!?) — obgleich man schwerlich einen einzigen Erkenntnissatz zustande bringen wird, der nichts Empirisches an sich hat —, wird dem Autor der Kritik der reinen Vernunft eine Verwechselung der Begriffe von Denken, Vorstellen, Anschauen, Verstand, Sinnlichkeit u. s. w. nachgewiesen. Es ist ein ungeheuerer Apparat von Wörtern, die sich bei genauerer Betrachtung durchgängig als taube Nüsse erweisen — ein Galimathias oder „Pfannkuchenberg" von Begriffen, vorgetragen in Sätzen, die nicht einmal logisch richtig gebaut sind.

Der Begriff des Raumes, der aber als solcher nicht existiert, da es nur eine „Vorstellung" vom Raum giebt, soll bekanntlich nach Kant nicht der Wirklichkeit entsprechen, sondern nur eine a priori in unserem Kopfe vorhandene Vorstellung sein, — eine Behauptung, mit der Kant ganz von seinem Satze abgeht, daß nur in der Erfahrung Wahrheit sei. In Wirklichkeit ist die Raum-Vorstellung durchaus empirisch und keine solche, die dem Vorstellungs-Apparat notwendig oder schlechterdings angehört, da man sich auch Dinge ohne Beziehung auf den Raum vorstellen kann. Alle Merkmale des Raums sind analytischer Art. Der Satz, daß der Raum drei Dimensionen habe, ist ein Erfahrungsurteil. Auch den Beweis Kants für die Möglichkeit der Geometrie

als einer synthetischen Erkenntnis a priori erachtet Gartelmann für gänzlich mißlungen.

Wie mit dem Raume, so verhält es sich mit der Zeit, die ebenfalls nicht, wie Kant will, ein aprioristischer Begriff, sondern eine von der Erfahrung abgezogene Vorstellung ist. Alle Urteile von der Zeit sind analytisch, nicht synthetisch. Zeit ist etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes. Wenn Zeit und Raum, wie Kant will, nur subjektive Vorstellungen wären, so müßte auch alles, was in Raum und Zeit ist, subjektive Vorstellung sein und nicht mehr. Somit müßte die ganze Welt als Vorstellung a priori in uns vorhanden sein, und es gäbe danach gar keine Erfahrung. Damit kommt man notgedrungen auf den subjektiven Idealismus Fichtes und auf den Solipsismus, wonach das Subjekt alles und die Welt nichts ist, oder auf das, was Gartelmann die „Verzweiflung des transcendentalen Idealismus" nennt. Kant war genötigt, den Apriorismus, wofern er ihn behaupten wollte, zu beweisen — wenn auch auf falsche Weise. Fichte dagegen hält sich dieses Beweises bereits für überhoben und schiebt die Erfahrung gänzlich zur Seite, um den bei Kant bestehenden Widerspruch zwischen Apriorismus und Erfahrung wegzuschaffen, „ohne zu bemerken, daß sein ganzes ‚Jenseits der Erfahrung' nur ein Wahngebilde ist".

Herr Gartelmann schließt sein letztes Kapitel mit den Worten: „Der transcendentale Idealismus liegt damit in Trümmern. Der granitne Fels, welcher die Grundlage der Philosophie dieses Jahrhunderts bildet, ist gesprengt und damit freie Bahn geschaffen für eine neue Philosophie". Leider unterläßt es der Verfasser, deutlicher anzugeben, was er unter dieser neuen Philosophie verstanden wissen will. Daß er damit nicht die auf die Resultate der modernen Naturwissenschaft und auf die Entwickelungstheorie gegründete Philosophie der natürlichen Weltordnung meint, scheint aus der (wie es mir vorkommt, sehr verfehlten) Polemik gegen den Verfasser dieses Aufsatzes hervorzugehen, mit der er seine Schrift eröffnen zu müssen geglaubt hat. Offenbar sind ihm alle meine späteren, recht zahlreichen Arbeiten auf philosophischem

Gebiet unbekannt geblieben. Auch scheint er mit den Naturwissenschaften überhaupt auf sehr gespanntem Fuße zu stehen und den Gedanken der Entwickelungstheorie nicht richtig erfaßt zu haben. Man darf das aus einer Anmerkung schließen, in der die Theorie von der allmählichen Entstehung des Bewußtseins aus der bewußtlosen Materie mit der Bemerkung zu entkräften gesucht wird, daß es alsdann gelingen müsse, im chemischen Probierglase aus bewußtlosen Elementen einen mit Bewußtsein behafteten Gegenstand herzustellen! Ein so kolossales Mißverständnis der naturwissenschaftlichen Entwickelungstheorie kann wohl nur jemandem passieren, der in philosophischer Überhebung und Selbstgenügsamkeit es nicht für nötig hält, sich mit den Prinzipien jener Theorie näher bekannt zu machen. Herr Gartelmann versichert in derselben Anmerkung, daß es sich „vor allen Dingen um Darlegung dessen handelt, was wirklich da ist". Sehr richtig — und sehr dunkel, warum unter solchen Umständen eine auf die Wirklichkeit gegründete philosophische Betrachtung des Daseins, wie sie die empirische Philosophie der Gegenwart geliefert hat, den Beifall dieses Herrn nicht zu finden imstande ist. Mit der höchst sonderbaren Bemerkung, daß diese Wirklichkeit nur die Erscheinung und nicht das Ding an sich träfe, kann er ja wohl nichts beweisen, da er in der Verwerfung dieser Kantschen Unterscheidung mit mir ganz einig geht. Wäre es aber auch nicht so, so erscheint es doch selbstverständlich, daß eine Wirklichkeits-Philosophie sich nur mit dem beschäftigen kann, was unserer Erkenntnis auch wirklich zugänglich ist, während alles Übrige entweder der metaphysischen Spekulation oder dem religiösen Glauben überlassen bleiben muß. Da aber Gartelmann die beiden ersten Möglichkeiten verwirft, so dürfte ihm wohl nur die Zuflucht zu dem Glauben und zu der Tröstung des bekannten Verses übrig bleiben:

„Dies ist der Weisheit letzter Schluß:
Was man nicht weiß, man glauben muß."





Die Entwickelung des menschlichen Geistes auf natürlichem Wege.



Während die Entwickelungstheorie in den biologischen Wissenschaften von Tag zu Tag siegreicher vorwärts dringt und die Gegner nach und nach zum Schweigen bringt, ist sie doch noch weit entfernt, das psychologische Feld oder das Gebiet des menschlichen Geistes in ähnlicher Weise beherrschen zu können. Hier wird von den Gegnern die Fahne der Diskontinuität oder der Unterbrechung des Naturzusammenhanges an der Schwelle der Entstehung des menschlichen Geistes immer noch hoch emporgehalten und die Überwindung der psychologischen Schranke zwischen Mensch und Tier für unmöglich erklärt. Wer freilich von einem allgemeinen naturphilosophischen Standpunkte aus das Gesetz der Einheitlichkeit der Natur für etwas Selbstverständliches und der Diskussion nicht mehr Unterworfenes hält, der wird nicht nötig haben, im einzelnen über die Unhaltbarkeit jener Position aufgeklärt zu werden. Aber leider ist die allgemeine Entwickelungslehre, so selbstverständlich sie den einmal auf ihrem Standpunkte Angelangten auch erscheinen mag, noch lange nicht als allgemeine Wahrheit anerkannt; und unter den Hindernissen, welche dieser Anerkennung im Wege stehen, ist die anscheinende Unmöglichkeit,

einen Übergang von der Tierpsychologie zu derjenigen des Menschen zu finden, eines der bedeutendsten. Dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen, hat ein genialer Schüler und Nachfolger Darwin's, Herr G. J. Romanes in einer Schrift über die geistige Entwickelung beim Menschen und über den Ursprung der menschlichen Befähigung [1]) unternommen. Herr Romanes ist kein Neuling auf diesem Gebiete. Er hat sich durch seine tierpsychologischen Untersuchungen einen geachteten wissenschaftlichen Namen erworben und der gegenwärtigen Schrift durch eine solche über die geistige Entwickelung im Tierreich [2]) erfolgreich vorgearbeitet. Als Aufgabe seiner neuen Schrift hat er sich den Nachweis einer Entwicklung des begrifflichen menschlichen Denkens aus nicht-begrifflichen Vorstufen und damit der Überwindung der psychologischen Schranke zwischen Mensch und Tier gesetzt — eine Aufgabe, welche er, wie es uns scheint, glänzend und an der Hand eines überreichen Materials gelöst hat. Zwar giebt auch er im Vorwort zu, daß seine Arbeit solchen, welche bereits überzeugte Anhänger der Entwickelungstheorie sind, überflüssig erscheinen möchte; aber mit Rücksicht auf die große Zahl der Gegner und die allgemeine in dieser Angelegenheit noch herrschende Unwissenheit hält er dieselbe mit Recht für hinlänglich gerechtfertigt.

Sogleich im ersten Kapitel seiner Schrift präzisirt Romanes seinen allgemeinen Standpunkt dahin, daß er den menschlichen Geist als die höchste Blüte eines mächtigen Gewächses darstellt, dessen Wurzeln und Stamm und viele seiner Zweige in den Abgrund planetarischer Zeiten versunken sind. Man muß es schon von vornherein aus rein aprioristischen Gründen für höchst unwahrscheinlich finden, daß der einheitliche und allgegenwärtige Entwickelungsgang der Natur durch das ganze Gebiet des Lebens und Geistes hindurch, welcher nirgendwo einen unvermittelten Sprung wahrnehmen läßt, plötzlich an einem einzelnen Punkte oder da, wo der menschliche Geist einsetzt, unterbrochen sein sollte. Nichts

1) Deutsch bei Ernst Günther in Leipzig, 1893.

2) Leipzig, Günther 1885

in der Beschaffenheit des menschlichen Geistes dagegen widerspricht der Annahme, daß derselbe aus niederen und niedersten Anfängen sich nach und nach bis zu seiner jetzigen Höhe entfaltet habe. So lange derselbe die niederen Phasen seiner Entwickelung durchläuft, verfolgt er unverkennbar eine Stufenreihe geistiger Fähigkeiten, parallel derjenigen, welche uns von der Psychologie des Tierreiches fortwährend vorgeführt wird. So ist insbesondere das Gemütsleben der Tiere so auffallend ähnlich demjenigen des Menschen, namentlich kleiner Kinder, daß die Übereinstimmung geradezu als ein direkter Beweis für die genetische Kontinuität zwischen denselben gelten kann. Ebenso verhält es sich mit dem Instinkt, welcher sich bei dem Menschen in mannigfacher Beziehung ebenso äußert, wie bei dem Tiere, oder mit dem Willen, welcher der Art nach bei Mensch und Tier identisch ist, oder mit dem Verstand, von welchem das Nämliche gilt, u. s. w. Jener ungeheuere Unterschied zwischen Instinkt und Vernunft, wie er gewöhnlich angenommen wird, besteht in Wirklichkeit nicht, da beide sehr oft mit einander vermischt oder ineinander umgewandelt werden, und da auch sämtliche höheren Tiere die niederste Entwickelungsstufe der Vernunft oder die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, besitzen. Auch einen geistigen Fortschritt giebt es bei den Tieren, wofür schlagende Beispiele vorliegen, während ein solcher durchaus nicht immer eine unveränderliche Eigenschaft der menschlichen Intelligenz darstellt. „Ein Fortschritt von so rascher und anhaltender Art, wie wir ihn in Wirklichkeit erschauen, ist nur das Kennzeichen eines kleinen Teils der menschlichen Rasse während der jüngsten Stunden seiner Existenz." Der gewöhnliche Einwurf des Fehlens der Zwischenglieder ist vom geologischen Standpunkte aus so wertlos, daß man ihn von dieser Seite für gar keinen Einwurf hält. Zahllose andere Funde von Zwischengliedern zwischen Tiergruppen, die zoologisch viel weiter von einander getrennt sind, als Affe und Mensch, können heute verzeichnet werden, u. s. w.

Von da in das Einzelne eingehend sucht Romanes zu beweisen, daß Begriffe nichts weiter sind, als bene[illegible] und

daß jeder Begriff auf der Grundlage von Erkenntnissen beruht. Höhere Begriffe entstehen daher nur aus niederen Begriffen, welche ihrerseits wieder die Nachkommenschaft von Wahrnehmungen sind. Begriffs- und Ideenbildung aber sind im Wesen identisch.

Die Begriffsstufe der Ideenbildung entwickelt sich nach und nach aus der bloßen Erkenntnißstufe, d. h. die Fähigkeit zur Bildung besonderer und generischer Ideen. Das einfachste Gedanken-Element ist auch nicht, wie Viele meinen, ein Urteil, sondern ein Begriff, während das Urteil das Ergebnis einer Vergleichung von Begriffen ist. Daß nun aber Tiere imstande sind, diese Stufenleiter von Wahrnehmung, Erkenntnis und Begriff bis zu einer unvollständigen Art von Urteil emporzuklimmen, wird von dem Verfasser an schlagenden Beispielen aus eigener und anderer Erfahrung nachgewiesen. Besonderer Wert wird dabei auf die bei Tieren nachgewiesene Fähigkeit des Zählens gelegt, welche sich beispielsweise bei dem im Londoner Zoologischen Garten befindlichen Schimpanse bis auf die Zahl zehn erstreckte.

Die Hauptanstrengung des Verfassers richtet sich begreiflicher Weise gegen die bekannten Einwände, welche von den Gegnern der Anwendung der Entwickelungstheorie auf den Menschen aus dem Besitz der Sprache bei dem letzteren als dem von den Tieren unüberschreitbaren „Rubicon des Geistes“ hergeleitet werden. Diese Einwände werden mit großer und eingehender Sachkenntnis und gestützt auf die Aussprüche bedeutender philologischer Autoritäten zu entkräften gesucht. Zunächst beschäftigt sich der Verfasser in zwei Kapiteln mit der Geberden-, Zeichen- und Tonsprache bei Mensch und Tier, welche Sprache als die natürlichste Ausdrucksweise für die Logik der Erkenntnisse angesehen werden muß. Doktor M. Cook sah, wie eine Ameise vor einer andern sich bewegungslos nieder- und den Kopf vorstreckte, um anzudeuten, daß sie gereinigt zu werden wünsche, was die andere sofort verstand und sich an das Werk machte. Die Henne hat zehn bis zwölf verschiedene Töne für ebensoviele verschiedene Gemütsbewegungen, während der Hund seit seiner Domestikation

auf fünferlei verschiedene Weise zu bellen gelernt hat u. s. w. Zahllose Beispiele beweisen, wie sich Tiere durch Geberden, Zeichen und Töne unter einander verständigen. Die Art, wie geschossene Affen durch die ausdrucksvollsten Geberden ihren Schmerz um sich, ihre Gatten oder ihre Jungen zu erkennen geben, hat schon manchen Affenjäger veranlaßt, diese Art der Jagd ganz aufzugeben. Intelligente Tiere können sogar den Gebrauch von ganz konventionellen Zeichen (d. h. von einer ihrem Fühlen und Denken möglichst entlegenen Ausdrucksform) erlernen, wie denn überhaupt eine strenge Grenzlinie zwischen ihnen und den natürlichen Zeichen nicht gezogen werden kann. Letztere gehen in so allmählicher Abstufung in die ersteren über, daß die Grenze bei zahlreichen Einzelfällen unmöglich zu entdecken ist. Ton und Geberde werden übrigens von intelligenten Tieren in ganz gleicher Weise angewendet, um ihren mannigfachen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, ganz ebenso wie es Kinder und Wilde zu thun pflegen. Beide Ausdrucksweisen liegen der „Logik der Erkenntnisse" offenbar weit näher und dienen ihr besser, als die artikulierte Wortsprache. Kinder bedienen sich derselben, ehe sie zu sprechen anfangen, und bei der Unterhaltung der Wilden spielen bekanntlich Ton, Gestikulation und Grimasse eine so große Rolle, daß diese Unterhaltung bei manchen Stämmen im Dunkeln zur Unmöglichkeit wird. Überall finden wir die Ton- und Geberdensprache im Vergleich zu der artikulierten Sprache als das einfachere, natürlichere und darum primitivere Mittel zur Mitteilung von Erkenntnis-Ideen.

In den nun folgenden Kapiteln über Artikulation wird an vielen eklatanten Beispielen gezeigt, daß intelligente Säugetiere gesprochene Worte ohne Rücksicht auf Ton oder Betonung oder auf damit verbundene Zeichen verstehen. Die mit besonderer Sprachfähigkeit begabten Papageien verstehen auch vollständig das, was sie selbst sprechen, und wenden die einzelnen Redensarten stets richtig an. „Je hartnäckiger die Gegner die grundlegende Natur der Verbindung von Sprache und Denken be[illegible]n, um

so mehr gewinnt die Betrachtung an Wert, daß die höheren Tiere imstande sind, in einem so überraschenden Maße das Verständnis von Worten mit uns zu teilen.“ — „Die Tiere teilen mit uns die Art der Ideenbildung, die mit dem Verständnis von Worten verbunden ist u. s. w.“ — Wenn die Tiere imstande wären, zu artikulieren, würden sie sich ebenso gut einfacher Worte zum Ausdruck ihrer einfachen Ideen bedienen, wie sie heute natürliche oder konventionelle Töne und Geberden zu demselben Zwecke benutzen. Wenn sie es nicht thun, so liegt der zufällige Grund dafür nicht auf psychologischem, sondern auf anatomischem Gebiete; es ist der Bau ihrer Stimmorgane, welcher keine Artikulation zuläßt. Wenn gewisse sprechende Vögel darin eine Ausnahme machen, so darf man nicht vergessen, daß dieselben auf einer psychologisch niedrigeren Stufe stehen, als Hunde, Katzen oder Affen, und daß daher die obige Schlußfolgerung auf sie nicht angewendet zu werden braucht.

Alles was über die psychologische Stufenleiter bei den Tieren ausgesagt werden kann, gilt auch mutatis mutandis für das heranwachsende menschliche Kind, welches diese Stufenleiter gewissermaßen in einen engen Rahmen gefaßt darstellt. So hat es die psychologische Geschichte eines jeden Menschen anfänglich nur mit einer unvollständigen Art von Urteil zu thun, die sich nicht über die einfache Erkenntnisstufe erhebt und wahrgenommene Thatsachen feststellt, später aber zum vollständigen Urteil übergeht, welches mit begrifflicher Erkenntnis verbunden und imstande ist, die wahrgenommenen Thatsachen als thatsächlich festzustellen. Die Vorbedingung dieses Aufstieges von der sozusagen niederen Art von Urteil zu der höheren besteht in dem Hinzutreten des Selbstbewußtseins, welches ebenfalls nur einer allmählichen Entstehung und einem gradweisen Wachsen sein Dasein verdankt. Das menschliche Kind hat kein inneres, sondern nur ein äußeres Selbstbewußtsein und fängt bekanntlich erst im Laufe des dritten Lebensjahres an, von sich nicht mehr als Objekt, sondern als Subjekt zu sprechen. Auch ist es zweifelhaft, ob

dieser wichtige Übergang schon in einem so frühen Alter stattfinden würde, wenn er nicht durch die soziale Umgebung gefördert wäre. Ja, es findet eine Bildung vorbegrifflicher Urteile bereits statt, ehe nur ein wirkliches Selbstbewußtsein da ist. Wahrscheinlich oder gewiß hat der Urmensch bereits lange, nachdem er zu sprechen begann, und sogar lange, nachdem er schon einen bedeutenden Vorsprung in der Kunst des Artikulierens gewonnen hatte, in derselben Weise von sich selbst gesprochen, wie das Kind vor dem Auftreten des Selbstbewußtseins. Das Bewußtsein des „Ich" und seines Gegensatzes des „Nichtich", ist eben ein Produkt allmählicher psychologischer Entwickelung.

Als Endergebnis seiner Untersuchungen in dieser Richtung glaubt Romanes dargelegt zu haben, „daß, von welcher Seite wir auch die ausschließlich menschliche Befähigung zu begrifflicher Aussage betrachten mögen, sie nur die höhere Entwickelung jenes auf einfacher Erkenntnis beruhenden Mitteilungsvermögens darstellt, dessen aufsteigende Stufen durch das ganze Tierreich hindurch bis zum etwa zweijährigen Kinde hinauf zu verfolgen sind, wonach sie ununterbrochen durch das gesteigerte Erkenntnisleben des des Kindes weiter aufsteigen, bis sie unmerklich in das beginnende Begriffsleben des menschlichen Geistes übergehen, welches bei alledem nicht annähernd so weit von der Intelligenz der niederen Tiere entfernt ist, als von derjenigen, die es in seiner ferneren Entwickelung noch zu erreichen bestimmt ist."

Die nun folgenden Kapitel 12 bis 15 beschäftigen sich ausschließlich mit der Bekämpfung oder Widerlegung derjenigen Gegner, welche sich auf dem Gebiet der eigentlichen Sprachforschung verschanzt haben und die menschliche Sprache, wie schon bemerkt, als den „Rubicon des Geistes" betrachten, den das Tier nie überschreiten könne. Unter den drei, für die Entstehung der menschlichen Sprache überhaupt vorhandenen Möglichkeiten, entweder menschlicher Erfindung oder göttlicher Eingebung oder natürlichen Wachstums, entscheidet sich der Verfasser von seinem Standpunkte aus selbstverständlich für die letztgenannte und betont, daß auch

die Sprachforscher gegenwärtig ziemlich einstimmig in der Annahme der Entwickelungslehre und ihrer Anwendung auf die Sprachwissenschaft seien. Nichts destoweniger giebt es noch einzelne sehr gewichtige Gegner, welche wie der berühmte Max Müller den entgegengesetzten Standpunkt festhalten zu müssen glauben. Müller zählt bekanntlich 121, dem Sanskrit oder der Sprache der Arier zu Grunde liegende Sprachwurzeln auf, welche nach ihm ebensoviele ursprüngliche Begriffe oder allgemeine Ideen ausdrücken. Somit hätten wir in diesen Wurzeln die Urbestandteile der erstmals von Menschen gesprochenen Sprache vor uns. Eine solche Möglichkeit steht aber nach Romanes ganz außer Frage. „Die 121 Begriffe selbst zeigen unwiderleglich, daß sie einer vom sprachlosen Vorfahren des homo sapiens unermeßlich weit abgelegenen Zeit angehören und daß in dieser ungeheueren Zwischenzeit viele aufeinanderfolgende Generationen von Wörtern unzweifelhaft geblüht haben und vergangen sind. Die bloße Thatsache, daß viele überlebende Wortwurzeln Wörter sind, die allgemeine Ideen ausdrücken, hat an sich gar nichts Unerwartetes" u. s. w. Übrigens läßt sich M. Müller nach Romanes in seinen weiteren Ausführungen über diesen Gegenstand eine nicht geringe Menge leicht nachzuweisender Inkonsequenzen und Widersprüche zu Schulden kommen.

Im Gegensatz zu diesen Müllerschen Ausführungen über ursprünglich in den Sprachwurzeln enthaltene, also uranfänglich vorhanden gewesene Begriffe zeigt Romanes, daß die Sprache um so einfacher und unvollkommener wird, je weiter wir ihre Spuren nach rückwärts verfolgen, bis wir schließlich bei einem Zustande anlangen, wo Wörter noch dasselbe darstellen, was der Naturforscher einen verallgemeinerten Typus nennen würde — ein Zustand, wobei ein jedes Wort für sich alle jene Funktionen einschließt, die später getrennt den einzelnen Redeteilen zuerteilt werden. Sagt doch auch der ausgezeichnete Sprachforscher Geiger (zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit, S. 20) „die Sprache verändert sich, je weiter wir rückwärts blicken, in einer Weise, daß

wir uns dem Gedanken nicht entziehen können, sie müsse einmal gar nicht vorhanden gewesen sein."

Ein weiteres Zeugnis der Sprachforschung für seine Anschauung findet Romanes in dem bekannten Fehlen abstrakter Begriffe bei Wilden oder Halbwilden, welche wohl imstande sind, jeden einzelnen Gegenstand zu bezeichnen, aber unfähig, das Besondere vom Allgemeinen zu trennen durch Isolierung des individuellen Wortes und Losreißung desselben von dem gewöhnlich mit ihm verknüpften allgemeinen Begriff. So haben die Bewohner der Gesellschafts-Inseln besondere Worte für Hundeschwanz, Vogelschwanz, Schafschwanz, aber kein Wort für den Allgemeinbegriff „Schwanz." Die Mohikaner haben Worte, die verschiedene Arten von Schneiden bezeichnen, aber kein Zeitwort „schneiden. Die Australier haben kein Wort für Baum oder Vogel oder Fisch, wohl aber Bezeichnungen für jede einzelne Art von Bäumen, Vögeln oder Fischen. Die Eskimos sind im Besitz von Zeitwörtern für Robben fischen, Wale fischen, haben aber kein Wort für den Allgemeinbegriff des Wortes „fischen." Die Sprache der Malayen ist sehr arm an abstrakten Wörtern, dagegen sehr reich an konkreten Bezeichnungen. Die Setschuana haben nicht weniger als zehn Worte, um Hornvieh zu bezeichnen. Das Tschirokesische weist dreizehn verschiedene Wörter für ebensoviele Arten von Waschen auf, ohne das Zeitwort „waschen" selbst bezeichnen zu können. Die ausgestorbenen Tasmanier besaßen gar keine Worte für abstrakte Begriffe oder Eigenschaften, wie Baum, hart, weich, warm, kalt, lang, kurz, rund u. s. w. Diese Beispiele, welche beliebig hätten vermehrt werden können, zeigen die hoffnungslose Armut an Abstraktionsvermögen bei Wilden. Sie zeigen aber auch, wie verkehrt die Meinung derjenigen ist, welche annehmen, daß sich das menschliche Denken vom Abstrakten zum Konkreten entwickelt habe. Das gerade Gegenteil ist der Fall. In der Rasse, wie beim Individuum ist die erkennende oder receptive Ideenbildung jedesmal der Vorläufer der begrifflichen, d. h. das menschliche Denken geht vom Konkreten zum Abstrakten. „Die Paläontologie

des menschlichen Denkens, die sich aus der Sprache ergiebt, beweist unwiderleglich, daß Ursprung und Fortschritt der Ideenbildung in der Rasse psychologisch identisch mit dem sind, was wir heute beim Individuum beobachten. Alle Stufen der Ideenbildung, die für die Psychogenesis beim Kinde charakteristisch sind, zeigen sich auch charakteristisch für die Psychogenesis des Menschentums." Von den Sinnen zum Gedanken! „Nihil in oratione quod non prius in sensu." (Garnett.) Romanes schließt sein vierzehntes und fünfzehntes Kapitel über das Zeugnis der Sprachforschung mit den selbstbewußten Worten: „Auf die Sprache haben sich unsere Gegner berufen; durch das Zeugnis der Sprache sind sie ohne Gnade verurteilt worden."

Was die Art des Überganges des sprachlosen Urmenschen, des homo alalus, in den homo sapiens angeht, so muß die Dauer dieses Überganges nach Romanes eine sehr oder unendlich lange gewesen sein. Dieses ist aber auch das einzige, was vom psychologischen Standpunkte darüber mit Bestimmtheit gesagt werden kann, während über die Art des Überganges selbst nur Vermutungen erlaubt sind. Keinesfalls aber erscheint die Opposition, welche M. Müller der onomatopoëtischen Theorie entgegensetzt (früher in stärkerem Grade, als jetzt) den bekannten Thatsachen gegenüber in ihrem ganzen Umfange gerechtfertigt.

In seinem siebzehnten oder Schlußkapitel giebt Romanes noch einmal eine Zusammenfassung der von ihm aufgestellten Gesichtspunkte über die Entstehung und das allmähliche Wachstum des menschlichen Geistes durch die drei großen Stufen von Wahrnehmung, Erkenntnis und Begriff hindurch, und zwar in Übereinstimmung mit den analogen Wachstumsstufen des menschlichen Körpers. — Wenn diese Gesichtspunkte die richtigen sind (und Referent glaubt, daß dieses der Fall ist), so sind die Konsequenzen derselben für unsere ganze Welt- und Lebensanschauung von allergrößter Bedeutung. Alle bisher von der Philosophie angenommenen Aprioritäten in der Verfassung des menschlichen oder tierischen Geistes müssen fallen und können, so weit sie anscheinend noch

vorhanden sind, nur aus dem Prinzip der Vererbung erklärt werden. Dieses macht aber einen dicken Strich durch ganze Haufen philosophischer Systeme und erlaubt nicht mehr, wie bisher üblich, die Betrachtung des Menschen als eines fertigen, sondern nur noch als eines gewordenen Wesens. Wer ihn ferner verstehen will, darf ihn nicht mehr bloß im Lichte der Gegenwart, sondern in demjenigen seiner ganzen körperlichen und geistigen Vergangenheit als Geschlecht wie als Individuum betrachten. Je mehr dieses aber geschehen wird, um so mehr wird das glänzende Licht, welches die Entwickelungstheorie über die biologischen Wissenschaften ausgegossen hat, auch über die philosophischen leuchten. Doch mag die nähere Beleuchtung dieses hochwichtigen Verhältnisses einem späteren Aufsatze vorbehalten bleiben.





Die Einheit des Stoffes.



Je tiefer wir an der Hand der Wissenschaft eindringen in das Wesen der Naturkräfte und Naturgesetze, um so deutlicher enthüllt sich uns deren großartige, bewunderungswürdige Einfachheit. So ist aus den sieben oder acht Kräften, mit denen die physikalische Wissenschaft operiert, durch die glänzende Entdeckung des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nur eine einzige Ur- oder Grundkraft geworden, welche sich zwar unseren Sinnen unter sehr verschiedener Form oder Gestalt kundgiebt, aber ihrem Wesen nach stets dieselbe bleibt. Denn nicht nur kann jede einzelne Kraft direkt oder auf einem Umwege in jede andere verwandelt werden, sondern es ist auch erwiesen, daß überall, wo in einem Körper eine gewisse Kraft erregt wird, sich sofort auch fast alle anderen Kraftarten thätig erweisen. Elektrisiert man z. B. schwefelsaures Antimon, so wird dasselbe gleichzeitig magnetisch und je nach der größeren oder geringeren Intensität der elektrischen Kraft auch erwärmt. Wird die letztere Kraft noch gesteigert, so tritt zu der Wärme Licht hinzu, indem der Körper bei einem bestimmten Punkte leuchtend wird. Außerdem entwickelt er Bewegung durch Ausdehnung und endlich chemische Thätigkeit, indem

er sich zersetzt. Also sind auf einmal in demselben Körper und durch dieselbe Einwirkung sechs verschiedene Kräfte thätig geworden. Wahrscheinlich verhalten sich alle Stoffe oder Körper in dieser Beziehung gleich und werden bei Erregung irgend einer Kraft einige der übrigen mit entwickelt. Und es würde dieses der Fall mit allen sein, wenn, wie Grove (Die Wechselwirkung der Naturkräfte) bemerkt, sich der Stoff unter günstigen Bedingungen zu ihrer Entwickelung befände, oder wenn unsere Mittel zur Erkenntnis ihrer Anwesenheit hinlänglich empfindlich wären. Jede Kraftform ist fähig, alle übrigen zu erzeugen, und keine von ihnen kann anders als durch eine ihr vorangegangene Kraft hervorgerufen werden.

So erscheint, wie Helmholtz vortrefflich auseinandersetzt, dieselbe an und für sich von Ewigkeit zu Ewigkeit fortwirkende Kraft im bunten Wechsel der Erscheinungen bald als lebendige Kraft bewegter Massen, bald als regelmäßige Oscillation in Licht und Schall, bald als Wärme oder unregelmäßige Bewegung der unsichtbar kleinsten Körperteilchen, bald in Form der Schwere zweier gegeneinander gravitierenden Massen, bald als innere Spannung und Druck elastischer Körper, bald als chemische Anziehung oder elektrische Ladung oder magnetische Verteilung. Schwindet sie in einer Form, so erscheint sie sicher in einer anderen; und wo sie in neuer Form erscheint, sind wir auch sicher, daß eine ihrer anderen Erscheinungsformen verbraucht ist.

Solche und ähnliche Betrachtungen haben die Physiker mehr und mehr zu der interessanten Vermutung geführt, welche eigentlich heutzutage nicht mehr bloße Vermutung ist, daß alle Arten von uns bekannten Naturkräften nur verschiedene Modifikationen oder Formen oder Erscheinungsweisen einer und derselben Ur- und Grundkraft sind, oder daß das, was wir bisher als vereinzelte und besonders wirkende Kräfte betrachteten, eigentlich nur verschiedene Zustände einer einzigen Kraft sind. Aber das Wort „Kraft" paßt unter solchen Umständen nicht mehr recht zu-

klärung der Fülle der Erscheinungen; und es wäre vielleicht besser, wenn man den Ausdruck ganz fallen lassen und das Wort „Bewegung", d. h. Bewegung der Atome oder der kleinsten Körperteilchen, an seine Stelle setzen würde. Wenigstens kann man dieses mit Bestimmtheit behaupten für alle sogenannten lebendigen, aktuellen, kinetischen oder Bewegungskräfte, während für die ruhenden, potenziellen, statischen oder Spannkräfte (Schwere oder allgemeine Massen-Anziehung, Kohäsion, chemische Differenz) das Wort so lange beibehalten werden mag, als nicht auch für diese Kräfte ihre Entstehung aus wirklicher Bewegung der kleinsten Stoff- oder Ätherteilchen mit Bestimmtheit nachgewiesen ist. Aber daß letzteres in nicht allzuferner Zeit geschehen wird, kann mit Bestimmtheit vorausgesagt werden. Schon die Unmöglichkeit einer Fernwirkung durch den leeren Raum läßt eine andere Erklärung nicht zu.

Wenn nun aber nachgewiesen ist, daß allen Kraftäußerungen eine als solche einheitliche Bewegung der kleinsten Stoffteilchen zu Grunde liegt, so scheint eine einfache logische Erwägung als notwendiges Gegenstück der Einheitlichkeit der Naturkräfte die Einheitlichkeit des Stoffes zu fordern; und es entsteht die naheliegende Frage, ob nicht die verschiedenen uns bekannten chemischen Elemente in derselben Weise wie die verschiedenen Kräfte nur verschiedene Formen oder Erscheinungsweisen einer in sich einheitlichen Materie sind. In der That haben die meisten Gelehrten, welche sich mit diesen Dingen beschäftigen, derartigen Vermutungen Raum gegeben und es für eine Sache großer Wahrscheinlichkeit erklärt, daß unsere sogenannten chemischen Elemente, welche wir nicht weiter zu zerlegen imstande sind, keine einfachen, sondern aus Elementen höherer Ordnung zusammengesetzte Körper sind, und daß diese Elemente sich in letzter Linie vielleicht auf eine einzige Urmaterie zurückführen lassen. „Und so scheint es", sagt der berühmte Secchi, „als könnten wir der Folgerung gar nicht entgehen, daß die Körper, die wir bisher als einfache Stoffe angesehen haben, sehr verwickelte Aggregate anderer, selbst wieder

zusammengesetzter Elemente sind, daß sie sich aber schließlich alle in eine einzige Materie auflösen lassen".

Diesen mehr theoretischen Betrachtungen ist denn auch die empirische Forschung an der Hand der neu entdeckten Untersuchungsmethode der berühmten Spektral-Analyse zu Hilfe gekommen. Schon der Umstand, daß die Dampf-Spektra selbst der reinsten chemischen Elemente nicht bloß ihre eigentümlichen, sondern auch andere, fremden Elementen angehörige Linien aufweisen, sowie daß einzelne Elemente bei verschiedenen Temperaturen verschiedene Spektren ergeben, mußte die Zerlegbarkeit jener Elemente als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen. Nun haben aber weiter die spektralanalytischen Untersuchungen der Astrophysik die merkwürdige Thatsache an das Licht gebracht, daß sich die Vereinfachung der in den Gestirnen vorhandenen Elemente in demselben Maße beobachten läßt, in welchem deren Temperatur eine Zunahme erfährt. Denn je heißer oder glänzender ein Stern ist, um so mehr zeigt er im Spektroskop nur sehr dicke Wasserstofflinien und nur sehr wenig dünne metallische Linien, während diese in demselben Maße zunehmen, in welchem die Sterne kälter werden oder an Stelle der weißen die gelbe oder rötliche Färbung annehmen. Diese Thatsachen zeigen, daß auf den heißesten Sternen auch unsere Elementarstoffe der auflösenden Kraft der Wärme nicht zu widerstehen imstande sind, oder daß die zusammengesetzten Stoffe sich mit der Zunahme der Temperatur in stets einfachere auflösen, während mit deren Abnahme die leichtesten und leichter flüchtigen Metalle, wie Natrium, Calcium u. s. w. zuerst auftreten, worauf erst die schwerer flüchtigen, wie Eisen, Kupfer, Silber u. s. w. allmählich nachfolgen. Wissen wir doch bereits aus den Erfahrungen unserer chemischen Laboratorien, daß eine zu hohen Graden gesteigerte Temperatur imstande ist, die Wirkung der chemischen Anziehungskraft, welche die verschiedenen Stoffe nötigt, sich mit einander zu verbinden, derart zu neutralisieren, daß mit ihrer Hilfe jede zusammengesetzte Substanz in ihre Bestandteile zerlegt wird. Wahrscheinlich giebt es, wie es

für jeden Stoff eine Temperatur giebt, in welcher seine Verdichtung eine Unmöglichkeit wird, auch für jede chemische Verbindung, wie immer sie geartet sein möge, eine Temperatur, in welcher sie als solche unmöglich wird. Wären wir imstande, die dafür nötigen Temperaturen zu erzeugen, so würden wir wohl auch imstande sein, den Wassendampf und alle zusammengesetzten Stoffe, welche wir mittelst der Spektral-Analyse in der Atmosphäre der roten Sterne gewahren, auf den Elementarzustand der gelben und schließlich der weißen Sterne zurückzuführen.

Da nun, wie bereits mitgeteilt, in diesen weißen oder heißesten Sternen ebenso wie in jenen entstehenden Weltkörpersystemen, welche wir in der Form der unauflöslichen Nebelflecke kennen gelernt haben, der Wasserstoff, dieses leichteste und dünnste aller chemischen Elemente, fast allein die Herrschaft behauptet, so lag die Vermutung nahe, daß vielleicht in ihm das Endprodukt der Dissociation der Weltstoffe oder die erste und früheste Form der Materie überhaupt zu suchen sei. Diese Vermutung wurde unterstützt durch eine Berechnung des englischen Chemikers Prout, nach welcher die verschiedenen Gewichte der Äquivalente der einzelnen Körper Multiplikationen oder Vielfache der Äquivalente des Wasserstoffs sind, so daß die Moleküle in den verschiedenen chemischen Elementen nach Prout sehr wohl durch die Verdichtung eines einzigen Stoffes oder des Wasserstoffes gebildet sein können. Gleiche Mengen der einzigen Materie würden danach Elemente von demselben Gewicht bilden, die aber doch mit verschiedenen, aus einer verschiedenen Anordnung der kleinsten Teilchen erklärbaren Eigenschaften begabt sein könnten.

Zwar sind Einwendungen gegen die Allgemeingültigkeit des Proutschen Gesetzes erhoben worden; aber es verlohnt sich nicht, sich weiter damit zu beschäftigen, da ein Blick auf die Entstehungsgeschichte unseres Sonnensystems hinreicht, um dem Wasserstoff die ihm zugesprochene Rolle als Urmaterie abzusprechen. Denn wenn man sich die gesamte Masse oder wägbare Materie unseres

Planetensystems mit Einschluß der Sonne auf eine Kugel von dem Halbmesser der Bahn des äußersten, uns bekannten Planeten Neptun verteilt denkt — und eine solche und höchst wahrscheinlich noch viel größere Ausdehnung muß ja der Nebelball, aus dem sich das System entwickelte, gehabt haben — so ergiebt sich eine solche Stoff-Verdünnung, daß die Dichtigkeit dieses Urnebels nur den 553 millionsten Teil der Dichtigkeit unserer atmosphärischen Luft oder den 10 millionsten Teil der Dichtigkeit des Wasserstoffs ausmachen würde, oder daß nach Helmholtz ein einziger Gran fester irdischer Substanz viele Millionen Kubikmeilen gleichmäßig erfüllen müßte. Nimmt man gar mit einigen Astronomen an, daß der Urball unseres Sonnensystems in Wirklichkeit einen Halbmesser von zwei Billionen Meilen besessen haben dürfte, so könnte die Dichtigkeit jenes Urstoffs nur den 600000 billionsten Teil der Dichtigkeit des Wasserstoffs betragen haben, während er zur Zeit, als der Ring des Erdplaneten sich vom Sonnenball absonderte, bereits die Dichtigkeit des neunhundertsten Teils des Wasserstoffgases erreicht hatte!!

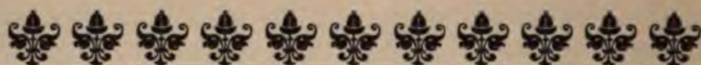
Dem gegenüber erscheint es unmöglich, den Wasserstoff anders zu betrachten, als das Resultat einer bereits sehr weit vorgeschrittenen Entwickelungsstufe in der allmählichen Verdichtung des Urstoffs, dem gegenüber er selbst als ein Nonplusultra der Körperlichkeit erscheint. Denn um denselben auf den Dichtegrad des Letzteren zu bringen, hätte man, wenn die zuletzt aufgeführte Berechnung richtig ist, nötig, ihn 600000 Billionen mal zu verdünnen.

Selbstverständlich fehlt jede Aussicht, daß wir jemals dahin kommen könnten, den Urstoff auf experimentellem Wege näher kennen zu lernen; wir können nur soviel sagen, daß die wunderbaren Forschungen über die unendliche und jeder Vorstellung spottende Feinheit in der atomistischen Zusammensetzung des Stoffs vollständig mit dem Gedanken einer solchen ursprünglichen Stoffverdünnung harmonieren. Dagegen hat das Experiment eine nicht

geringe Überraschung nach der entgegengesetzten Seite gebracht, indem es den Bemühungen der Physiker gelungen ist, durch Anwendung sehr hoher Kältegrade oder mechanischen Drucks Körper, die man biher nur in gas- oder luftartigem Zustande kannte und von denen man glaubte, daß dieser Zustand ein ihrer Natur entsprechender, unveränderlicher sei, wie atmosphärische Luft, Kohlensäure, Wasserstoff, Sauerstoff, in den flüssigen und selbst festen Zustand überzuführen. Auch will man, Zeitungsnachrichten zufolge, neuerdings gefunden haben, daß festgemachter Sauerstoff eine Eigenschaft zeige, welche man bisher allein bei Metallen beobachtete, oder daß er vom Magneten angezogen wird. Dieses stimmt übrigens mit einer schon älteren Beobachtung von Graham über die metallische Natur des Wasserstoffs, aus dessen Legierung mit Palladium man sogar Denkmünzen geprägt hat, überein. Wenn nun aber eine anscheinend so hochgradige Verschiedenheit, wie diejenige zwischen Metallen und Gas- oder Luftarten, sich einfach als Folge einer Verschiedenheit in der atomistischen Lagerung der Grundstoffe erweist, so muß man im Zusammenhalt mit den obigen Ausführungen notwendig auf den Gedanken kommen, daß es in letzter Linie nur eine einzige Materie giebt, und daß die Verschiedenheit, in welcher uns dieselbe erscheint, nur in verschiedenen Zuständen oder Aggregats-Verhältnissen dieses Urstoffs oder des unbekannten Elementes der Elemente zu suchen oder zu finden ist. „Sobald zwei Atome des Urstoffes sich verbanden, entstand das Molekül eines Stoffes, welcher nicht mehr Urstoff war, eines Stoffes mit vollständig neuen chemischen wie physikalischen Eigenschaften. Schon allein hierdurch war die Möglichkeit zur Erzielung der großartigsten Mannigfaltigkeit gegeben. Indem Moleküle des neuen Stoffes unter sich oder in Verbindung mit Atomen des Urstoffs in verschiedenen Verhältnissen zusammentraten, mußte jedesmal wieder ein neuer Stoff entstehen, und um unsere vierundsechzig Grundstoffe ins Dasein zu rufen, genügte eine sehr geringe Anzahl solcher primitiven Verbindungen“.

So beschreibt *Moldenhauer* (Das Weltall und seine Entwickelung) die den Urstoff bei seiner allmählichen Verdichtung begleitenden Vorgänge, deren Einfachheit die Einfachheit der Natur selbst ist. *Einheit des Stoffs und Einheit der Kraft* — so heißen die großen Ziele, nach denen die Meilenzeiger der heutigen Wissenschaft ihre Arme ausstrecken!





Unter den Naturvölkern Brasiliens.



Wer sollte denken, daß mitten im Herzen des südamerikanischen Kulturstaates Brasilien, dessen politische Wirren gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn lenken, wilde Menschenstämme existieren, welche noch nicht einmal die Stufe der prähistorischen Steinzeit erstiegen haben, sondern in der Holz-, Knochen- und Muschelzeit leben, vollkommen nackt gehen, keine Haustiere besitzen, keine andere Waffe als Bogen und Pfeil oder Wurfhölzer und hölzerne Keulen kennen, nicht weiter als bis zu zwei oder höchstens zwanzig zählen, das Feuer durch Reiben zweier Holzstücke entzünden u. s. w. Dennoch belehrt uns das soeben erschienene ausgezeichnete Werk von Karl von den Steinen[1]), welcher in den Jahren 1887 und 1888 seine zweite Schingu-Expedition in das Innere Brasiliens unternommen hat, über Erfahrungen und Erlebnisse, welche für die Beurteilung des Urzustandes der menschlichen Rasse und des prähistorischen Lebens von der höchsten Wichtigkeit sind. Von Cuyaba aus, dem letzten Civilisations-

Prof. Karl von den Steinen: Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingu-Expedition 1887—1888. Berlin 1894.

punkte im Innern Brasiliens, welches er am 28. Juli 1887 verließ, gelangte Steinen auf den schwierigsten Wegen und unter Überstehung von Gefahren und Entbehrungen aller Art mit seiner aus sieben Personen bestehenden Gesellschaft am 7. September in dem sogenannten Independencia-Lagerplatz am Ufer des Flusses Kulisehu, dem Quellfluß des Schingu, an.

Von hier, wo ein längerer Aufenthalt gemacht wurde, ging es in das eigentliche Gebiet der wilden Indianer, welche längs der Ufer des Kulisehu und des benachbarten Flusses Batovy in einzelnen Niederlassungen leben. Die zahlreichsten und zugänglichsten derselben sind die Bakaïri, deren Bekanntschaft Steinen schon während seiner ersten Expedition im Jahre 1883 gemacht hatte. An sie schließen sich an die Nahuqua, die Mehinaku, die Auetö, die Yaulapiti, die Kamayura, die Trumaï, endlich die entfernt von da im Nordwesten Cuyaba's wohnenden Paressi, welche Steinen nicht an ihrem Wohnplatz, sondern nur in einigen nach der Hauptstadt citierten Vertretern kennen lernte. Auch die weiter westwärts zwischen dem Cuyaba-Fluß und dem Paraguay wohnenden und in Militärkolonien untergebrachten Bororó lernte Steinen zuerst in Cuyaba selbst kennen; später besuchte er sie in ihren Niederlassungen.

Was nun bei diesen Wilden dem Europäer zuerst auffällt, ist ihre vollkommene Nacktheit und der Mangel alles Schamgefühls. Einzelne scheinbar dadurch bestimmte Vorrichtungen haben einen ganz andern Zweck, als den der Verhüllung. Auch nahmen weder Männer noch Weiber den geringsten Anstand, sich in absolut adamitischem Kostüm photographieren zu lassen, wie aus den dem Werke beigefügten, für Backfisch-Augen nicht bestimmten Gruppenbildern ersichtlich ist. Zahme Indianer, welche in den Missionen mit Kleidern versehen worden waren, warfen dieselben weg oder verwandten sie zu anderen Zwecken, sobald sie außerhalb des Bereiches der Mission waren.

Dagegen machen unsere Wilden verschiedene Versuche zur Verschönerung ihrer Außenseite, welche Versuche nach Steinen

ihren ersten Ursprung zumeist der Nützlichkeit verdanken. Sehr sonderbar ist die bei den südamerikanischen Wilden überhaupt sehr verbreitete Sitte der Tonsur der Männer, welche schon zur Zeit der mannbaren Jugend mittelst scharfen Grases ausgeführt wird und nicht von den katholischen Priestern angenommen sein kann, da sie lange vor deren Ankunft bestand. Die Frauen kürzen das Haar nur über der Stirn und lassen das übrige über Schultern und Rücken frei herabfallen. Als Haarschneideinstrument dienen scharfe Muscheln. Gegen alle sonstigen Körperhaare mit Einschluß des Bartes wird ein unerbittlicher Krieg geführt; sie werden rasiert oder ausgerissen. Sogar die Wimperhaare der Augen erleiden diese traurige und nachteilige Verstümmelung. Häßlich dünkte den Bakaïri-Frauen Steinens langer und dichter Bart; sie gaben ihm, indem sie mit vertraulichem Widerwillen daran zupften, den wohlmeinenden Rat, ihn ausrupfen zu lassen.

Auch sonst gehen diese Wilden mit ihrer Haut wenig schonend um. Sie wird durchbohrt, um Schmuck aufzunehmen, mit Farbe oder Lehm bestrichen, mit Stacheln oder Zähnen geritzt. Ersten Anlaß der Hautschmückung mag die Jagd gegeben haben, indem der Jäger sich von den ungenießbaren Teilen der Beute, die sich aber konservieren und tragen ließen, nicht trennen wollte und dieselben gewissermaßen als Trophäe an seinem nackten Leibe anbrachte, wie Krallen, Zähne, Federn u. s. w. Auch glaubte er damit die Eigenschaften des getöteten Wildes erwerben zu können. Auch als dauernde Kennzeichen des Stammes oder hervorragender Persönlichkeiten dienen gewisse künstliche Verletzungen. Am häufigsten sieht man die Durchbohrung der Ohrläppchen und der Nasenscheidewand, um Federn, Steine u. dgl. hindurchzustecken. Das übliche Anstreichen der Haut mit schwarzer oder roter Ölfarbe (Weiß wird dazu niemals verwendet) macht die Haut geschmeidig und läßt Moskitos und Stechfliegen darauf zu Grunde gehen. „Die Ölfarbe ist thatsächlich die Kleidung des Indianers, wie er sie bedarf.“ Aber auch anderes Anstreichmaterial wird nicht verschmäht, wie das Beispiel des großen Medizinmannes

der Yaulapiti, Moritona, beweist, der sich den Rest einer dicken Erbsensuppe, den die Reisenden hinterlassen hatten, breit über die Brust schmierte.

Zu medizinischen Zwecken wird ein mit Fischzähnen besetztes Stück Kürbisschale benutzt, welches die Stelle unserer Schröpfköpfe, Haarseile u. dgl. vertritt und den reinen Braunscheidtismus vorstellt, da die Wunden mit verschiedenen Stoffen eingerieben werden. Kaum ein Körper, an dem man nicht die durch dieses Instrument verursachten Ritznarben beobachtet!

Die meisten der von Steinen besuchten Stämme sind reine Jägervölker, welche sich in ihrem Sein und Denken derart mit der sie umgebenden Tierwelt verwandt fühlen, daß sie kaum einen Unterschied zwischen sich und den Tieren machen. Sie fühlen sich nur als primus inter pares. Nur ausnahmsweise kommt der ganz den Frauen überlassene Feldbau, d. h. Anbau von Mais oder Mandioka, vor — vorzugsweise da, wo die Jagd hauptsächlich im Fischfang besteht, da diese Art der Jagd das seßhafte Leben und damit die Bearbeitung des Bodens begünstigt. Diese relative Seßhaftigkeit konnte sich aber erst als dauernd befestigen, nachdem die Frauen gelernt hatten, zu pflanzen, Töpfe zu machen nud Mehl zu bereiten.

Das Töpfemachen ist für Wilde bekanntlich ein schweres Stück Arbeit. Steinen fand die Kunst der Töpferei nur auf die Nu-Aruak-Stämme beschränkt, und die Bakaïri besaßen nicht einen einzigen Topf, der nicht durch Tauschverkehr von jenen stammte, obgleich an geeignetem Thon bei ihnen Überfluß war. Sie behelfen sich zumeist mit aus der Kürbisfrucht verfertigten Kalebassen. Die zahmen Bakaïri erklärten Steinen ausdrücklich, daß sie die Töpferei von den Paressi, ihren Nu-Aruak-Nachbarn, gelernt hätten.

Die Art der Entstehung der Töpferei bei seßhaften Stämmen (umherschweifende Jägerstämme können die irdenen Töpfe schon wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht gebrauchen) stimmt vollst mit dem, was wir darüber aus der Prähistorie wiss Weiber transportierten den für Körperbeschmierung u

Verdichtung der Kanus nötigen Lehm in geflochtenen Körben und bemerkten dabei, wie der Lehm die Körbe selbst so solid gestaltete, daß sie Flüssigkeiten fassen konnten. Endlich überzeugten sie sich, daß sie auch des Flechtwerkes entraten konnten, indem die trocken gewordenen Lehmformen für sich genügend Widerstandskraft besaßen. Sie setzten sie in die Sonne oder über das Feuer und hatten so den billigsten Ersatz für die künstlichen Kürbisse gefunden, welche letzteren nicht überall gleich gut gedeihen und daher zum Teil erhandelt werden müssen. Die Grundform der Töpfe ist übrigens überall eine an sich höchst unbequeme Nachahmung der runden Kürbisformen ohne platten Boden. Die Verfertiger der Töpfe sind fast nur Frauen.

Was die Waffen, Geräte, Werkzeuge 2c. der Schingu-Indianer anbetrifft, so sind dieselben in der großen Mehrzahl aus Zähnen, Muscheln und Holz hergestellt. Allerdings konnten diejenigen unter ihnen, welche Bäume fällten, Hütten bauten, Kanus u. s. w. anfertigten, dieses nicht ohne Hilfe des Steinbeils thun. Aber dasselbe war nicht Produkt eigener Arbeit, sondern ein Einfuhrartikel von den Trumaï, welche allein im Besitz einer geeigneten Fundstätte sind. Auch an anderen Plätzen haben einzelne Stämme das Monopol der Steinbeile. Bei den ostbrasilischen Waldstämmen dagegen muß das Steinbeil eine ganz untergeordnete Rolle spielen, da sie weder Hütten oder Kanus anfertigen, noch Feldbau treiben.

Als allen Stämmen gemeinsame Waffe gelten Bogen und Pfeile, welche Waffe sehr gut gearbeitet ist und mit großer Geschicklichkeit gebraucht wird; nebenbei giebt es Keule und Wurfhölzer, oder Wurfbretter, auch Wurfpfeile; dagegen ist die Lanze unbekannt. Die Kanus oder Boote werden aus Baumrinde hergestellt; Lehm und Harz dienen als Dichtungsmittel. Der Fischfang wird mit Bogen und Pfeil betrieben, aber auch mit aus Palmfasern verfertigten Fischnetzen und mit Hilfe von Eindämmungen des Flusses an dafür geeigneten Plätzen. Die Angel ist unbekannt, außer da, wo sie von Europäern, resp. Brasiliern, ein-

geführt ist. Geflochtene Arbeit, für welche die Pflanzenwelt reichliches Material liefert, ist in verschiedenen Formen anzutreffen. Auch giebt es eine Art roher Weberei mittelst eines primitiven Webstuhles. Hänge-, Schlaf- und Siebmatten aus Hanf, Palmfasern, Baumwolle u. s. w. sind die Haupterzeugnisse dieser Industrie. Aus der Kürbisfrucht werden durch Umschnüren derselben im grünen Zustand und sonstige Manipulationen alle möglichen Arten und Formen von Gefäßen hergestellt.

Was die Feuererfindung betrifft, so muß der Periode seiner künstlichen Erzeugung eine solche der Unterhaltung mit Übertragung vorangegangen sein, wofür die zahlreichen, durch Gewitter verursachten Brände der dürren Grasflächen hinlängliches Material boten. Auch mit dem Braten des Fleisches wurde der Wilde durch die bei solcher Gelegenheit im Feuer umgekommenen Tiere vertraut. Für die künstliche Feuererzeugung dient der bekannte „Feuerbohrer", zu dessen Erfindung der Zufall Anlaß gegeben haben mag.

Das Zeichnen hat als früheste Stufe das Sandzeichnen, wobei gewisse Linien oder Umrisse, z. B. der Lauf eines Flusses oder die Umrisse eines Tieres, mit dem Finger oder mit einem Stab in den Sand gezeichnet werden. Bald lernten es die Wilden, dieselben Zeichnungen auch mit dem Bleistift in ein Buch einzutragen. Die eigentlichen Zeichnungen, welche fast ausschließlich dem Tier- und Menschenreich entlehnt sind, sind äußerst roh und gleichen aufs Haar den Bleistiftmalereien unsrer Kinder. Steinen fügt seinem Werke eine ganze Anzahl von Wiedergaben solcher Kunstwerke bei. Übrigens geschieht das ursprüngliche Zeichnen durchaus nicht aus künstlerischem Antrieb, sondern nur zum Zweck der Mitteilung oder als Zeichen, mittelst deren die Zeichner sich oder andere zu orientieren oder zu verständigen suchen. Erst später entwickelte sich daraus das Zeichnen zum Zweck der Verzierung. Auch bildete es das erste Element einer Bilderschrift.

An den Rinden von auf dem Wege stehenden Bäumen fin-

det man bisweilen äußerst rohe Umrisse menschlicher Figuren mit in der Regel nur drei Fingern eingeschnitten. Auch die die Hütten tragenden Holzpfosten sind im Innern mit eingeschnittenen Zeichnungen versehen, deren Umrisse entweder verschiedene Tiere, namentlich Fische, darstellen, oder zu denen diese Tierfiguren als Motive gedient haben. Insbesondere ist das überall in verschiedener Form sich wiederholende Rautenmuster dem Umriß des Mereschu-Fisches entnommen, während das nicht minder häufige Dreieckmuster dem Weiber-Uluri, einem dreieckigen Stück Rindenbast, das zur Erfüllung eines mechanischen Zwecks getragen wird, nachgebildet ist. Niemals findet man ein Muster, das nicht irgend einem Naturgegenstand entlehnt wäre, während sich die Figur selbst später mehr und mehr von dem ursprünglichen Vorbild entfernt. Übrigens ist das Zeichnen in den meisten Fällen nur ein Ritzen, kein Malen. Die Ritzen werden dann mit Farbe ausgefüllt. Auch andere Gegenstände, wie Ruder, Trinkgefäße, Spinnwirtel, Schmuckwirtel, Töpfe u. s. w. werden mit diesen Figuren verziert.

Für die Beurteilung des frühesten Ursprungs der Zeichen- und Malkunst sind diese Erfahrungen an Wilden von hoher Bedeutung. Der Kulturmensch, so setzt Steinen auseinander, glaubt, daß seine Dreiecke, Vierecke, Kreise u. s. w., seine Linien und geometrischen Figuren als fundamentale Begriffe aus seinem eigenen reichen Innern entsprungen seien, weiß aber nicht, oder denkt nicht daran, daß ihrer ursprünglichen Entstehung die direkte Naturanschauung vorangegangen ist. „Wie sollte der fliegende Vogel anerkennen wollen, daß er von den kriechenden, bestenfalls flatternden Reptilien abstamme! Dennoch beweist die Unfähigkeit des Vogels, diesen Ursprung zu verstehen, nicht das Allergeringste dagegen. So beweist es auch nichts, wenn wir ausgezeichneten Flieger in den Höhen der Mathematik uns kaum vorzustellen vermögen, daß frühere Menschen sich noch nicht zu der kleinen Leistung aufschwingen konnten, ein simples Dreieck aus sich selbst hervorzuholen."

Ungleich weiter vorgeschritten als die Zeichenkunst ist die Plastik und Keramik der Indianer. Aber auch hier läßt sich deutlich erkennen, daß sie von Haus aus nur beschreibend war.

Namentlich zeigt sich eine auffallende Genügsamkeit in den charakteristischen Merkmalen, die beansprucht werden; eine beliebige kleine Ähnlichkeit reicht aus, um das Objekt für ein bestimmtes Geschöpf zu erklären. Auf einer höheren Stufe wird dann ein Gebrauchsgegenstand durch ein frei erfundenes Motiv geschmückt, und dieses verfällt alsdann der geometrischen Sterilisierung genau so wie bei den Zeichnungen. Die plastischen Darstellungen bestehen aus Kettenfigürchen, Lehmpuppen, Wachs-, Stroh- und Holzfiguren, Thontöpfen — alles nach im Laufe der Zeit entstellten Naturmustern. Die weitaus häufigste Form des Topfes ist die mit dem Fledermaus-Motiv; danach kommen Nachahmungen von Kröte, Gürteltier, Schildkröte, Eidechse, Kaiman, Cascudo-Fisch u. s. w. Nachahmungen von Vögeln als Puppen aus Wachs oder Maisstroh sind ebenfalls häufig.

Mancherlei neue Motive treten noch in den Masken und dem Tanzschmuck hinzu. Bei den großen Tanzfesten, welche die Indianer abzuhalten pflegen, spielen die aus Holz, Wachs, Stroh, Baumwolle u. s. w. auf verschiedene Weise angefertigten Masken — in der Regel Nachahmungen von Tieren mit menschlichen, bemalten Gesichtern rohester Form — eine Hauptrolle. Der Sinn der Tänze bezieht sich auf Jagd, Fischfang, Krieg u. s. w., wobei das betreffende Tier auch in der Pantomime nachgeahmt wird. Mit dem Schönheitsgefühl in unserem Sinne oder mit dem Schönheitsbegriff überhaupt haben weder die Masken, noch die Tänze etwas zu thun; beide sind nach unseren Begriffen überaus häßlich. „Der Mensch“, sagt Steinen „schmückte sich nicht, indem er sich in der freien Natur umsah nach dem, was schön aussah, und sich dieses an seinem Körper anbrachte, sondern er bemerkte die Schönheit erst, nachdem er das Material um nützlicher Zwecke willen gesucht und in Gebrauch genommen hatte. Aber nachdem er auf diese Weise einen großen Vorrat an Form-

und Farbmotiven gewonnen, sucht er sie allerorts zu verwenden und hat das Schmücken selbst zu einer Art Kunst erhoben, die sich bei Tanz und Festspiel am freiesten entfaltet."

Eine besondere Art des Schmuckes, die aber nur bei festlichen Gelegenheiten angelegt und nur bei einzelnen Stämmen angetroffen wird, ist diejenige mit Federmänteln oder Federnetzen und Federdiademen. Billigere Diademe werden aus Rohr geflochten oder erscheinen in der Form von Baumwollmützen.

In der Musik hat der Wilde nur Gefühl für Takt und Rhythmus, der Sinn für Melodie oder Harmonie fehlt ihm. Rasseln, Flöten, Pfeifen, Schwirrhölzer, als Pauken dienende hohle Bäume sind seine Musikinstrumente.

Für die Spiele der Jugend giebt es Fangbälle aus Maisstroh, massive Gummibälle, Kreisel aus Erdnuß u. dgl.

Die Frau, obgleich Steinen die Spuren ehemaligen Matriarchats zu finden glaubt, nimmt eine ziemlich untergeordnete Stellung ein und muß den meisten Festen und Tiertänzen der Männer fern bleiben. Heiraten werden durch Bereden der Eltern ohne Feierlichkeiten abgeschlossen. Scheidung ist leicht. Künstlicher Abort ist häufig. Die Couvade oder das männliche Wochenbett, wobei der Mann die strengste Diät einhalten muß, weil nach der Meinung der Indianer alles, was derselbe genießt, dem Kinde schaden kann (!), ist allgemein gebräuchlich. Der Vater nimmt sogar in Krankheitsfällen die für das Kind bestimmte Medizin ein, weil er sich mit demselben Eins fühlt. Diese sonderbaren Gebräuche mögen mit dem Glauben der Indianer zusammenhängen, daß der Vater der eigentliche Erzeuger des Kindes und daß die Mutter nur das Gefäß sei, welches gewissermaßen die männlichen Eier ausbrüte.

Die Rechts- und Moralbegriffe der Indianer sind sehr primitiv. Diebstahl ist häufig. Der Begriff „Wert" in unserem Sinne ist mehr oder weniger unbekannt. Für eine Hand voll Mangaven, die er vom Boden aufraffte, verlangte einer ungestüm ein großes Messer. Ein anderer wollte Perlen dafür haben, daß

man ihm die Hand verbunden hatte. Alles was sich auf den eigenen Stamm bezieht, ist gut, alles an anderen Stämmen schlecht. Gute Beziehungen zu den Nachbarstämmen werden nur insoweit unterhalten, als sie der Handelsverkehr notwendig macht.

Hexen- und Zaubereiglauben steht in voller Blüte und äußert sich in Form von allerhand tollem Aberglauben. Krankheit und Tod ist immer Folge von Hexerei und bösen Einflüssen. Gäbe es nur gute Menschen, so gäbe es weder Krankheit noch Sterben. Der Traum gilt für Wirklichkeit. Im Schlaf verläßt die Seele den Körper und treibt sich beliebig umher, fliegt z. B. in der Gestalt eines Vogels davon oder geht auf die Jagd u. s. w. Daher das plötzliche Erwecken eines Schlafenden für sehr gefährlich gehalten wird, weil die Seele nicht schnell genug zurückkehren kann. Der Tod ist vom Schlaf nur dadurch unterschieden, daß der Schatten zu weit enteilt ist, um zurückkehren zu können. Die Schatten der Toten gehen in den Himmel zu denjenigen der Vorfahren, welche noch alle vorhanden sind. Die „Medizin-Männer“ werden als „gute“ und „böse“ unterschieden, welche sich gegenseitig mit ihren Zaubereien bekämpfen, doch wohnen alle bösen in fremden Dörfern. Bei Krankheit nimmt nicht der Kranke, sondern der Arzt ein, um den Einfluß des ihm entgegenwirkenden fremden Medizinmannes zu neutralisieren. Als gewöhnlichste Medizin gilt die Narkose des Arztes durch Tabak oder spirituöse Getränke. Der Medizinmann kann sogar durch Blasen oder Anspeien das Gewitter und die Wolken verjagen.

Das Verhältnis des Menschen zum Tier denkt sich der Indianer als ein ganz nahes, höchst inniges. Er läßt die Tiere gerade so reden und handeln wie Menschen und glaubt alles Gute von denselben erworben zu haben, wie er ja auch in der That die wichtigsten Hilfsmittel seiner Kultur den verschiedenen Teilen der Tiere verdankt. Aber außerdem glaubt er den Besitz des Schlafes der Eidechse, die mehrere Monate verschläft, denjenigen des Feuers dem Kampfuchse, dessen Augen im Dunkeln leuchten, denjenigen des Tabaks dem Wickelbär, denjenigen der

Mandioka einem fernlebenden Fisch, das Wasser der großen Flußschlange, die Wohlthat der Sonne dem die Lüfte beherrschenden Königsgeier u. s. w. verdanken zu müssen.

Die Vorstellungen der Indianer über Gestirne und Himmelserscheinungen sind äußerst roh und kindlich. Die Sonne ist ein großer Ball von Federn des roten Arara, welcher von dem roten Königsgeier besessen wird; der Mond ist ein solcher von den gelben Schwanzfedern des Webervogels; die Milchstraße ist ein mächtiger Trommelbaum, der am Boden liegt und dessen Wurzeln im Süden auseinanderlaufen. Während der Nacht wird die Sonne von einem großen Zauberer mit einem Topf zugedeckt; ebenso der Mond während der Zeit der Finsternis. Herr des Feuers ist der schon genannte Kampfuchs.

Ebenso kindisch wie diese Vorstellungen sind die bereits zum Teil erwähnten Sagen der Indianer über die Entstehung der Naturdinge; sie sind ohne Ausnahme mit Tierfabeln vermischt.

Die arithmetischen Begriffe der Indianer stehen auf der niedersten Stufe. Wie bei allen Naturvölkern entwickelt sich das Zählen an der Hand von Fingern und Fußzehen. Fünf ist gleichbedeutend mit Hand, zehn gleichbedeutend mit Händen, zwanzig gleichbedeutend mit Händen und Füßen oder mit einem ganzen Mann. Aber von der Zahl zehn an herrscht bereits große Verwirrung. Die Bakaïri zählen nur bis zu sechs, aber mit großer Schwierigkeit unter Mitgebrauch der Finger; nur bis zu zwei ist die Rechnung sicher. Sie haben auch kein Bedürfnis für Gebrauch höherer Zahlen. Die linke Hand dient gewissermaßen als Rechenmaschine; alles Zählen geschieht nur durch Tasten, nicht durch das Auge. Der Begriff fünf gleich Hand ist übrigens nach Steinen ein sehr später Gewinn; es giebt eine ganze Anzahl zählender Naturvölker, welche ihn noch nicht erreicht haben.

Der Sinn für Unterscheidung von Farben ist ziemlich eingeschränkt, und die Bezeichnungen dafür sind dürftig. Man kennt eigentlich nur weiß, schwarz, rot und gelb. Blau und grün werden nicht unterschieden und entweder mit Papageifarben oder

mit dunkel bezeichnet. Steinen folgert aus seinen Untersuchungen, „daß sich die Indianer nur da zu einer scharfbestimmten Farbenunterscheidung veranlaßt fühlen, wo es sich um die ihnen von den Farbstoffen her geläufigen Farbenqualitäten handelt, daß also die eigene Praxis nicht (angeborener — D. Ref.) Farbensinn das Material der fest abgegrenzten Begriffe liefert“.

Überhaupt fehlt es den brasilischen Indianern, wie allen Naturvölkern an allen Allgemeinbegriffen; sie haben nur Sinn für Gegenständliches.

Den Schluß des ausgezeichneten Werkes bildet eine gesonderte Betrachtung des, wie bereits erwähnt wurde, zwischen dem Cuyaba und Paraguay in Militärkolonien untergebrachten Stammes der Bororo. Zunächst konstatiert Steinen die gänzliche Erfolglosigkeit der christlichen Mission. „Christentum, Erziehung zur Arbeit, Unterricht der Jugend — meine Feder sträubt sich, diese schönen Worte zu wiederholen“. Ebenso erfolglos sind die Bemühungen zur Annahme europäischer Kleidung oder zur Gewöhnung an Feldbau. Wie Tiere fallen die Wilden bei der regelmäßigen Verteilung von Lebensmitteln in der Kolonie über die Fleischstücke her und schleppen davon so viel wie möglich hinweg. Mit unaufhörlichen Freudenfesten, Tanzen, Singen, Musikmachen, Trinken und Essen vertreiben sie sich die Zeit; die Häuptlinge sind im Zustande steter Betrunkenheit, was alles begreiflicherweise einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Disziplin und den moralischen Zustand der wachhabenden Soldaten äußert. „Wenn Nichtsthun und Zeitvertreib von Beamten und Indianern der Zweck der Kolonie war, so könnte sie als ein leuchtendes Vorbild dienen für alle anderen“.

Im übrigen stimmen die an den Bororo gemachten Beobachtungen so ziemlich mit dem bereits Mitgeteilten überein, nur mit dem Unterschied, daß der Einfluß der unmittelbaren Berührung mit den Künsten der Civilisation bemerkbarer wird. So ahmten sie beispielsweise den üblichen Klauenschmuck der Wilden nach, indem sie denselben aus dem Blech brasilischer Konservenbüchsen

in gleicher Form, d. h. halbmondförmig ausschnitten — gewiß ein ebenso deutlicher Beweis für die Fesselung des menschlichen Erfindungsgeistes durch vorliegende Muster, wie die bekannte Nachahmung der Form der prähistorischen Steinäxte in Bronzeguß, oder die Nachahmung der Kürbisform in der Töpferei. Ihre höchste Technik entfaltet sich in sehr kunstvoller Herstellung von Bogen und Pfeilen, welche letzteren als Wertobjekte die Stelle des Geldes vertreten. Ihre Spitzen werden aus im Feuer gehärtetem Holz, aus Knochen oder Bambus verfertigt und für den Fang von Alligatoren und größeren Fischen mit Widerhaken versehen. Übrigens bedienen sie sich auch der eingeführten Äxte und Messer von Stahl. Ihre Mysterien, ihre abergläubischen Gebräuche, namentlich ihre wunderlichen Totengebräuche, ihre Medizinmänner sind im wesentlichen dieselben, wie bei den übrigen Stämmen. Dabei werden sie, wie alle dem sogenannten Animismus ergebenen Naturvölker, von einer kindischen Furcht vor der Rückkehr der Toten beherrscht; man thut alles, um diese Rückkehr zu verhüten. Ihre Toten werden nach ihrer Meinung rote Araras, während diejenigen anderer Stämme andere Luftbewohner werden, so die Neger schwarze, die Weißen weiße Vögel. Die Medizinmänner können noch zu anderen Tieren werden als Vögeln. Tiere und Menschen sind auch nach ihrer Anschauung gleiche Wesen und nur verschiedene Personen. Die Gestirne und Himmelserscheinungen werden ebenfalls als Tiere oder Äußerungen von solchen oder von zu Tieren gewordenen Medizinmännern betrachtet. Ein solcher ist z. B. die große Wasserschlange, welche wir Regenbogen nennen. Ein Meteor ist die Seele eines Medizinmannes, welcher seine Wünsche kundgiebt oder Unheil schickt. Letzteres glaubt man mit allerlei Beschwörungen und Firlefanz abwenden zu können.

Die Heirat, wobei jeder Mann so viel Weiber nimmt, als er unterhalten kann, ist ganz formlos bei den wilden Bororo; nicht einmal die Einwilligung der Eltern wird verlangt. Nur in der Kolonie bestand durch die Ansprüche der Brasilier ein

Mangel an Frauen. Der Mann bringt nur die Nacht in der Hütte seiner Frau zu, während des Tages hält er sich in dem sogen. „Männerhause“ auf, welches den Mittelpunkt aller Festlichkeiten und Beratungen und des gesamten Bororo-Daseins bildet. Doch leben nur die älteren Familienväter in geregeltem Ehestande, während die Junggesellen Frauenraub auf gemeinschaftliche Rechnung ausüben. Diese geraubten sogen. Ranchao-Mädchen verheiraten sich nicht mehr an einen Einzelnen; für etwaige Kinder gelten sämtliche Männer des Ranchao, mit denen sie verkehrt haben, als Väter. Die Eltern beziehen aus den Mädchen, die sie dem Männerhause überlassen, bestimmte Einkünfte an Pfeilen, Schmucksachen ꝛc.

Die Niederkunft geschieht nicht zu Haus, sondern im Walde. Künstlicher Abort ist häufig.

Dies ein gedrängter Auszug aus dem vortrefflichen, mit vielen Abbildungen und Photographien versehenen und von der Verlagshandlung (Dietrich Reimer in Berlin) glänzend ausgestatteten Werk des Hrn. Steinen, welcher Auszug übrigens nur eine sehr mangelhafte, ungenügende Vorstellung von dem reichen, in anthropologischer, ethnologischer, psychologischer und prähistorischer Beziehung gleich wichtigen und für Begründung der Gesichtspunkte der Entwickelungstheorie höchst bedeutsamen Inhalt zu geben vermag. Derartige aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpften Mitteilungen erscheinen in wissenschaftlicher Beziehung um so wichtiger, je näher der Zeitpunkt heranrückt, in welchem die letzten Reste jener wilden, den Urzustand unseres Geschlechts charakterisierenden Menschenstämme von der Oberfläche der Erde verschwinden werden, und je weniger es den alsdann lebenden Gelehrten vergönnt sein wird, sich ein Urteil aus eigener Anschauung zu bilden. Möchten der Fleiß und die großen persönlichen Mühen und Opfer, denen sich der Hr. Verfasser in Vorbereitung und Abfassung einer solchen Schrift unterziehen mußte, durch den Erfolg derselben nach Verdienst belohnt werden!





Jakob Moleschott.



„Unsere Zustände werden sich nicht eher frei entfalten, als bis wir schöpfen aus dem Born der Wirklichkeit; und dann sind wir gleich weit entfernt von den Geheimnissen der Kirche, wie von den Träumen derer, die sich Idealisten nennen und doch zu wenig vertraut sind mit dem Ursprung der Idee, um sie in dem offenen Wunder der in Stoff und Form lebenden Natur zu schauen".

Mit diesen Worten schließt Jakob Moleschott, der berühmte, am 20. Mai 1893 in Rom im 71. Lebensjahr in hochangesehener Stellung verstorbene Forscher und Gelehrte die Vorrede zu der ersten Auflage seiner berühmten Schrift über den Kreislauf des Lebens, in welcher er es wagte, aus dem engen Rahmen seiner physiologischen Fachstudien auf den großen Markt der Öffentlichkeit herauszutreten und die philosophischen Konsequenzen seiner auf Naturwissenschaft gegründeten materialistischen Weltanschauung zu ziehen — ein Vorgehen, welches zugleich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn lenkte. Zwar hatte er schon ein oder zwei Jahre vorher seine mehr wissenschaftlich gehaltene „Physiologie der Nahrungsmittel" in populärer Bearbeitung als „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" erscheinen lassen, aber ohne dabei

mehr als vorübergehende Gelegenheit zur Entwickelung seiner philosophischen Gesichtspunkte gefunden zu haben. Es kam dieses Auftreten nicht lange, nachdem durch Karl Vogts „Physiologische Briefe", denen später seine Aufsehen erregende Streitschrift gegen Rudolf Wagner, „Köhlerglaube und Wissenschaft" folgte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die naturwissenschaftliche Behandlung der Seelenfrage gelenkt worden war. Freilich war die allgemeine Denkrichtung viel zu wenig vorbereitet, um einen so gewagten Ausspruch, wie den bekannten, zuerst in der Nahrungsmittellehre enthaltenen und in dem „Kreislauf des Lebens" wiederholten und näher begründeten: „Ohne Phosphor kein Gedanke" ruhig hinnehmen zu können. Es entstand eine bereits durch Vogt vorbereitete Aufregung in der litterarischen Welt, welche sich nur noch steigerte, als der große Chemiker Liebig den ihm von Moleschott hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm und in einem im Hörsaal des chemischen Laboratoriums in München gehaltenen Vortrag „über organische Natur und organisches Leben", welcher später in die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" überging (24. und 25. Januar 1856), sich zunächst zum Partisanen der von Moleschott verworfenen und von den Physiologen mehr und mehr aufgegebenen „Lebenskraft" aufwarf und seine Gegner als „Dilettanten und Spaziergänger auf dem Gebiete der Naturforschung" oder als „Kinder in der Erkenntnis der Naturgesetze" behandelte. Speziell gegen Moleschott, der vom physiologischen Standpunkte aus Liebigs Ansichten über die chemischen Verhältnisse des Stoffwechsels im tierischen Körper scharf angegriffen und namentlich gegen seine Einteilung der Nahrungsmittel in solche, welche nur die Bildung oder den Aufbau der Gewebe unterhalten, polemisiert hatte, wendet sich Liebig in seinem Vortrag mit einer Wiederaufwärmung des bereits öfter zwischen beiden verhandelten sogen. „Phosphor-Streites". Von der falschen Unterstellung ausgehend, als leiteten Moleschott und die Anhänger seiner Richtung das Zustandekommen des Gedankens von einer „Phosphorescenz des Gehirns" ab, suchte sich Liebig in der Weise über seine Gegner

lustig zu machen, daß er meinte, einer solchen Ansicht zufolge müßten die Knochen, weil sie vierhundertmal mehr Phosphor enthalten als das Gehirn, auch vierhundertmal mehr Denkstoff produzieren[1]).

Diesem ziemlich verfehlten Argument gegenüber fiel es Moleschott nicht schwer, in der zweiten Auflage seines „Kreislauf des Lebens" in dem Kapitel: „Der Gedanke" den Liebigschen Angriff zurückzuweisen. Ausgehend von der feststehenden Thatsache, daß der Phosphor als chemischer Bestandteil des Gehirns eine ebenso bestimmte und notwendige Bedeutung für dessen chemische Konstitution besitzt, wie jedes chemische Glied für irgend eine chemische Verbindung überhaupt, wiederholt Moleschott dort seinen Satz: „Ohne Phosphor kein Gedanke", ohne jedoch damit sagen zu wollen, daß die Gedankenthätigkeit eines Hirns durch dessen Phosphormenge gemessen werde, oder daß gescheidte Menschen mehr Phosphor im Gehirn haben müßten, als dumme. Die Mischung eines Werkzeugs leide unter dem Zuviel ebenso wie unter dem Zuwenig. Er meinte weiter, er hätte statt des Phosphors auch jeden andern chemischen Bestandteil des Gehirns, Eiweiß, Gallenfett, Kali, ja selbst Wasser, mit demselben Rechte nennen können. Wahrscheinlich hat sich Moleschott damit selbst zu nahe gethan, da neuere Untersuchungen von Borsarelli, Byasson,

---

[1]) An diesen Vortrag Liebigs knüpft sich eine nicht uninteressante, auf Wahrheit beruhende Anekdote. Bald nach Bekanntwerden desselben hatte der bekannte Bischof Ketteler, das überaus rührige Haupt des Ultramontanismus in Süddeutschland, eine Audienz bei dem damaligen Großherzog von Hessen, Ludwig III., welcher durch seinen Mutterwitz bekannt war. In dieser Audienz beschwerte sich Kettler über den damals grassirenden Materialismus und verlangte staatliche Maßregeln gegen denselben. Aber, so meinte der Großherzog, die Sache müsse doch nicht so schlimm sein, da sich ja Liebig erst vor kurzem so energisch gegen den Materialismus erklärt habe. „Legen Hoheit keinen Wert darauf", sagte Ketteler, „der Liebig ist im Grunde seines Herzens selbst ein Materialist." „Nun", entgegnete der Großherzog, „warum sollte er es auch nicht sein? Sein Vater ist ja auch einer gewesen." (Liebigs Vater war bekanntlich Materialwarenhändler in Darmstadt.)

l'Heritier, Foster, Maudsley, Liebreich u. a. gezeigt haben, daß dem Phosphorgehalt des Gehirns in der That eine mehr als gewöhnliche Bedeutung für dessen geistige Leistungsfähigkeit zukommt — worüber das Nähere in der Schrift des Verfassers dieses Aufsatzes „Kraft und Stoff" (S. 275 der 17. Auflage) enthalten ist.

Da diese letztgenannte Schrift gleichzeitig mit der zweiten Auflage des „Kreislaufs des Lebens" erschien (1855), so nahm ihr Verfasser Veranlassung, in der Vorrede zur vierten Auflage derselben den Liebigschen Vortrag zu kritisieren und dabei auch des Liebigschen Angriffs auf Moleschott unter Inschutznahme des letzteren zu gedenken. Dieses gab Anlaß zu einem aus Heidelberg unter dem 18. März 1856 an mich gerichteten Brief Moleschotts, den ich hier wörtlich wiedergebe:

„Ihr freundliches Vertrauen trifft mich leider mitten im tollsten Trubel des Einpackens behufs der Übersiedelung nach Zürich. Trotzdem habe ich es für meine Pflicht gehalten, Ihre Vorrede gleich zu lesen, und ich wüßte nichts dagegen einzuwenden. Ich finde es namentlich richtig, daß Sie sich durch Liebigs hoffärtiges Benehmen nicht verführen lassen, seine wahre Größe in Frage zu stellen — aber das ne sutor ultra crepidam gehört ihm gewiß. Nur auf Eines möchte ich Sie freundschaftlich aufmerksam machen: Vermeiden Sie ja sorgfältig den Schein, als wenn Sie irgendwie mit dem Ansehen eines anerkannten Mannes kämpfen wollten. Für Ansichten soll ja niemand ein Gewährsmann sein, Liebig nicht, aber auch niemand anders. Beim großen Haufen wirkt es allerdings, aber die besseren Teile der öffentlichen Welt werden leicht stutzig, wenn man ihnen zumutet, den einen Mann gegen den anderen abzuwägen. Da es sich hierbei nur um den Schein handelt, so fürchte ich nicht, von Ihnen mißverstanden zu werden, u. s. w."

Außer diesem Briefe finde ich unter meinen Papieren nur noch einen zweiten, an mich gerichteten Brief Moleschotts. Derselbe ist aus Heidelberg vom 26. Juni 1855 datiert, und Moleschott

dankt darin sehr warm und anerkennend für die Übersendung einer der ersten Auflagen von „Kraft und Stoff". Es heißt darin weiter wörtlich: „Ihre Vertrautheit mit unseren philosophischen Schriftstellern von echt kritischem Geist hat mir besondere Freude gemacht, da seltsamer Weise gerade die Naturforscher, die sich mit philosophischen Studien beschäftigt haben — es versteht sich, daß ich von kritischer Philosophie rede, nicht von spekulativer Naturphilosophie — sich so selten zu ganz folgerichtiger Klarheit erheben, u. s. w." — „Die zweite Auflage meines Kreislaufs, von der Sie das beiliegende Exemplar wohlwollend hinnehmen mögen, kann sich glücklich preisen, mit Ihren Hilfstruppen in das Feld zu ziehen u. s. w." —

Persönlich hat Verfasser Moleschott nie gekannt, auch während seines Züricher und italienischen Aufenthalts keine brieflichen Beziehungen mehr mit ihm unterhalten. Es hat ihn daher immer sonderbar angemutet, wenn er so oft im Verein mit Moleschott und Karl Vogt (den er zwar als Student in Gießen persönlich gekannt, mit dem er aber nie litterarische oder briefliche Beziehungen unterhalten hat) als Teilnehmer einer Art von geheimer Trias genannt wurde und fortwährend genannt wird, welche sich die gemeinsame Aufgabe gesetzt habe, die Welt in den Abgrund des materialistischen Unglaubens zu stürzen. Es hat zwischen uns dreien niemals eine andere, als geistige Gemeinschaft bestanden, herbeigeführt durch die glänzenden Resultate der modernen Naturwissenschaft und deren Anwendung auf die religiösen und philosophischen Anschauungen der Vergangenheit und Gegenwart. Dabei will Verfasser nicht verschweigen, daß er die erste Anregung zur Abfassung seiner später so großes Aufsehen erregenden Hauptschrift Moleschott verdankt, und zwar speziell dem in gleicher Weise betitelten Kapitel seines „Kreislaufs".

In diesem Kapitel polemisiert Moleschott hauptsächlich gegen die kurzsichtige Teleologie und deren bei Liebig zu beobachtenden Anklänge. Ferner gegen die Vorstellung, als ob es Eigenschaften ohne Stoff und Stoff ohne Eigenschaften geben könne. Alle Kräfte

sind nach Moleschott nur Zustände oder Bewegungen des Stoffes, und wo wir immer eine Bewegungserscheinung am Stoff beobachten, da ist eine Eigenschaft desselben Ursache der Bewegung. „Eben die Eigenschaft des Stoffs, welche seine Bewegung ermöglicht, nennen wir Kraft". — „Die Eigenschaft des Sauerstoffs, sich mit Wasserstoff zu Wasser verbinden zu können, ist immer vorhanden. Wenn es möglich wäre, diese Eigenschaft vom Sauerstoff zu trennen, dann wäre der Sauerstoff nicht Sauerstoff mehr". — „In keinem Falle kommt die Eigenschaft von außen". — „Die Kraft ist kein stoßender Gott, kein von der stofflichen Grundlage getrenntes Wesen der Dinge, sie ist des Stoffes unzertrennliche, ihm von Ewigkeit innewohnende Eigenschaft". — „Eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoff schwebte und sich beliebig mit dem Stoff vermählen könnte, ist eine ganz leere Vorstellung. Dem Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, dem Schwefel und Phosphor wohnen ihre Eigenschaften von Ewigkeit bei".

In diesen Worten ist der Grundgedanke der ganzen nun folgenden, mit Aufführung vieler chemischen und physikalischen Einzelheiten verbundenen Untersuchung ausgedrückt. Diese Einzelheiten sind in der letzten oder neuesten Auflage des „Kreislaufs" (Gießen 1887) derart vervollständigt, daß das Kapitel auf mehr als das Dreifache der zweiten Auflage angeschwollen ist. Neben einer ausführlichen Polemik gegen die Lebenskraft-Theorie, bei der sich Moleschott hauptsächlich auf die inzwischen bekannt gewordenen klassischen Untersuchungen der synthetischen Chemie durch den genialen französischen Chemiker Berthelot stützt[1]), verdankt das Kapitel seine Bereicherung hauptsächlich einer Bezugnahme auf die durch die Fortschritte der Geologie, Paläontologie und Entwickelungsgeschichte gestützte Neubelebung der Abstammungs- oder

[1]) „Das Rätsel, durch welches uns die Sphinx der Lebenskraft bisher von einem erfolgreichen Vordringen in der künstlichen Darstellung organischer Verbindungen ohne alle Anwendung organischer Stoffe verscheuchte" — so heißt es auf S. 42 des zweiten Bandes — „hat Berthelot gelöst".

Descendenz-Theorie durch Lyell, Darwin, Huxley, Häckel u. a., wobei sich Moleschott selbstverständlich als entschiedener Anhänger dieser Theorie erklärt und die ersten Organismen durch Urzeugung, den Menschen aber als Fortsetzung der Tierwelt entstehen läßt. Das Häckelsche „Urammiontier" ist nach Moleschott „so wenig sagenhaft oder romanhaft, wie die Überzeugung, daß Achill einen Vater hatte, oder wie die Gewißheit, daß das Hühnchen in dem Ei der Abschluß von tausend Entwickelungsstufen sein muß." — „Es ist eitel Blendwerk", so heißt es gegen den Schluß des Kapitels, „wenn einige Schriftsteller den Stoff oder die Materie für ein Hirngespinnst erklären, indem sie dem Wort einen Sinn unterlegen, den es in der Natur nicht hat. Schon Lichtenberg hat gegen diese Deutung der Psychologen bemerkt: ‚So etwas giebt es vielleicht in der Natur nicht. Der Psychologe tötet die Materie und sagt nachher, daß sie tot sei'. Die Materialisten bekennen sich zur Einheit von Kraft und Stoff, von Geist und Körper, von Gott und Welt, während der Dualismus an der ungereimten Vorstellung festhält, daß die Natur ein willkürliches Spiel mit Verbindungen treibe u. s. w."

In gleicher Weise, wie das soeben genannte Kapitel, haben auch die übrigen Kapitel des „Kreislaufs" Bereicherungen erfahren, welche das Buch mehr als verdoppelt haben, so daß es in der neuesten Auflage in zwei starken Bänden erschienen ist. Auch hat Moleschott den 20 Kapiteln in Briefform, aus denen die ersten Auflagen bestanden, am Schlusse der neuen Auflage zwei weitere Kapitel hinzugefügt, in deren erstem die inzwischen bekannt gewordene Robert Mayersche Entdeckung von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft eingehend erörtert und Anwendung davon auf die Gehirn- und Seelenfrage gemacht wird. Angestrengte Gedankenthätigkeit geht mit denselben Veränderungen des Stoffwechsels, oder mit demselben Kraftverbrauch einher, wie angestrengte Muskelarbeit, wir werden davon wärmer, hungriger und müder u. s. w. Die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte aber ist die Sonne.

Das zweite neu eingefügte Kapitel („Rückblick und Ergebnis") sucht noch einmal die Ergebnisse der ganzen Untersuchung in Kürze zusammenzufassen. Wir wollen versuchen, dieses Ergebnis in möglichster Kürze wiederzugeben.

Es giebt keine Offenbarung. Die einzige Offenbarung ist diejenige der Natur. Der Weg der Offenbarung führt zum Gebet, nicht zum Forschen. Forschung schließt Offenbarung aus. Das Naturgesetz ist der strengste Ausdruck der Notwendigkeit. — Alle Erkenntnis stammt aus den Sinnen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge für den Menschen. „Es ist in unserem Verstande nichts, was nicht eingegangen wäre durch das Thor der Sinne". — „Entwickelung der Sinne ist die Grundlage der Entwickelung des Verstandes der Menschheit." — „Die Erfahrung muß aufgehen in der Philosophie, die Philosophie in der Erfahrung". Das Gesetz ist nur durch Erfahrung zu finden. Das Wesen der Dinge ist die Summe ihrer Eigenschaften. Mischung, Form und Kraft sind unzertrennliche Merkmale des Stoffs. Wechsel von Stoff und Form in den einzelnen Teilen während die Grundgestalt dieselbe bleibt, ist das Geheimnis des tierischen Lebens. Ohne Stoffwechsel kein Leben. Aufnahme von Sauerstoff in das Blut ist die Grundbedingung für Aufbau und Zerfall der Gewebe, sowie für die Atmung. Anbildung und Rückbildung reichen sich dabei fortwährend die Hand. „Das ist der Kreislauf des Stoffes, den der Tod in den Dienst des Lebens genommen". Das Wesen des tierischen Stoffwechsels besteht in einer langsamen Verbrennung, und die dabei gebildete Wärme ist die einzige Kraft, die im Körper entwickelt wird. „Da nun die Wärme stofflichen Ursprungs ist, so entspringen alle Kräfte stofflicher Bewegung, und der Stoff regiert den Menschen". Wir sind nicht geschaffen, sondern langsam geworden, wie alles in der Natur. Der Ausdruck „Schöpfungsgeschichte" muß aus der Naturwissenschaft verschwinden. Die ersten Organismen entstanden durch Urzeugung. Die Stammesgeschichte des Menschen beginnt mit der Urzelle und erhebt sich allmählich zur höchsten Stufe des Wirbel-

tier-Typus innerhalb endloser Zeiträume. „Die „Krone der Schöpfung" muß sich bescheiden, eine Knospe am Stamm der Tierheit zu sein". Der Wissenschaft ist es gelungen, die ursprünglichen Bausteine organischer Stoffe aus den Elementen künstlich darzustellen. „Die Annahme einer besonderen Lebenskraft erweist sich dadurch als völlig nichtig. Das Leben ist nichts anderes, als das Ergebnis der verwickelt zusammenwirkenden und ineinandergreifenden physischen und chemischen Kräfte." Seine höchste Entwickelung erreicht der Mensch durch die Ausbildung seines Gedankenorgans oder des Gehirns, welches unter allen Körperorganen das größte Sauerstoffbedürfnis hat. Das Menschenhirn übertrifft alle Tiergehirne durch seinen Reichtum an Nervenzellen, an phosphorhaltigen Dotterfetten und an Ausbildung seiner einzelnen Teile. Von der Art und Weise, wie das Gehirn durch eine bestimmte Bewegung seiner Massenteilchen den Gedanken erzeugt, wissen wir ebenso wenig, wie von der Lagerung oder Bewegung der Massenteilchen in einem magnetisch oder elektrisch gewordenen Kupferdraht oder in einem Hufeisenmagneten. Oder vielmehr wir wissen mehr davon, da wir die chemischen und physikalischen Bedingungen oder Veränderungen kennen, unter denen das Gehirn arbeitet. Das Hirn ist zur Erzeugung der Gedanken ebenso unerläßlich, wie die Leber zur Bereitung der Galle oder der Nieren zur Absonderung des Harns. Der Gedanke ist aber so wenig eine Flüssigkeit wie die Wärme oder der Schall, sondern eine Bewegung des Hirnstoffs, eine notwendige unzertrennliche Eigenschaft des Hirns. „Es ist ebenso unmöglich, daß ein unversehrtes Hirn nicht denkt, wie es unmöglich ist, daß der Gedanke einem anderen Stoff als dem Gehirn als seinem Träger angehöre". — „Das Bewußtsein hat seinen Sitz nur im Gehirn, es fehlt, wenn das Gehirn kein Blut mehr erhält".

Die Persönlichkeit des Menschen geht nach und nach aus zahllosen Reizen oder Eindrücken der Außenwelt hervor. „Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und

Kleidung oder ein stets im Werden begriffenes Naturerzeugnis. Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft". — „Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem einzelnen Augenblick den Menschen bestimmen und auch dem Mächtigsten seine Schranken setzen, besteht nicht".

„Die schaffende Allmacht ist die Verwandtschaft des Stoffes. Der Begriff eines persönlichen Gottes verflüchtigt sich um so mehr, je reiner und folgerichtiger man ihn entwickelt.

Nemo contra deum nisi deus ipse". —

Der „Kreislauf des Lebens" verdankt seine ursprüngliche Entstehung einer speziell gegen Liebig und dessen „Chemische Briefe" gerichteten Polemik, war daher auch als „Physiologische Antworten auf Liebigs Chemische Briefe", betitelt — ein Titel, der in der neuesten Auflage weggeblieben ist. Die „Chemischen Briefe" (zuerst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlicht) hatten um jene Zeit großes Aufsehen erregt, und eine Streitschrift gegen dieselben war schon um deswillen des Erfolges sicher. Liebigs einigermaßen konfuse und sich selbst widersprechende Andeutungen über Wissen und Glauben hatten seine Leser verwirrt, und man griff mit Hast nach Moleschott, um aus diesem, durch den kurz vorher geschehenen Zusammenbruch der spekulativen oder Schulphilosophie vorbereiteten Zwiespalt herauszukommen. Zwar waren die Einwendungen Moleschotts gegen Liebig an sich mehr fachwissenschaftlicher Art und daher für das große Publikum mehr oder weniger unverständlich. Aber Moleschotts philosophisch veranlagter und auf das Allgemeine gerichteter Geist konnte sich damit nicht begnügen und wandte sich überall, wo es die Gelegenheit bot, an die Masse der Gebildeten. Je weniger man nun bis da von diesen Dingen wußte, um so mehr mußten Moleschotts Andeutungen diese Masse frappieren oder interessieren, und kaum erschien danach ein Buch, das Beziehung auf streitige Fragen der allgemeinen Bildung hatte und das nicht Moleschott in irgend einer Weise citiert hätte. Der Erfolg des „Kreislaufes" würde

noch weit größer gewesen sein, wenn nicht die Menge chemischer und physiologischer, für den Laien mehr oder weniger unverständlicher Einzelheiten den Leser abgeschreckt hätte, und wenn nicht sein Inhalt für das Volk zu gelehrt, für den Gelehrten zu ungelehrt gewesen wäre. Wer für das Volk oder auch nur für die große Masse der Gebildeten schreiben will, muß das „harnsaure Ammoniak", die „organische Gallensäure", die „Butterfett- und Gänsefußbasis" das „Phenyloxydhydrat", das „Therebenten" und Ähnliches zu Hause lassen; dagegen muß er in großen und scharfen Umrissen die allgemeinen und für das Leben bedeutungsvollen Resultate gelehrter Untersuchungen ziehen; er muß endlich kürzer sein, als der Verfasser des „Kreislaufs". Auch seine aphoristische, rasch von einer Thatsache zur andern, von einer Gedankenreihe zu einer davon weit entlegenen überspringende Schreibweise ist für die Lektüre nicht günstig.

In eigentlich wissenschaftlicher Beziehung liegt der Schwerpunkt der ganzen Schrift in dem neunten Kapitel, welches die bekannte, von Liebig in die Wissenschaft eingeführte Einteilung der Nahrungsmittel in Nähr- und Atemmittel oder plastische und wärmebildende oder stickstoffhaltige und stickstofffreie, welche bereits Erwähnung gefunden hat, zu entkräften sucht. Jedenfalls haben Moleschotts Ausführungen in erster Linie dazu beigetragen, daß diese Unterscheidung, welche eine Zeitlang Epoche machte, trotz Liebigs großem Ansehen gegenwärtig ziemlich aufgegeben oder doch sehr eingeschränkt ist. Immerhin behält die Liebigsche Einteilung, sofern man sie nur nicht in ganz striktem Sinne nimmt und sie der von Liebig hinzugefügten teleologischen Anschauungen entkleidet, insofern ihren Wert, als bei gemischter Nahrung die plastischen oder Eiweißstoffe vornehmlich dem normalen Aufbau der Organe dienen, während sich die stickstofffreien Nahrungsstoffe vorwiegend an der Erzeugung von lebendiger Kraft, also Wärme, Elektrizität, mechanische und geistige Arbeit, beteiligen.

Aus dem übrigen Inhalt des interessanten Buches dürfte noch

als von allgemeinem Interesse das Kapitel „Fürs Leben" hervorzuheben sein, welches in den älteren Auflagen den Schluß des Ganzen bildete. Es wird darin zunächst dem Stoffwechsel ein fast begeisterter Dithyrambus gesungen, welcher gewissermaßen den Schlußstein seiner vorhergehenden Ausführungen bildet. Denn überall in diesen Ausführungen zeigt der Verfasser, entsprechend dem Titel seiner Schrift, wie das, was wir Verfall, Untergang, Tod zu nennen lieben, für die Natur in diesem Sinne nicht vorhanden ist, sondern daß es in dem unermüdlichen Kreislauf des Stoffes weder Anfang noch Ende giebt, und daß die höchsten Lebenskeime wiederum in Rückbildung und Untergang zu finden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus eifert auch Moleschott heftig gegen die Erdbestattung der Toten, welche dem Kreislauf des Stoffes wertvolles Material entzieht, und kann derselbe somit gewissermaßen als Vorläufer der jetzt so allgemein gewordenen Agitation für Feuerbestattung angesehen werden. „Wenn wir unsere Toten verbrennen könnten", so heißt es auf S. 560 des zweiten Bandes der neuen Auflage, „dann würden wir die Luft bereichern mit Kohlensäure und Ammoniak, und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Tieren und Menschen enthält, würde unsere Haiden in fruchtbare Fluren verwandeln. Und doch verscharren wir täglich Alkalien, Erden, Phosphorsäure in unseren Kirchhöfen, die phosphorsauren Salze, welche mit so unerschütterlichem Rechte als die wichtigsten Gewebebildner in dem Samen von Weizen und Erbsen und in dem Leib von Tieren und Menschen bezeichnet werden".

Auch wird in diesem Kapitel Bezug auf die große soziale Frage genommen und unter Hindeutung auf eine Reform der Erbschaftsgesetze die Hoffnung ausgesprochen, daß die Wissenschaft einmal dahin kommen werde, eine solche Verteilung des Stoffes zu lehren, „bei welcher Armut in dem Sinne eines unbefriedigten Bedürfnisses unmöglich wird". — „Die Naturforscher sind die thätigsten Bearbeiter der sozialen Frage, die sich durch Waffen in der Hand wohl als Bedürfnis kundgeben, aber nie und nimmer

wird beantworten lassen. Ihre Lösung liegt in der Hand des Naturforschers."

Wie richtig Moleschott hierin geurteilt hat, mag ein Hinweis auf die jetzt immer allgemeiner werdenden Versuche lehren, die soziale Frage von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus durch eine größere Ausgleichung in den Mitteln, mit denen der große Kampf um das Dasein von den Einzelnen gekämpft wird, ihrer Lösung näher zu bringen.

Mit der Wirkung, welche der „Kreislauf des Lebens" auf das große Publikum übte, kann bezüglich der Größe dieser Wirkung keine der späteren Veröffentlichungen Moleschotts verglichen werden. Dieses gilt sowohl von seiner Biographie Georg Forsters (Frankfurt a. M. 1854, 2. Aufl. Halle 1874), welchen er als „Naturforscher des Volkes" bezeichnete — nicht ohne mit dieser Bezeichnung gerechtfertigten Widerspruch zu finden —, wie von seinem „Physiologischen Skizzenbuch" (Gießen 1861) oder seiner Sammlung „Kleine Schriften" (1880—1887) oder seiner Schrift „Hermann Hettners Morgenrot" (Gießen 1883). Am bemerkenswertesten darunter dürfte das physiologische Skizzenbuch sein, welches in einem ersten Aufsatz über die Kraftquellen des Menschen eine vortreffliche Auseinandersetzung über Nahrungs- und Genußmittel giebt und dabei nochmals auf den Phosphor-Streit und die Polemik gegen Liebigs Einteilung der Nahrungsmittel zu reden kommt. Ein zweiter Aufsatz: „Ins Freie" schildert die wohlthätigen Wirkungen des Spazierganges und des Aufenthaltes in freier Luft auf physiologische An- und Rückbildung. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich nochmals mit Georg Forster und sucht seine Bezeichnung als „Naturforscher des Volkes" zu rechtfertigen, indem er Bezug auf dessen Äußerung nimmt, „daß die Menschen doch endlich einmal zu der Einsicht gelangen möchten, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode und von dem Geisterreich machen". Der vierte und letzte Aufsatz

handelt von dem „Hornpanzer des Menschen“ und bespricht die anatomisch-physiologischen Verhältnisse der Haut in einer Weise, welche lebhaft bedauern läßt, daß Moleschott niemals später zur Ausführung der in dem Vorwort dieser Schrift angedeuteten Absicht der Abfassung einer populären Anthropologie gekommen ist.

Dieses Versäumnis mag zum Teil damit zusammenhängen, daß Moleschott durch einen im Jahre 1856 an ihn ergangenen Ruf als Professor der Physiologie an die Universität Zürich wieder seinem eigentlichen Beruf als akademischer Lehrer und seinen Fachstudien zurückgegeben wurde, nachdem seine Lehrthätigkeit in Heidelberg als Privatdozent bereits im Jahre 1854 dadurch ein Ende gefunden hatte, daß ihm die badische Regierung aus Anlaß seiner öffentlich bekannten materialistischen Ansichten eine Verwarnung hatte zugehen lassen. Moleschott beantwortete im Gefühle gekränkten Stolzes diese Verwarnung damit, daß er seine Stellung als Privatdozent an der Universität aufgab und von da an nur ein privates chemisch-physiologisches Laboratorium in Heidelberg leitete, bis ihn der Ruf nach Zürich wieder, wie gesagt, seinem eigentlichen Beruf und seinen fachwissenschaftlichen Studien zurückgab. Die reichen Resultate dieser letzteren legte er in seinen bereits im Jahre 1855 begonnenen und bis zu seinem Tode in nicht weniger als fünfzehn Bänden fortgeführten „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Tiere“ nieder. Übrigens nahm er in der am 21. Juni 1856 in Zürich gehaltenen „Rede beim Antritt des öffentlichen Lehramtes zur Erforschung der Natur des Menschen an der Züricher Hochschule“ (veröffentlicht 1856 unter dem Titel „Licht und Leben“ in zwei Auflagen) Anlaß, sich noch einmal, im Anschluß an seine speziellen und sehr verdienstlichen Studien über den Einfluß des Lichtes auf den Atmungsprozeß der Tiere, auch über seine philosophischen Ansichten und die auf ihn deshalb gemachten Angriffe zu äußern. Sauerstoff-Verarmung, so wird in dieser Rede ausgeführt, ist das chemische Wesen der pflanzlichen Organisation; sie geht nur im Lichte vor sich. Der durch den Lebensprozeß der Pflanzen frei-

gewordene Sauerstoff geht in die Luft und dient hier zur Atmung und Nahrung der Tiere. Die Pflanzen hauchen nur Sauerstoff aus, wenn die Sonne sie bescheint, indem sie die in der Luft enthaltene Kohlensäure chemisch binden und den Sauerstoff daraus frei machen. Im Lichte selbst, welches bekanntlich so wie wir dasselbe als weißes Licht kennen, aus mehreren Lichtarten oder Lichtstrahlen zusammengesetzt ist, sind es nach neueren Forschungen nur einzelne, die sog. leuchtenden Strahlen, welche die chemische Ernährung der Pflanzen fördern. In der Nacht und bei Sonnenfinsternissen verhält sich jener Prozeß umgekehrt, d. h. die Pflanzen nehmen Sauerstoff auf und hauchen Kohlensäure aus. Die Pflanze ist also im wahren Sinne des Wortes ein Kind des Lichtes, abhängig von diesem in Entstehung, Ernährung und Wachstum. — Anders verhält sich das Tier, dessen Atmung chemisch immer dieselbe ist, das aber in dieser Atmung durchaus abhängig von der Existenz der Pflanze erscheint. Ohne den Sauerstoff, welchen die letztere an die Luft abliefert, könnte das Tier nicht leben, während es selbst bei seiner Atmung die Kohlensäure produziert, deren die Pflanze so notwendig zu ihrer Existenz bedarf; es entsteht auf diese Weise jene bekannte und interessante Wechselwirkung zwischen Tier- und Pflanzen-Atmung. Doch würde man irren, wollte man annehmen, das Licht habe keinen Einfluß auf das Atmen und damit auf den Lebensprozeß der Tiere. Wenn auch nicht so auffallend wie bei der Pflanze, ist dieser Einfluß nicht minder wichtig und folgereich. Denn der tierische Atmungsprozeß geht im Dunkeln langsamer von statten als im Licht. Je mehr Licht, desto mehr Ausscheidung von Kohlensäure! Da aber der ganze Stoffwechsel mit der Atmung auf das innigste zusammenhängt, wirkt das Sonnenlicht auf den tierischen Stoffwechsel beschleunigend, damit erregend auf die ganze organische Thätigkeit, namentlich auf die Funktionen der Nerven und des Geistes. Für eine normale organische Thätigkeit ist dieser erregende und belebende Einfluß des Lichtes ein durchaus notwendiger. Weiß doch jedermann, welchen großen Nachteil

der Mangel an Licht auf die menschliche Gesundheit ausübt und welche elenden Geschöpfe in den dunkeln, dumpfigen Kellerwohnungen großer Städte oder in den eng zusammengepferchten Quartieren der Proletarier geboren und auferzogen werden. Und wer wüßte nicht, welchen trüben Einfluß ein düsterer regnerischer Tag auf die Stimmung unseres Gemütes und damit auf unser Wohlbefinden ausübt, im Gegensatz zu dem kühnen Schwunge unseres ganzen Wesens an einem sonnenhellen Blütentag!

Diese interessanten Auseinandersetzungen führen Moleschott sehr naturgemäß auf die Beschränkungen, welche die äußere Natur dem freien Willen des Menschen auferlegt, des Menschen, der nach ihm ein Naturerzeugniß, kein voraussetzungsloses Wesen ist. Dieses führt ihn wiederum auf die Angriffe seiner Gegner, welche, wie Liebig, sich bemühen, ihre wissenschaftlichen Widersacher „mehr zu verdächtigen als zu widerlegen.“ Die Materialisten so erklärt Moleschott, leugnen den Geist nicht; sie wollen auch den Geist oder das Leben nicht erklären. Denn die untrennbare Verknüpfung von Geist und Materie ist keine Erklärung, sondern eine Thatsache. Ebensowenig läßt sich die Natur-Einheit von Kraft und Stoff erklären, sondern es läßt sich nur sagen, daß es eine naturnotwendige Einheit ist, bestimmt zur ewigen Bewegung und ewig bewegt. Es sind nur die verkehrten Eindrücke der Kindheit, welche uns alles in falschem Lichte und statt jener Einheit den Zwiespalt der beiden erblicken lassen. Die Philosophen wissen den Geist so wenig zu erklären, wie die Naturforscher; aber die letzteren wissen wenigstens so viel, um nicht einmal den Versuch jener Erklärung zu machen. Dieselben leugnen den Geist nicht, wenn sie nachweisen, daß die auf- und abwogende Bewegung des Gehirns dem auf- und abwogenden Geistesleben entspricht, und weil sie wissen, daß Veränderung des Stoffes auch Veränderung seiner Verrichtungen zur Folge haben muß. Die Annahme eines Geistes, welcher dem Stoff selbständig und ordnend gegenüber steht, widerspricht aller Erfahrung.

In Zürich machte Moleschott die Bekanntschaft eines italie-

nischen Verbannten, de Sanctis, der seinen Wert zu schätzen wußte, und ihn, nachdem er zurückgekehrt und italienischer Unterrichtsminister geworden war, sofort auf den neugegründeten Lehrstuhl der Physiologie an der Turiner Universität berief (1861). Mit derselben Leichtigkeit, mit der sich Moleschott, der geborene Holländer, die deutsche Sprache angeeignet hatte, eignete er sich auch das Italienische an, so daß er sehr bald imstande war, seine Vorlesungen in italienischer Sprache beginnen zu können. Schon seine Turiner Antrittsrede über „die Erforschung des Lebens" wurde am 16. Dezember 1861 in italienischer Sprache gehalten und machte wie die „Rivista Italiana" vom 23. Dezember desselben Jahres berichtet, trotz einzelner Fehler in der Aussprache bei den Zuhörern einen tiefen Eindruck. „Professor Moleschott", sagt die „Rivista", sprach über die Physiologie und den Organismus nicht nur als Physiolog, sondern auch als Philosoph, und bewies durch das eigene Beispiel, wie nahe die positive Wissenschaft und die Philosophie verwandt sind, wenn nur die eine erhaben, die andere tief ist." Ein zweiter ähnlicher Vortrag wurde bei Gelegenheit der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der Turiner Hochschule am 24. November 1862 über „die Grenzen des Menschen" gehalten. Moleschott erläutert darin den berühmten Ausspruch des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, an der Hand einer physiologisch-philosophischen Betrachtung und nimmt besonderen Bezug auf die interessanten und physiologisch hochwichtigen, damals bekannt gewordenen Messungen der Geschwindigkeit des Nervenprinzips und des Gedankens. In einem dritten Vortrag bei Gelegenheit der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie am 23. November 1863 stellt sich Moleschott abermals, indem er von der „Einheit des Lebens" handelt, auf einen philosophischen Standpunkt, indem er den Versuch macht, die Hegelsche Dreiteilung der allgemeinen Weltgeschichte, wonach die unbefangene Menschheit im ersten Stadium den Zwiespalt zwischen Geist und Natur noch nicht empfindet, während sie im zweiten Stadium einer transscenden-

talen Glückseligkeit nachjagt und im dritten Stadium sich als eins mit dem Makrokosmus begreift, auf die Biologie oder Lehre vom Leben anzuwenden. Im ersten Stadium dieser Wissenschaft (430 v. Chr. bis 1600, oder von Hippokrates bis Galilei), welches Moleschott als das vitalistische, teleologische, poetische bezeichnet, begegnen wir der unbefangenen Unmittelbarkeit, die von der Herrschaft mechanischer, physischer, chemischer Gesetze in den Lebenserscheinungen nichts ahnt und keinen Gegensatz zwischen der vitalistischen und wirklichen Darstellung der Dinge kennt. Denn vor Galilei war kein Vorgang des organischen Lebens in seinen stofflichen Merkmalen in seinen wirklichen Ursachen und Folgen beschrieben worden. Erst der beobachtende und sinnende Galilei betritt die Schwelle des zweiten Zeitraums; er kann fast noch mehr als Baco als der Vater der exakten Wissenschaft betrachtet werden. Es kam die Zeit eines Harvey, des großen Entdeckers des Blutkreislaufes, aber auch diejenige eines Stahl, eines Sydenham, eines Paracelsus, eines Borelli, eines Boerhave, eines Haller, eines Bichat u. s. w., es kam die Zeit der Jatromathematiker, der Jatromechaniker, der Jatrochemiker u. s. w. Die Ärzte ergingen und verloren sich in den bodenlosen Vorstellungen von bösen Säften und Gärungen, von saurer und laugiger Schärfe, welche chemische Hirngespinste an die Stelle vitalistischer Träume setzten und dem asketischen und analytischen Zeitalter der Wissenschaft jenen dualistischen Charakter verliehen, in welchem sich physische Gesetze und vitalistische Eingebungen das Feld des Organismus streitig machen.

Erst die dritte Periode, welche Moleschott als die synthetische oder einheitliche bezeichnet, sucht die Vielheit der organischen Verrichtungen in der Einheit des Lebens zusammenzufassen. Der berühmte Archäus van Helmonts, der vom Magen und Unterleib aus das ganze Leben regieren sollte, verwandelte sich in eine verdünnte Auflösung von Pepsin und Salzsäure, die kraft ihrer chemischen Eigenschaften die Verdauung des Eiweißes bewirkt. Der Samenäther verkörperte sich in der Gestalt beweglicher Samenfäden, welche mechanisch in das Ei eindringen. An die Stelle

der Lebensgeister tritt das Verhältnis von Muskeln und Nerven, während der Nervenäther sich allmählich zu elektrischen, optischen, thermischen, chemischen Eigenschaften verdichtet. Die eingebildeten Krankheits-Metastasen verwandeln sich in mechanisch fortgespülte Faserstoffgerinnsel; die „Brunnengeister entfliehen vor dem Licht der Spektral-Analyse u. s. w.

Die Physiologie von heute hat es begriffen, daß sie keine systematische Wissenschaft ist, welche jedem Organ seinen Aufschriftszettel anzuheften hätte, sondern daß sie einem ewigen Wellenschlag gegenübersteht, welcher die Lebenserscheinungen in einen einzigen Strudel des Werdens und Vergehens verwandelt. „Die Organe fallen nicht mehr in einer Vielheit von Aufgaben auseinander, so daß Archäus einen Krieg zwischen ihnen entzünden könnte. Sie sind in unauflöslicher Zusammenwirkung verbunden, weil sie durch notwendige und zahllose Wechselbeziehungen die Einheit des Lebens vermitteln."

Diese Einheit des Lebens ist aber nicht Folge jener mystischen „Lebenskraft", welche einst als Schwert des Damokles über dem Haupt der Physiologen, die ein notwendiges Band der Einheit entdecken wollten, hing, sondern sie ergiebt sich aus der tiefen und allseitigen Abhängigkeit, die alle Vorrichtungen untereinander verkettet. „Das Leben ist nicht darum eine Einheit, weil es nicht von voraussetzungsloser Willkür abhängt, sondern den unantastbaren Gesetzen der allgemeinen Naturnotwendigkeit gehorcht."

Alle vorstehend genannten Vorträge sind bei Roth in Gießen in deutscher Sprache erschienen. Ebenso ein in der Turiner Gesellschaft für wissenschaftliche und litterarische Vorlesungen am 21. März 1864 von Moleschott unter dem Titel „Eine physiologische Sendung" gehaltener Vortrag, in welchem sich der Redner als einen Abgesandten aus dem Reich der sogenannten „Polybrozianer" vorstellt und in geistreicher Weise die Analogie zwischen dem Blutgefäßsystem (Polybrozien) mit seinen ca. 60000 Trillionen Bewohnern (die Blutkörperchen, welche in rote und weiße,

oder Arbeiter und Barone zerfallen) und einem staatlichen Gemeinwesen durchführt.

In Turin gewann sich Moleschott schnell die Herzen der Studenten. Anders bei seinen Kollegen, welche den Ausländer mit scheelen Augen ansahen und ihm namentlich seine einträgliche ärztliche Praxis mißgönnten. Neid und Eifersucht traten ihm entgegen; vor allem verfolgten ihn die Dunkelmänner. Dieses änderte sich, als Moleschott im Jahre 1879, nachdem Rom die italienische Hauptstadt geworden und die römische Universität umgeformt worden war, als Professor der Physiologie nach Rom berufen wurde. Schon drei Jahre vorher war ihm auch die Würde eines italienischen Senators übertragen worden. So gestaltete sich sein Lebensabend — abgesehen von schwerem häuslichem Unglück — zu einem ebenso ehrenvollen wie erfolgreichen. Moleschott war in Rom von Anfang an Herr der Situation und fand bei seinen Kollegen höchste Anerkennung und teilweise warme Freundschaft. Seine ärztliche Praxis wurde eine sehr umfangreiche. Dabei genügte er aber auch den politischen Pflichten, welche ihm seine Stellung als Senator auferlegte, und manche scharfe Lanze für die große Sache der wissenschaftlichen und religiösen Freiheit wurde dabei von ihm eingelegt. Daß dabei seine schriftstellerische Thätigkeit für populäre Wissenschaft nicht in früherer Weise fortgesetzt werden konnte, erscheint selbstverständlich. Doch edierte er von Rom aus im Jahre 1887 die fünfte Auflage seines „Kreislauf des Lebens“, nachdem er dieselbe, wie bereits mitgeteilt, beinahe auf das Doppelte ihres früheren Umfanges vermehrt und die Polemik gegen Liebig fast ganz daraus entfernt hatte. „Ich entschloß mich“, hieß es in Beziehung auf diesen Punkt in der Vorrede zu dieser Auflage „statt neuen Wein in alte Schläuche zu gießen, den Schlauch, den die Polemik geliefert hatte, ganz aufzulösen, in der Hoffnung, daß der Saft, den er enthielt, trotzdem bestehen und nun freier sich ergießen möchte.“ Seinen materialistischen Überzeugungen scheint Moleschott bis zu seinem Tode treu geblieben zu sein. Die sehr zahlreichen

holländischen Freidenker haben bei Gelegenheit des 70. Geburtstages ihres großen Landsmannes (9. August 1892) ihr Organ: „De Dageraad“ als besondere Festnummer mit seinem Porträt und mit ausführlicher Würdigung seiner Verdienste erscheinen lassen. Nur zehn Monate später ereilte ihn die Hand des Todes, oder die in seinem Sinne neue Auferstehung des Fleisches im ewigen Wechsel der Atome oder des ewigen Stoffwechsels. Treu seinen Prinzipien und seinem Abscheu vor der Verwesung in der Erde hatte er angeordnet, daß sein Leib durch Feuer bestattet, und daß seine Asche den Lüften übergeben werden solle. Dieser Wunsch ist in seinem ersten Teile in Erfüllung gegangen. Der Ausführung des zweiten Teiles standen gesetzliche Hindernisse entgegen, weswegen man sich damit begnügte, die Asche in einem luftdurchlassenden Behälter in der Gruft schwebend aufzuhängen.

So endete ein Mann, welcher sich in der Geschichte der Wissenschaft und der menschlichen Geistesentwickelung eine Stätte geschaffen hat, die ihm niemand streitig machen kann. In wissenschaftlicher Beziehung ist er der erste oder einer der ersten gewesen, welche den Versuch gemacht haben, die Nahrungsmittellehre auf chemisch-physiologischer, d. h. wirklich wissenschaftlicher Grundlage neu aufzubauen — abgesehen von seinen zahlreichen physiologischen und physiologisch-chemischen Einzelarbeiten. In philosophischer Beziehung war er der erste, welcher den schweren Kampf der in unserem Jahrhundert gewaltig aufstrebenden Naturwissenschaft gegen die bisherige halb theologische, halb philosophische Weltanschauung eröffnet oder angeregt hat. Namentlich haben die alte Lebenskrafttheorie und die Teleologie oder Zweckmäßigkeitslehre in ihm einen Gegner gefnnden, gegen welchen selbst ein wissenschaftlich so hochstehender Mann wie Liebig in diesen, wie in einigen anderen Dingen nicht standhalten konnte.

Seine Stoffwechseltheorie hat den ersten entscheidenden Gebrauch von der am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Lavoisier aufgedeckten Unsterblichkeit des Stoffes gemacht, bevor noch die bald darauf erfolgte allgemeine Anerkennung des großen Prinzips

von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft die notwendige Ergänzung dazu geliefert hatte.

Die von ihm aufgestellten allgemeinen Gesichtspunkte haben in kürzerer Zeit als man dies vermuten konnte, eine zum Teil überraschende Bestätigung und Erweiterung gefunden durch die Wiederbelebung der Entwickelungstheorie, welche von einer ganz anderen Seite her ein so strahlendes Licht auf die von Moleschott hauptsächlich kultivierte Wissenschaft oder die Biologie werfen sollte. Wie bereits mitgeteilt, hat Moleschott in der letzten Auflage seines „Kreislaufs" diesen Ergänzungen seiner fast prophetischen Auslassungen gebührend Rechnung getragen. Jedenfalls aber hat er das Verdienst, zuerst die Perspektive dieser ganzen Richtung eröffnet zu haben; und wenn nach ihm die von ihm gegebene Anregung immer weitere Wellen schlug und immer größere Kreise in Mitleidenschaft zog, so kann dieses sein eigenes Verdienst nicht schmälern, sondern nur um so größer erscheinen lassen. Zwar ist der damit entbrannte geistige Kampf noch lange nicht ausgekämpft; denn so mächtige Geistesströmungen, wie die von Moleschott bekämpften, können nicht über Nacht in ein anderes Bett gelenkt werden. Auch kann ja niemand die Zukunft voraussehen und sagen, nach welcher Seite hin sich der Kampf entscheiden und ob es jemals gelingen wird, die Menschheit als solche ihren alten und durch Alter geheiligten Vorurteilen zu entreißen.

Aber ob so oder so — immer wird der Name „Moleschott" mit an der Eingangspforte zu jenem lichten Tempel stehen, in welchem die kleine Gemeinde der Wahrheitssucher aller Zeiten und aller Länder ihre zwar nicht von Orgelton begleitete, aber von dem gemeinsamen Gefühle philosophischer Ergebung getragene Andacht verrichtet.





Apriorismus und Entwickelungstheorie.



Nachdem die Entwickelungstheorie nicht bloß auf biologischem Gebiet, sondern auf fast allen Gebieten der theoretischen Naturforschung ihr Ansehen mehr und mehr befestigt, dürfte es wohl an der Zeit sein, sich die Frage vorzulegen, welchen Einfluß diese Theorie auf die bisherigen philosophischen Anschauungen auszuüben berufen ist. Daß dieser Einfluß ein tiefgreifender sein muß, springt auch bei der oberflächlichsten Betrachtung in die Augen. Denn wenn die bisher gültigen philosophischen Systeme fast ausnahmslos auf dem Grundsatz des sog. Apriorismus fußten, so wird es dem gegenüber sofort klar, daß die Entwickelungstheorie jeden Apriorismus im Sinn der theoretischen Philosophie ausschließt oder ausschließen muß, da sie jede Art himmlischen oder irdischen Geschehens, einerlei, ob auf makrokosmischem oder mikrokosmischem Gebiet, nur auf Grund eines in der Entwickelung Vorangegangenen gelten läßt. Übrigens soll darin kein Vorwurf für die Philosophie als solche liegen, da dieselbe ohne die wunderbare Erleuchtung durch die früher wohlgeahnten, aber niemals bewiesenen Gesetze der Entwickelung gar nicht anders urteilen konnte. Sie befand sich der Außenwelt und dem Leben gegenüber ganz in derselben Lage, in welcher sich z. B. ein mit dem Mechanismus eines Theaters vollständig unbekannter Theaterbesucher gegenüber dem vor seinen Augen vor sich gehenden Schauspiel befinden würde. Ohne Kennt-

nis von den langwierigen Vorbereitungen, Zurüstungen und Proben die einer solchen Aufführung vorangehen, müßte er zu dem Glauben gelangen, daß alles, was er vor sich sieht, plötzlich und auf einmal entstanden oder gewissermaßen vom Himmel herabgefallen sei. Ganz denselben Standpunkt muß dem wunderbaren Schauspiel der Welt und des Lebens gegenüber ein Beobachter einnehmen, der nicht imstande ist, mittelst der Brille der Wissenschaft hinter die Kulissen zu sehen und zu bemerken, wie dieses ganze Schauspiel nicht von heute oder gestern ist, sondern wie es nur den letzten Akt eines Dramas vorstellt, dessen Vorbereitungen und Ursprünge die Arbeit von Jahrmillionen in Anspruch geommen haben. Zwar haben einzelne tiefblickende Geister, wie z. B. ein Demokrit oder Epikur und ihr Nachfolger Lucretius Carus, oder ein Empedokles, oder ein Kapila den wahren Zusammenhang der Dinge in Folge geistiger Intuition bereits vor vielen Jahrhunderten geahnt, aber auch nur geahnt. Ihre Ansichten konnten nicht geistiges Gemeingut werden, weil sie dieselben nicht wissenschaftlich zu begründen vermochten, und weil der überwältigende Eindruck des augenblicklichen Schauspiels nicht bloß die Geister der großen Menge, sondern auch diejenigen der Gebildeten und Gelehrten allzu sehr in Fesseln schlagen mußte. Dieser fatale Umstand erstreckte seinen Einfluß noch bis auf die Zeiten von Locke, Hume und deren Geistesverwandten, welche bekanntlich dem philosophischen Apriorismus vergeblich den Krieg erklärten. Jetzt ist dieses alles infolge der riesigen Fortschritte des menschlichen Wissens und Erkennens anders geworden. Wir wissen heute, daß unser Wohnsitz, die Erde, mit allen ihren Wundern und Herrlichkeiten nicht ein plötzlich hervorgezaubertes Kunstwerk ist, sondern daß sie sich als einzelnes Glied unseres Planetensystems aus einem ursprünglich im Weltraum zerstreuten Urnebel auf Grund natürlicher Gesetze und Vorgänge und in unmeßbaren Zeitlängen bis zu ihrem heutigen Zustand entwickelt hat. Wir wissen heute weiter, daß die auf ihr lebende Organismenwelt ebenfalls nicht Erzeugnis eines plötzlichen schöpferischen Aktes ist, sondern daß sich dieselbe

aus den niedrigsten Anfängen heraus nach und nach an der Hand von Vorgängen und Einflüssen, welche kein Geheimnis mehr sind, wiederum unter Inanspruchnahme enormer Zeitlängen, bis zu ihrer heutigen Größe und Mannigfaltigkeit entwickelt hat. Wir wissen endlich, daß die Gesetze dieser Entwickelung auch für unser eigenes Geschlecht oder für die bis jetzt höchste Stufe jener Organismenwelt gültig sind, und daß unser menschlicher Hochmut sich damit bescheiden muß, unsere ältesten Vorfahren in der Schar der uns zunächst stehenden Tierwelt zu suchen und zu finden. Da nun weiter nachgewiesen ist, daß körperliche und geistige Entwickelung parallel gehen und daß auch die höchsten Geistesvermögen in niederen Regionen zu keimen beginnen, um sich stufenweise zu immer größerer Vollendung zu erheben, so bleibt kein Platz übrig für Annahme irgend einer Art von Präformation oder Vorherbestimmung, welche, unabhängig von der Erfahrung, jene Geistesvermögen haben erstehen lassen. Die von den Philosophen angenommene Apriorität oder Voraussetzungslosigkeit gewisser Grundbegriffe des Denkens kann sehr gut mit der ehemaligen und jetzt gänzlich verlassenen Präformationstheorie der sog. Evolutionisten in der organischen Naturwissenschaft, speziell der Entwickelungsgeschichte, verglichen werden. Denn hier wie dort wird ein ursprünglich Fertiges und Feststehendes als vorhanden angenommen, während in Wirklichkeit nur eine jedesmalige, durch die Vorgänge der Vergangenheit bestimmte Entwickelung oder Neubildung aus den Urelementen stattfindet, daher die Theorie der sogenannten Epigenese oder Nachbildung (Nachzeugung) diejenige der Präformation und der damit verbundenen Evolution (Auswickelung) nunmehr vollständig abgelöst hat. Da nun aber Mechanismus und Logik das Nämliche sind und da die Vernunft in der Natur auch die Vernunft des Denkens ist, so ist leicht zu begreifen, daß ganz dasselbe Verhältnis auch für die Entstehung der Denkformen und des Denkens selbst maßgebend sein muß. Die menschliche Vernunft oder Geistesthätigkeit ist nur der Spiegel, der das All zurückwirft, oder das letzte Resultat jener unaufhör-

lichen Wechselwirkung, welche der tierisch-menschliche Verstand seit undenklicher Zeit mit der Außenwelt unterhalten hat. Durch die millionenfache Wiederholung derselben Eindrücke, welche von jedem lebenden Wesen in jedem Augenblick seines wachen Lebens empfunden werden und welche durch absolut beständige und allgemeine Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt hervorgerufen sind, muß notwendig nach und nach eine Art geistiger Gewöhnung oder Disposition des Gehirns, in bestimmter Art thätig zu sein, erzeugt werden — eine Disposition oder Thätigkeitsbestimmung, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und zuletzt so automatisch wird, daß sie den Anschein einer von aller Erfahrung unabhängigen Angeborenheit erweckt. Oder — mit anderen Worten — es muß zuletzt ein bestimmter Zustand des Gehirns und seiner Funktionsweise erzeugt werden, der als das letzte Resultat fortgesetzter Erwerbung, Erfahrung und Vererbung erscheint. So kann allerdings der einzelne Mensch von diesen ihm überkommenen Formen des Denkens oder der Anschauung unmöglich sich frei machen, da er sie mit der Organisation seines Gehirns selbst übernommen hat; aber dennoch sind diese Formen nicht apriorisch im Sinne der theoretischen Philosophie, d. h. nicht vor aller Erfahrung, sondern nur apriorisch insoweit, als sie der Erfahrung des Einzelnen vorangehen. Mit noch anderen Worten: die angenommene Apriorität der Denkformen ist wahr für den einzelnen Menschen, aber unwahr für das Geschlecht!

Kant und seine Nachfolger haben den großen und zu zahllosen Irrtümern Anlaß gebenden Fehler begangen, daß sie den menschlichen Geist nur in seiner vollendeten Entwickelung und nicht in seiner Entwickelung selbst betrachteten; sie nahmen die Gesetze des Denkens und das Denken selbst als fertige Thatsachen hin, ohne nach der Art ihrer Entstehung zu fragen und namentlich ohne die Rolle der Erblichkeit bei Entstehung der Denkformen in Betracht zu ziehen. So oft Kant Begriffen begegnete, welche er nicht mehr in der Erfahrung wiederzufinden vermochte, entweder weil dieselben zu mannigfaltig oder zu sehr metamorphosiert waren,

verwies er sie (nach B. Suhles Ausdruck) in seinen „Feentempel Apriori“, wo die zwölf Stammbegriffe des reinen Verstandes, darunter auch der als reiner, von aller Wahrnehmung gänzlich unabhängiger Verstandesbegriff betrachtete Begriff der Kausalität, als wesenlose Schemen thronen. Das Apriori selbst wird dabei nicht näher definiert, sondern als bekannt vorausgesetzt, während in der That dieser Begriff das Dunkelste des Dunkeln ist. Wenn Kant seine „reine Vernunft“ als das Vermögen definiert, welches die Prinzipien der Erkenntnis a priori an die Hand giebt, so kann von Prüfung oder Kritik nicht viel weiter die Rede sein; sie ist von vornherein abgeschnitten.. Sein bekannter Satz, daß alle Erkenntnis mit der Erfahrung anhebe, aber doch nicht aus ihr entspringe, ist unklar und enthält einen unlösbaren Widerspruch. Seine berühmte „Kritik der reinen Vernunft“, welche fortwährend soviel von sich reden macht, ist an und für sich eine Unmöglichkeit. Denn da es keine „reine Vernunft“ giebt, d. h. „ein Vermögen, welches die Prinzipien der Erkenntnis a priori an die Hand giebt“ (eigene Definition Kants), so kann es auch keine Kritik derselben geben. Vernunft ist vielmehr ein langsam und stufenweise erworbenes Vermögen, welches seinem Ursprung, wie seinem Umfang nach nur an der Hand der (einem Kant allerdings unbekannten) modernen Entwickelungstheorie begriffen werden kann. Seitdem man weiß, daß der Mensch, wie alles Lebende, den Gesetzen des allmählichen Werdens unterworfen, und daß alles, was er ist und hat, ein Geschenk der Natur selbst ist, kann er, sowohl seinem leiblichen, wie seinem geistigen Wesen nach, auch nur nach den natürlichen Gesetzen des Entstehens und Vergehens begriffen werden; und alle Spekulationen über dieses Wesen aus aprioristischen Gesichtspunkten oder aus der Machtvollkommenheit des reinen Gedankens sind gänzlich wertlos.

„Begriffe vor aller Erfahrung,“ sagt vortrefflich A. Wießner („Das Atom“, 1875, S. 23), „auf keinen Grund zurückführbare Formen unseres Auffassens kann es ebensowenig geben, wie Wirkungen ohne Ursachen. Daß wir uns nicht erinnern, wie wir zu

den Begriffen von Zeit, Raum und Kausalität gekommen sind, liegt nur darin, daß jener Erwerb der Epoche unserer Bewußtseins-Bildung angehört — nur die Genesis des Erwerbs ist in unserer Erinnerung erloschen."

Übrigens dürften, wie es uns scheint, die von Kant für apriorisch gehaltenen Denkformen von Raum und Zeit auch schon in der räumlichen Ausdehnung des Denkorgans und in dem zeitlichen Geschehen der Gehirnprozesse begründet sein, so daß es schon darum unserm Geiste unmöglich ist, sich in der Vorstellung von diesen Schranken frei zu machen, während selbstverständlich das Gesamtdasein als solches diesen Schranken nicht unterworfen ist. Auch Nägeli („Abstammungslehre") scheint dieser Meinung zu huldigen, wenn er sagt, „daß wir selber ein Stück Natur sind, und daß die Eindrücke, die wir von außen aufnehmen und verarbeiten, in unserm Nervensystem räumlich, zeitlich und kausalgesetzlich verlaufen, weshalb auch das Denken, wenn es richtig von statten geht, zu der Erkenntnis von dem kausalen Zusammenhang, sowie von Raum und Zeit führen muß."

Was insbesondere das nach Kant angeborene, angeblich von aller Erfahrung unabhängige Kausalitätsbedürfnis betrifft, so ist dasselbe nur dem Denker oder Forscher geläufig, dem Ungebildeten oder dem Volke dagegen fremd. Während das Gefühl des ursächlichen Zusammenhangs im Tiere noch sehr unbestimmt ist, steigert es sich im Menschen und gelangt erst nach langer Erfahrung und Übung allmählich zum Bewußtsein. „Das volle und klare Bewußtsein des allgemeinen Kausalitätsgesetzes aber kommt nur in sehr wenigen Menschen zum Durchbruch, so daß selbst die Mehrzahl der Naturforscher es da und dort verleugnet, und daß mehrere Physiker erst in neuerer Zeit es in der Form des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft entdeckt zu haben glauben." (Nägeli, a. a. O.)

Wie mit den Denkformen, so ist es auch mit dem Denkinhalt. Es giebt keine Erkenntnisse a priori — ein Satz, womit nicht nur der Grundirrtum der Kantschen Philosophie aufgedeckt,

sondern auch die Unmöglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft nachgewiesen ist. Es ist ganz unmöglich, Urteile oder Vorstellungen a priori zu haben; es giebt nur Ergebnisse aus Erfahrung. Ohne Erfahrung keine Vorstellung! Sagt doch Kant selbst — freilich sehr im Widerspruch mit seinen sonstigen Äußerungen —, daß eine Erkenntnis aus dem reinen Verstande „lauter Schein" und daß nur in der Erfahrung die Wahrheit zu suchen sei!

Da nun aber Erfahrung nur mit Hilfe der fünf Sinne gemacht oder erworben werden kann (die sog. „innere" Erfahrung der Philosophen ist gleichbedeutend mit Apriorismus oder Erkenntnis aus dem reinen Verstande), so ist die Frage nach Wert und Bedeutung der Sinneswahrnehmung und der sinnlichen Erkenntnis von höchster Wichtigkeit. Ein Mensch, dem alle Sinne fehlten, könnte nichts Menschliches mehr an sich haben; er müßte das Leben einer Pflanze (mit Ausschluß der Empfindungspflanzen) führen. Aber auch nur der Besitz eines einzigen Sinnes würde, wie die Beispiele der blinden Taubstummen beweisen, das Bild bereits gewaltig ändern. Freilich sind es nicht die Sinne an und für sich, welche die Erkenntnis herbeiführen; es kommen noch zwei weitere Faktoren hinzu, von deren Zusammenwirken mit dem Sinnesfaktor der gesamte Wahrnehmungsvorgang und damit die Begriffsbildung abhängt. Es sind erstens der Gehirnfaktor und zweitens der Faktor des äußeren Objekts. Alle drei stehen untereinander in innigster Verbindung. Eliminiert man einen dieser Faktoren, so hört der ganze Mechanismus auf zu arbeiten. Ohne äußere Reize oder Eindrücke keine Empfindung; ohne Empfindung kein Weltbild; ohne Weltbild kein Denken oder keine Verstandesthätigkeit! Ohne Sinne keine Möglichkeit einer Aufnahme des Weltbildes, ohne Gehirn kein Platz oder keine Gelegenheit für dessen Aufnahme und Verarbeitung! Wenn auch nicht bei jedem einzelnen Gegenstand des Wissens oder Könnens dieses Verhältnis sofort leicht erkennbar in die Augen springt, so wird doch eine genaue Untersuchung in jedem einzelnen Falle die Richtigkeit obiger Sätze herausstellen und nachzuweisen imstande sein, daß

selbst die verwickeltsten Kombinationen unseres Denkens oder die mannigfaltigsten Ideenassociationen ihre letzte Quelle in ursprünglichen oder anfänglichen Sinneswahrnehmungen finden. „Mag das jenseit des Subjekts Liegende, das wir treffend denken wollen, der Erfahrung nahe oder fern liegen, stets ist es veränderter, umgeformter Erfahrungsstoff, wodurch wir uns jenes Gebietes bemächtigen.“ (Volkelt). „Mag daher eine Vorstellung noch so abstrakt sein, so findet sie ihre letzte Wurzel doch immer in sinnlichen Wahrnehmungen. (Piderit).

Selbstverständlich wird der dritte der genannten Faktoren oder der Gehirnfaktor seiner Aufgabe um so besser zu genügen imstande sein, je besser er organisiert ist, und je zahlreicher und bedeutsamer das Material ist, welches ihm durch die Sinneswerkzeuge zugeführt wird. Daher auch die Tiere, welche zum Teil schärfere Sinne haben, als wir, eben nur Tiere sind. Würden wir auch noch bedeutend schärfere oder selbst eine größere Anzahl von Sinnen besitzen, als gegenwärtig, so würden wir in unserer Erkenntnis nicht wesentlich gefördert werden, solange nicht die beiden anderen Faktoren eine wesentliche Erweiterung oder Verbesserung erfahren haben. Wenn schon ein einziger Sinn oder Empfindung und Tastgefühl hinreicht, um blinde Taubstumme menschlich denken zu lehren, und wenn umgekehrt die schärfsten Sinne der Tiere dieses nicht oder nur in sehr beschränktem Maße zustande bringen, so zeigt dies deutlich, daß es weit mehr auf Natur und Beschaffenheit der Denkmaterials und auf Verarbeitung desselben durch das Denkorgan ankommt, als auf die Güte und Zahl der Wege, durch welche jenes Material dem letzteren zugeführt wird. Daher wir auch imstande sind, die Täuschungen welche uns bisweilen die unmittelbare Sinneswahrnehmung vorspiegelt, wie z. B. bei Größe, Bewegung und Entfernung der Himmelskörper, durch die Überlegung als solche zu erkennen und zu berichtigen — freilich nur mit Hilfe oder mittelst Anwendung von Naturgesetzen, welche wir ihrerseits wieder nur durch Vermittelung oder als Folge von Sinneseindrücken kennen gelernt

haben. Die Trüglichkeit des Sinnenscheins im einzelnen wird daher gerade begründet durch die Untrüglichkeit desselben im allgemeinen.

Übrigens sollte man in einem solchen Falle eigentlich nicht von einem Trug der Sinne, sondern von einem Trug voreiliger wissenschaftlich nicht näher geprüfter Schlüsse sprechen, da uns die Sinne selbst das richtige Verhältnis zeigen und nur die richtige Erklärung des Verhältnisses fehlt.

Die spiritualistischerseits oft geäußerte Vermutung, daß unsere Sinne uns vielleicht nur über einen sehr geringen Teil der Außenwelt oder Wirklichkeit Aufschluß geben, und daß die wirkliche Welt weit über die von uns vorgestellte hinausrage, steht ganz in der Luft und, wie sogleich gezeigt werden wird, im Widerspruch mit den Grundsätzen der Entwickelungstheorie. Ganz im Gegenteil haben wir allen Grund anzunehmen, daß unsere Sinne uns nicht über einen Bruchteil, sondern über den weitaus größten und wichtigsten Teil der existierenden Welt genügend unterrichten, während unser Verstand die Aufgabe hat, das Fehlende zu ergänzen und damit unser „Weltbild" zu vervollständigen, oder aus dem, was beobachtet werden kann, auf das zu schließen, was wirklich ist. Wenn wir einen sechsten oder siebenten Sinn hätten, so würde uns die Welt darum nicht anders, sondern höchstens um ein Geringes reicher oder mannigfaltiger erscheinen; und wir würden vielleicht dasjenige unmittelbar wahrnehmen (wie z. B. die Wirkungen gewisser Naturkräfte), was wir jetzt nur durch Vernunftschlüsse oder mit Hilfe wissenschaftlicher Apparate wahrnehmen. Jedenfalls ist es undenkbar oder unmöglich, daß ein solcher neuer Sinn uns eine Erkenntnis vermitteln würde, welche mit demjenigen, was uns die fünf Sinne bisher gelehrt haben, im Widerspruch stünde; es wäre dies ein unheilbarer Verstoß gegen die Harmonie der Weltordnung oder gegen die Allgemeingültigkeit der Naturgesetze. Wenn es Bewegungen in der Natur giebt oder geben sollte, welche wir weder durch unmittelbare Sinneswahrnehmung, noch durch Nachdenken oder Experiment zu

konstatieren imstande sind, so können diese Bewegungen nur solche sein, welche mit den uns bekannten in naturgesetzlichem Zusammenhang stehen, welche aber doch nicht stark genug sind oder gewesen sind, um einen Einfluß auf die Bildung der organischen Welt und damit unserer selbst auszuüben. Denn — und hier kommt wieder die Entwickelungstheorie zur bestimmenden Geltung oder zum Wort — der Mensch ist ja nicht, wie man früher annahm und auch annehmen durfte, ein plötzlich mit allen seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften erschaffenes und fix und fertig in die ihm an sich fremde Welt oder Natur hineingesetztes Wesen, sondern er ist selbst ein Naturprodukt und in innigster Verbindung und Gemeinschaft mit den ihn umgebenden Naturverhältnissen allmählich zu seinem heutigen Zustande herangereift. Mit anderen Worten — er ist entstanden durch allmähliche Entwickelung aus niederen Formen und durch stete Wechselwirkung mit der äußeren Natur selbst, so daß seine ganze Organisation in einem notwendigen und gesetzmäßigen Zusammenhang mit dieser Natur und deren mannigfachen Einflüssen auf lebende Wesen steht und stehen muß. Insbesondere ist dieses Verhältnis von der Entstehung der Sinnesorgane bekannt und wissenschaftlich dargethan. Dieselben haben sich ohne Ausnahme aus einzelnen Stellen der mit Empfindungsnerven versehenen Hautbedeckung durch langsame und allmähliche Ausbildung oder natürliche Züchtung im Kampfe um das Dasein entwickelt, und zwar veranlaßt durch die äußeren Naturbewegungen und den von ihnen ausgeübten Reiz selbst. Schon Goethe wußte dieses sehr gut, als er den tiefgedachten Ausspruch that: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken?"

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Sinne Produkte einer Art von Wechselwirkung zwischen der lebenden Substanz und den auf dieselbe geschehenden Einwirkungen der äußeren Natur sind — woraus gefolgert werden muß, daß für alle wichtigeren Naturbewegungen, welche unser Empfindungsleben berühren oder berühren müssen, auch entsprechende Wahrnehmungsorgane vorhanden sind, oder aber, daß im Laufe der Jahrmillionen, welche

Tier- und Menschengeschlechter bereits hinter sich haben, die natürliche Entwickelung des Empfindungslebens nicht vor sich gehen konnte, ohne die der Naturbewegung entsprechenden Wahrnehmungsorgane in das Leben zu rufen. Danach ist man berechtigt zu schließen, daß, wenn solche Organe nicht vorhanden sind, auch die entsprechenden hypothetischen Naturbewegungen entweder ganz fehlen oder aber in ihrem Verhältnis zur lebenden Substanz zu schwach oder zu latent sind, um eine ihnen entsprechende Reaktion jener Substanz hervorzurufen. Wenn wir bedenken, daß schon die allgemeine Empfindung, in specie der Tastsinn, hinreicht, um einem menschlichen Wesen Kenntnis von den wesentlichsten Eindrücken der Außenwelt zu verschaffen, so hätten wir eigentlich mehr Grund, von einem allzugroßen Reichtum als von einer allzugroßen Armut unserer Sinneswelt zu reden. Wissen wir doch, daß der trotzdem noch so überaus feine Geruchsinn des Menschen demjenigen der Tiere gegenüber einen Zustand der Verkümmerung darstellt, ohne daß dadurch unser Vorstellungsleben eine Einbuße erlitten hätte; oder daß Blinde oder augenlose Tiere ihren Mangel durch eine die Norm weit übersteigende Ausbildung des Tastsinns zu ersetzen verstehen.

Aus allem dem folgt auch, daß wir in Wirklichkeit gar keine anderen Sinne haben können, als diejenigen, welche wir in der That besitzen, und daß dieselben Formen der Sinnesorgane, unter einigermaßen gleichen Umständen, überall im Weltall die nämlichen sein müssen. Es ist daher reine Phantasterei, zu behaupten, daß, wenn wir andere Sinne besäßen, uns die Welt ganz anders erscheinen müßte. Sie kann uns nicht anders erscheinen, als so, wie sie uns selbst gebildet hat. Sie kann uns aber nicht bloß nicht anders erscheinen, sie kann auch nicht anders sein. Die bekannte Unterscheidung, welche von philosophischer Seite nach dem Vorgange Kants zwischen Schein und Wesen, zwischen Erscheinung und Ding an sich gemacht wird, beruht auf einer ganz irrigen Vorstellung. Denn mögen auch — was nicht geleugnet werden soll — die Dinge oder die materiellen Bewegungen der Außen-

welt erst innerhalb unserer Sinnesorgane eine Reihe von Eigenschaften oder Zuthaten empfangen, welche wir mit Unrecht ihnen selbst andichten, wie Töne, Farbe, Gerüche, Geschmack, ja selbst Wärme-, Licht- oder Druckempfindung u. s. w. — eine Sache, die übrigens schon den ältesten griechischen Philosophen, noch besser einem Hobbes, Locke, Cartesius u. s. w. bekannt war —, so sind doch jene Bewegungen oder die Dinge überhaupt darum nicht minder real oder wirklich und bilden in der Form anschaulicher Vorstellungen das unerläßliche Fundament oder Material unserer gesamten Erkenntnis. Jede Bewegung, mag sie an sich noch so groß oder noch so klein sein, hat für uns reale und objektive Wahrheit. Wenn, wie die Idealisten behaupten, die Sinnesempfindung ein bloß subjektiver Zustand ist und der Wirklichkeit der Dinge nicht entspricht, oder wenn, wie Lange in seiner Kritik des Materialismus sagt, der naive Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinungswelt verdrängt werden muß, so giebt es überhaupt keine Erkenntnis, keine objektive Wahrheit, keine Wissenschaft mehr; und alles Suchen nach Wahrheit ist vergeblich, da wir ja niemals wissen können, ob dem, was uns die Sinnenwelt vorspiegelt, eine Wirklichkeit, oder wenn dieses dennoch angenommen wird, welche Art der Wirklichkeit ihm entspricht. Aber die Sinne machen diesen Gegensatz nicht, sondern nur der grübelnde Verstand. Es ist geradezu undenkbar oder unmöglich, daß die Welt wesentlich anders sei als so wie sie der Mensch erfaßt, weil derselbe, wie bereits hervorgehoben, selbst nur ein Teil oder Stück dieser Welt oder ein Naturprodukt ist, und weil, wenn die Welt anders wäre, auch er selbst ein anderer sein müßte. Auch sind ja unsere Sinnesempfindungen, welche erst durch die Gehirnthätigkeit zu einer sinnlichen Wahrnehmung werden und dem Verstande das Material zu weiterer Verarbeitung liefern, nichts für sich bestehendes, nichts von der Außenwelt Unabhängiges, sondern jedesmal veranlaßt durch ganz bestimmte und an sich sehr verschiedene Bewegungen dieser Außenwelt — Bewegungen, welche mit denjenigen, die in unserm Innern vor sich gehen, in einem bestimmten und

gesetzmäßigen Zusammenhang stehen müssen. Es sind in uns, wie Nägeli sehr richtig bemerkt, die nämlichen Kräfte thätig, es herrschen in uns dieselben Gesetze, wie in den Dingen außer uns; und „die scheinbare Apriorität allgemeiner Vorstellungen beruht darauf, daß in dem Subjekt als Teil des Ganzen die nämliche Gesetzmäßigkeit, die nämliche Logik gebietet wie in dem Universum."

Die Kant'sche Theorie von dem „Ding an sich" beruht, wie Wießner (a. a. O.) richtig bemerkt, auf dem Wahne, „daß hinter den Dingen noch etwas Besonderes stecke, das von denselben gleichsam verdeckt werde und deshalb unserm Erkennen unzugänglich sei." In der That steckt hinter jedem Ding noch etwas von ihm Verschiedenes oder die anderen Dinge. Aber dieselben liegen nicht jenseit sondern diesseit der Erfahrung, sind nicht extra- oder transmundan, sondern gehören der erkennbaren Wirklichkeit an. Das „Ding an sich" ist ein reines Gedankending, eine Frucht metaphysischer Spekulation, kein Gegenstand der Erfahrung, mit dem sich die exakte Forschung zu beschäftigen hätte.

Aber selbst angenommen, daß alle vorstehenden Betrachtungen als hinfällig nachgewiesen werden könnten, und daß das Ding an sich als eine Wahrheit angenommen werden müßte, so könnte es doch für unser Denken und Meinen keinen Wert beanspruchen, da es für uns absolut unerkennbar sein würde und sich daher keinerlei Art von Wissenschaft darauf aufbauen ließe. Wer mit der letzteren nicht genug hat, kann sich auf diesem Gebiete ergehen, so oft und so weit er will, nur soll er die Welt nicht glauben machen wollen, daß seine Spekulationen und Geistersehereien ebenfalls Wissenschaft seien. Auch ist auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst noch so unendlich Vieles dunkel oder zu lernen und zu erforschen, daß man wahrlich nicht nötig hat, über die wissenschaftlich erkennbare Welt hinauszugehen und in unbekannte oder an sich unmögliche Fernen zu schweifen oder an unklaren Quellen zu trinken, während deren so viele klare fließen.

„Wahnsinn", so schrieb schon der alte Plinius, „in der That Wahnsinn ist es, aus der Welt gleichsam hinauszugehen und ge-

rade als wenn alles Inwendige schon bekannt wäre, nach dem außerhalb Befindlichen zu forschen, so als ob sich jemand mit dem Maße irgend eines Dinges beschäftigen könnte, der sein eigenes nicht kennt, oder als ob der menschliche Verstand das sehen könnte, was die Welt nicht faßt."





Christentum und Buddhismus.



Es ist eine eigentümliche Erscheinung unserer Zeit, daß das beinahe älteste Religionssystem der Erde, der Buddhismus, nachdem er lange Zeit hindurch so gut wie vergessen oder nur einem engeren Kreise von Gelehrten bekannt war, seit einigen Jahrzehnten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und zwar in einem solchen Grade, daß nicht nur eine reiche Litteratur über ihn entstanden ist, sondern daß sich auch in einigen europäischen Hauptstädten kleine Vereinigungen von Buddha-Verehrern in halb kirchlicher Form gebildet haben. Ob daran der skeptische Geist der Zeit, der mit den bisherigen Religionsvorstellungen nicht mehr zu harmonieren imstande ist, oder ob zufällige Umstände mehr Schuld sind, mag hier unerörtert bleiben. Genug, daß es so ist und daß dieses allgemeine Interesse es hinlänglich rechtfertigt, wenn man sich auch in nicht eigentlich gelehrten Kreisen näher damit beschäftigt, um so mehr, als mit dem Studium der Buddha-Lehre zugleich eine Frage angeregt worden ist, die für einen sehr großen Teil der lebenden Menschheit eine unmittelbar Herz oder Verstand gleichzeitig ergreifende Bedeutung hat. Es ist die Frage, ob und inwieweit unsere eigenen christlichen Glaubensvorstellungen mit den Lehren des indischen Weisen zusammen-

hängen, und ob sie nicht vielleicht als ein mehr oder weniger von ihm abhängiger oder wenigstens stark beeinflußter Glaubenskreis anzusehen sind. Auch über diese spezielle Frage hat sich bereits eine die hauptsächlichsten Kulturländer umfassende, wenn auch hinter der eigentlichen Buddha-Litteratur an Umfang weit zurückbleibende Litteratur entwickelt. In Deutschland hat sich namentlich Professor R. Seydel in Leipzig mit dem Gegenstand beschäftigt und das Resultat seiner vergleichenden Betrachtung in zwei Schriften niedergelegt. Auch Dr. Hübbe-Schleiden hat ein Schriftchen unter dem Titel „Jesus ein Buddhist“ veröffentlicht.

In England hat Arthur Lillie in einer Schrift über den Einfluß des Buddhismus auf das Christentum den Gegenstand sehr eingehend behandelt. Dasselbe geschah in Frankreich durch eine Schrift des Barons Harden-Hicky über biblische Plagiate durch mosaischen Brahmanismus und christlichen Buddhismus. Auch L. Jacolliot hat in einer — allerdings wohl nicht ganz zuverlässigen — Schrift die Spuren der „Bibel in Indien“ in sehr eingehender Weise nachzuweisen versucht. Die neueste Veröffentlichung dieser Art über die buddhistischen Ursprünge des Christentums ist die des verdienten französischen Orientalisten Léon de Rosny (1894), dessen Ansichten im wesentlichen ganz mit denen seiner Vorgänger zusammentreffen. Alle diese Autoren stimmen darin überein, daß sowohl die Buddha-Legende wie auch die buddhistische Morallehre eine solche Ähnlichkeit mit der christlichen Überlieferung und Moral zeigen, daß man notwendig auf die Vermutung ihres inneren und historischen Zusammenhangs kommen muß. Da nun der Buddhismus weit älter ist als das Christentum, so kann nur dieses von jenem entlehnt haben. Allerdings gehen die Meinungen über das eigentliche Alter des Buddhismus ziemlich weit auseinander; doch wird jetzt das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt von den Gelehrten ziemlich allgemein als die Geburtszeit des Buddha-Glaubens angenommen. Auch erfreute sich die Buddha-Lehre um die Zeit Christi bereits einer sehr weiten Verbreitung, dank dem hochgradigen Missionseifer ihrer Bekennen-

ner. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo hatten die Schüler Buddhas bereits die Himalajah-Gegenden, Kaschmir und die Insel Ceylon in Besitz genommen. Andere Missionäre waren in vorchristlicher Zeit in China eingedrungen, wo ein kaiserliches Dekret vom Jahre 64 n. Chr. den Buddhismus staatlich anerkannte. Von hier verbreitete er sich weiter nach Norden, nach Korea und Japan. Es wird sogar behauptet, daß die buddhistischen Missionäre in vorcolumbischer Zeit bis in die neue Welt vorgedrungen seien.

In occidentaler Richtung erreichen die Buddha-Lehrer über Kabul und Persien zunächst die Gegenden des Kaukasus. Im westlichen Persien soll es nach Wassieliew („Der Buddhismus") schon um das Jahr 450 vor Christo buddhistische Missionäre gegeben haben. Von Kabul aus erreichten sie Baktrien und Turkestan, von Kaschmir aus Tibet. Ja sogar in Norwegen will man nach Holmboë („Spuren des Buddhismus in Norwegen vor Einführung des Christentums") ihren Spuren begegnet sein. Auch Kleinasien, Ägypten und selbst Griechenland scheinen von den eifrigen Schülern Buddhas mit Erfolg besucht worden zu sein. Wenigstens sind nach Lillie auf alten indischen Inschriften, insbesondere auf denen von Dhauli, vier griechische Könige erwähnt, die ihren Unterthanen erlaubt haben sollen, der Religion des Königs Asoka (des Konstantins des Buddhismus, der ihn im dritten Jahrhundert vor Christo zur Staatsreligion erhob, nachdem er vorher ein erbitterter Feind des neuen Glaubens gewesen war) zu folgen. Zur Zeit Alexanders des Großen (356 — 323 vor Christo) muß der Buddhismus schon eine alte und im ersten Stadium der Entartung angekommene Religion gewesen sein. An die Stelle der einfachen philosophischen Lehre des Meisters traten allmählich die groben Legenden über seine Person und Lebensschicksale und die Verunstaltungen der Kirche, durch Anbetung von Heiligen-Bildern und Reliquien, sowie die Vermischung mit den unreinen Elementen anderer Religionen.

Bei dieser weiten Verbreitung des Buddhismus in vorchristlicher Zeit und bei dem Missionseifer seiner Bekenner, ferner bei

dem Umstand, daß schon zur Zeit des Königs Asoka eine so überreiche buddhistische Litteratur und eine solche Masse von Texten und Gesetzbüchern bestand, daß man zu dem vergeblichen Versuch genötigt war, das allein Echte auszusondern; endlich bei dem lebhaften Schiffahrt- und Völkerverkehr, der zu jener Zeit zwischen den indischen Ländern und dem Westen bestand, ist der innere Zusammenhang zwischen der Buddha- und der Christus-Überlieferung in keiner Weise unerklärlich oder zu verwundern. Es müßte im Gegenteil unsere Verwunderung erregen, wenn es nicht so wäre. Wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht, wie der berühmte Orientalist E. Burnouf, der behauptet, daß der indische Ursprung des Christentums heutzutage gar nicht mehr bezweifelt werden könne und daß der Weg des Buddhismus von Indien bis nach Jerusalem von Station zu Station nachzuweisen sei, so wird man doch die große und nahe Verwandtschaft der beiden größten und erfolgreichsten Religionssysteme der Welt nach Form und Inhalt nicht in Abrede stellen können.

Die Rolle der Vermittelung zwischen den beiden Systemen glaubt Herr Rosny hauptsächlich der bekannten Sekte der Essäer oder Essener, aus der Christus hervorgegangen zu sein scheint, zuschreiben zu sollen. Es besteht nach seiner Angabe eine frappante Ähnlichkeit zwischen den religiösen und sonstigen Gebräuchen der Buddhisten und der Essenisten, die übrigens nicht mit den ihnen nahe verwandten, von Philo und Josephus beschriebenen alexandrinischen Therapeuten oder Seelenärzten verwechselt werden dürfen. Die Therapeuten unterschieden sich von den Essenern, die einem düsteren kulturfeindlichen Pessimismus huldigen, durch höhere Bildung und größere Vorurteilslosigkeit. Nach Plinius bildeten die Essener eine Gemeinschaft von ganz besonderem Charakter. Sie lebten ohne Geld und ohne Weiber und rekrutierten sich durch Aufnahme von Proselyten und durch Adoption fremder Kinder, die sie ganz in den Anschauungen ihres Bundes erzogen. Als Vegetarier und bei ihrer großen Mäßigkeit sollen viele unter ihnen ein sehr hohes Alter erreicht haben.

Ihren Vegetarismus und ihren Hang zu strenger Mäßigkeit hatten sie gemein mit dem Philosophen Pythagoras, von dem einige Gelehrten vermuten, daß er ein Schüler Buddhas gewesen sei und seine Theorie der Seelenwanderung aus indischen Quellen geschöpft habe. Nach Leitner soll der Name Pythagoras vielleicht aus Bouddhagoras entstanden sein. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß die pythagoräische Doktrin verschiedene auffallende Ähnlichkeiten mit der zeitgenössischen Buddha-Lehre aufweist. Der berühmte englische Orientalist Colebrooke nimmt keinen Anstand, den Pythagoräismus als reinen Buddhismus zu bezeichnen. Nach Beider Lehren können die Menschenseelen nach dem Tode in andere Menschen oder in Tiere übergehen, — in Tiere als Strafe für schlechte Aufführung während des Lebens. Diese Strafe endigt mit Abwaschung in dem Flusse des Vergessens, was direkt auf den Weg zum Nirwana führt. Auch wird von beiden Weisen der Fleischgenuß perhorresziert.. Beider Lehren gipfeln in einem Moralsystem; und von beiden werden die Schüler einem strengen Noviziat unterworfen.

Was nun die Übereinstimmung zwischen Buddhismus und Christentum angeht, so weisen die genannten Gelehrten diese Übereinstimmung in ziemlich gleichlautender Weise zunächst in den Erzählungen über die Lebensschicksale der beiden Relionsstifter nach. Beide, Buddha und Christus, wurden von einer unbefleckten Jungfrau geboren, nachdem beide Gatten vorher durch himmlische Intervention von dem Glück, das ihrem Hause bevorsteht, unterrichtet worden sind und sich demütig fügen. Beider Mütter Leib war während der Dauer der von allerhand Wundern begleiteten Schwangerschaft durchsichtig, was in Bezug auf Christus aus gewissen mittelalterlichen Gemälden erhellt. Beider Geburt wird von wunderbaren Vorzeichen begleitet oder angekündigt. Beide Heilande werden als Söhne Gottes bezeichnet. Beide werden nach der Geburt von drei oder vier fremden Königen, die durch einen Stern auf ihren Weg geleitet werden, als das künftige Licht der Welt begrüßt. Ebenso werden beide von sich neigenden

Bäumen begrüßt. Beide teilen alsbald nach ihrer Geburt ihrer Mutter ihre hohe Mission mit. Beide begeben sich als Kinder in den Tempel und versetzen die gelehrten Priester durch ihre Antworten in das höchste Erstaunen. Erwachsen, bereiten sich beide auf ihre hohe Mission vor durch Fasten und einsame Meditation in der Wüste, und diese Gelegenheit benutzt der Teufel, um die an Körper und Geist Geschwächten schwerer Versuchung zu unterwerfen, der sie aber beide siegreich widerstehen und die sie mit denselben Worten zurückweisen. Nach dieser Probe erscheinen die Engel, um ihnen zu dienen.

In einem gewissen Stadium seiner Laufbahn sah sich Sakyamuni von seinen meisten Schülern verlassen, ebenso wie nach der Erzählung des Evangeliums Johannes (VI, 67) sich viele seiner Schüler von Jesus zurückzogen. Denen, die sich anschlossen, antworteten die beiden Stifter mit dem stehenden Satze: Folget nach! Dabei bevorzugten beide die Armen, Unwissenden, Unglücklichen und die Leute niederen Standes. Die Brahmanen warfen dieses ihrem großen Gegner ebenso vor, wie es später Jesus vorgeworfen wurde, daß er seine Schüler unter dem niederen Volk wählte. Unter beider Gefolge befand sich ein Lieblingsschüler und Einer, der den Meister verriet. Der verräterische Judas wird in der Buddha Sage durch den Anti-Buddha Devadatta repräsentiert. Buddha wie Christus haben zu kämpfen gegen die Inhaber der religiösen Weisheit ihres Landes, der Erste gegen die Travidyas oder Veda-Gelehrten, der Zweite gegen die Schriftgelehrten und Ausleger des mosaischen Gesetzes.

Der Ruf beider Neuerer verbreitet sich allmählich durch das Land und das Volk strömt ihnen in Masse zu. Der Triumpheinzug Buddhas in Radjagriha läßt sich demjenigen von Jesus in Jerusalem vergleichen.

Beide sind Gegenstand einer Verklärung. Beide waschen die Füße anderer Personen, Jesus die seiner Jünger, Sakyamuni die eines Mönches, dessen Körper durch Krankheit so entstellt war, daß alle seine Schüler ihn verlassen hatten. Beide versprechen

denen, die den Glauben haben, himmlische Belohnung und empfehlen die Taufe zur Ablösung der Sünden. Der Tod beider ist von einem großen Erdbeben und von himmlichen Erscheinungen begleitet.

Auch die Gleichnisse der Evangelien, namentlich das vom verlorenen Sohn, finden sich in den heiligen Büchern des Buddhismus und beziehen sich zumeist auf dieselben Gegenstände wie die christlichen. Auch die Beigabe von Wundern spielt bei beiden Religionsstiftern die nämliche Rolle, — nur mit dem Unterschied, daß diese Rolle im Christentum eine unmittelbare, im Buddhismus mehr eine mittelbare ist. Auf dem Wasser gehen, mit einem kleinen Vorrat von Speisen eine große Menge zufrieden stellen, den Meereswellen und dem Sturm gebieten und Ähnliches sind Wunderthaten, die beiden Stiftern besser zur Bekehrung der Menge dienen als die ausgesuchteste Moral und die überzeugendsten Gründe. In Indien wie in Palästina waren sie denn auch von demselben Erfolge begleitet.

Diese Ähnlichkeiten in dem Lebenslauf beider Stifter, denen übrigens noch viele minder wichtige an die Seite hätten gesetzt werden können, sind ohne Zweifel höchst bemerkenswert, aber doch nicht derart, daß daraus bindende Schlüsse für die Verwandtschaft beider Religionssysteme hergeleitet werden könnten. Ist es doch in keiner Weise verwunderlich, daß sich derartige Legenden an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten in gleicher oder ähnlicher Weise bilden oder daß die eine von der anderen entlehnt. Weit wichtiger für den Nachweis dieser Verwandtschaft ist die Übereinstimmung in den von beiden gelehrten Moral-Prinzipien. Beide, Buddha und Christus, begegnen sich in dem Kampf gegen hohle und äußerliche Werkgerechtigkeit und demgegenüber in der Betonung innerer Liebe, Tugend und Gerechtigkeit. Beide predigen in fast gleichlautenden Ausdrücken die Tugenden der Nächstenliebe, Sanftmut, Geduld, Verzeihung, Feindesliebe, des Mitleids, der Begierdelosigkeit u. s. w. Beide schreiben vor, Beleidigungen ohne Erwiderungen zu lassen und Böses mit Gutem zu vergelten.

Beide wollen für alle ein Gesetz der Gnade bringen, nach dem Prinz und Bettler auf gleicher Stufe stehen. Beide wollen Hilfe bringen den Armen, Elenden und Gedrückten; beide eifern gegen den Reichtum. „Es ist schwer“, sagt Buddha, „reich zu sein und den Weg zum Gesetz zu lernen“, was ganz übereinstimmt mit dem bekannten Ausspruch Christi über die Schwierigkeit für Reiche, in den Himmel zu kommen. Beide predigen allgemeine Menschenliebe, Gleichheit vor dem Gesetz und betonen, daß ihre Lehre für alle Menschen bestimmt sei. „Die eine Lehre“, sagt Buddha, „ist für alle, wie die Strahlen der Sonne und der Glanz des Mondes, die für die ganze Welt leuchten, für den Guten wie für den Bösen, für den Hohen, wie für den Niedrigen“, und stets wird von ihm die Macht der Liebe betont, — woraus sich ergiebt, daß dieses Prinzip nicht erst vom Christentum erfunden und in den Vordergrund gestellt worden ist. Auch das berühmte christliche Moralprinzip: „Was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch“ — findet sich eben so bei Buddha, nur in der negativen Wendung. Freilich war dieses Prinzip bereits dem persischen, chinesischen und egyptischen Glaubenskreise ebenso wohl bekannt wie das Prinzip der Liebe. Sogar der Versuch, die allgemeine Menschenliebe an Stelle der bloßen Pietät zum obersten Moralgrundsatz zu erheben, wurde bereits von dem chinesischen Philisophen Metsen im fünften Jahrhundert vor Chr. gemacht; und in dem Munde des Confucius sowie seines berühmten Zeitgenossen Laotse sind Sätze von so reinem evangelischen Klang entdeckt worden, daß die Jesuiten-Missionäre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, als sie in China vordrangen, ganz folgerichtig meinten, das Geheimnis des Christentums müsse den Chinesen schon ein halbes Jahrtausend vor Christo geoffenbart worden sein.

Auch in Bezug auf die Familie huldigen Buddha und Christus verwandten Ansichten. Sie verdammen zwar nicht ausdrücklich die Familie, aber sie betrachten sie beide als einen Notbedarf, den man besser entbehren könne. Die fleischlichen Leidenschaften,

die Sorgen des häuslichen Herds, sind für beide nur Hindernisse auf dem Weg zur Erlangung des wahren Heils. „Selig", so heißt es im Evangelium des Lukas XXIII,29, „sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste die nicht gesäuget haben". Daher empfehlen beide Stifter dem Gläubigen, seine Frau zu verlassen und sich von allem zu trennen, was ihm teuer ist. Während Buddha sagt, daß es besser sei, von keiner Frau begleitet zu sein, und wenn es selbst die Schwester wäre, will Jesus nur diejenigen als Eltern und Geschwister anerkennen, welche ihm folgen und glauben. „Ich bin gekommen", heißt es im Evangelium des Matthäus (X, 35), „zu trennen den Menschen von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter, die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter". Die Verleugnung der eigenen Familie durch Jesus ist bekannt. Seinen Schülern empfiehlt er vollständige Lossagung von Familienbanden (Lukas XIV, 26).

Wenn man die Ähnlichkeiten von Buddhismus und Christentum aufsucht, so darf man andererseits auch die Verschiedenheiten nicht übersehen. Hauptunterschied beider Religonen ist das Verhältnis zu Gott, den im christlichen Sinne der Buddhismus nicht kennt. Vielmehr sind die aus dem national-indischen brahmanistischen Religionssysteme zurückgebliebenen „Götter" dem Buddha untergeordnete, selbst der Erlösung bedürftige Wesen und dessen lobpreisende, singende und bittende Verehrer. Jeder durch sein Erlösungssystem zum Buddha Gewordene ist ebenso wie der Stifter selbst ein „Lehrer der Götter und Menschen", ein „Führer der Welt", und bedarf keines Gottes mehr über sich. Buddha heißt „das Wesen, das durch sich selbst existiert", sich selbst offenbart. Die Buddha-Gläubigen sind nicht Gottes, sondern Buddhas Kinder.

Disziplin, Moral und reine Humanität oder Tugendlehre sind die einzigen Vorschriften dieses merkwürdigen Religionssystems ohne Gott oder Gottesdienst, ohne Kultus, ohne Opfer, ohne Ceremonien, ohne Gebete — kurz ohne den ganzen gebräuchlichen Apparat der Religionen.

Man hat oft die Buddha-Lehre als reinen Atheismus bezeichnet. Aber der Ausdruck dürfte nicht ganz genau sein. Buddha kennt vielmehr Gott gar nicht; er spricht nicht von ihm, außer in höchst vager, unbestimmter Weise. Die Gottesidee scheint ihm für sein System eben so entbehrlich gewesen zu sein, wie sie es für Laplace für sein System der himmlischen Mechanik war. Dagegen wendet bekanntlich Jesus die Berufung auf Gott fast ununterbrochen an. Auch die Idee himmlischer Belohnung oder Strafe ist in beiden Religionssystemen grundverschieden. Nach Buddha hängt unser Heil nur von uns selbst und von unserer Aufführung im Leben ab, während im Christentum alles von der himmlischen Gnade oder Ungnade bestimmt wird. Ein ewiges Höllenfeuer straft für die Sünden des kurzen irdischen Daseins, und zwar so, daß das Reich des Satans unermeßlich ist, während die himmlische Seligkeit nur wenigen Auserwählten zuteil wird. Die Grundidee des Buddhismus über die Befreiung von den vier Übeln des Lebens, Geburt, Krankheit, Alter und Tod, und von den Qualen der sogenannten Wiedergeburt durch Eingehen in das berühmte (allerdings durch spätere Entartung in sein direktes Gegenteil umgewandelte) Nirwana bedeutet das gerade Gegenteil der christlichen Unsterblichkeits-Idee. Dagegen findet sich wieder das christliche Dogma von der Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist bei Buddha in der Form der „drei Kleinodien" von Buddha, Dharma und Samgha oder Gott, Gesetz und Kirche, d. h. Gemeinschaft der Gläubigen in Gedanken, Wort und Handlung, und ist entweder von hier oder von der brahmanistischen Dreieinigkeit von Brahma, Wischnu und Siva entlehnt. Bildlich stellten die Inder dieses Prinzip der Dreiheit in der Einheit durch die bekannte Figur des Kreises im Dreieck dar; dieser Darstellung entspricht im Christentum ungefähr das allsehende Auge Gottes.

Nach alledem kann man wohl nicht umhin, trotz dem sehr begreiflichen Widerspruch der christlichen Theologen, die unter allen Umständen dem Christentum seine Ursprünglichkeit und seinen Charakter als Offenbarungsreligion gewahrt wissen wollen, anzu-

erkennen, daß nach Maßgabe des allgemeinen Gesetzes der Geschichte, nachdem Nationen und Vorstellungen sich immer nur an der Stütze ihnen vorangegangener Vorbilder in die Höhe ranken, eine direkte oder indirekte Einwirkung buddhistischer Vorbilder auf die christliche Evangelien-Litteratur und die neutestamentlichen Schriften stattgefunden habe, — nur mit dem Unterschied, daß im Buddhismus alles natürlicher und motivierter zugeht. Namentlich zeigt nach Seydel die Apokalypse des Johannes eine poetische Verarbeitung der urchristlichen Gedanken, die ersichtlich unter der Herrschaft einer von Haus aus unhebräischen, dem östlichen Asien entstammenden Geschmacksrichtung steht und deren Überlieferung sich sehr leicht aus den zahlreichen Kultus- und Völker-Mischungen jener Zeit, sowie aus den bereits erwähnten Handelsbeziehungen zwischen Asien und den Mittelmeerländern, erklärt. Namentlich hatten Indien und Kleinasien schon sehr früh zahlreiche Verbindungen, die von der Welt-Mission des Buddhismus ohne Zweifel nach Kräften ausgenützt wurden. Aber nicht nur die Offenbarung des Johannes, sondern auch die Evangelien des Matthäus und Markus sind nach Seydel indischen, speziell buddhistischen Mustern nachgebildet.

Für den Verehrer und Bekenner des Christentums, für den überzeugten Christen, kann übrigens dieses Resultat in keiner Weise etwas Beängstigendes oder Entmutigendes haben. Der wahre Kern seines Glaubens bleibt trotzdem bestehen, — einerlei, ob Jesus ein mittelbarer Schüler des großen indischen Weisen war oder nicht. Die Wahrheit oder Innigkeit des religiösen Glaubens kann nicht Not leiden oder gar zu Grunde gehen unter der Erkenntnis der weltgeschichtlichen Erfahrung, daß der Stamm des Glaubens zu allen Zeiten ähnliche oder gleiche Blüten getrieben hat.





Das Christentum und die Familie.



Daß der Stifter des Christentums ein Feind der Familie und Freund der Ehelosigkeit war, erhellt aus verschiedenen Stellen der Evangelien. Als seine Eltern ihn zu sehen verlangten, folgte er ihnen nicht, sondern blieb im Tempel, indem er erklärte, daß der Dienst des himmlischen Vaters der Kindespflicht vorangehen müßte. Seine Mutter wies er mit den unkindlichen Worten zurück: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen.“ Als er eines Tages das Volk lehrte und während seiner Rede von seiner Mutter und seinen Brüdern gerufen wurde, fragte er, unwillig über die Störung: „Wer sind meine Mutter und meine Brüder?“ und gab sich selbst Antwort, indem er seine Jünger als solche bezeichnete. (Markus 3, 31—35; Lukas 8, 21). Nach Lukas (14, 26) machte er sogar den Haß gegen die eigenen Eltern und Geschwister zur Bedingung seiner Nachfolge. „Wenn jemand mir nachfolgen will und hasset nicht seinen Vater, seine Mutter, Weib, Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“

Dieses Beispiel der Familien-Verleugnung blieb nicht unbefolgt. Mit grausamer Herzlosigkeit verließen „um Christi willen“ Kinder ihre Eltern, Eltern ihre Kinder, Geschwister ihre Geschwister,

um in der Einsamkeit der Wüste oder des Klosters sich besser mit dem eigenen Seelenheil beschäftigen zu können. Vergeblich machte die Mutter des heiligen Theodosius eine weite Reise, um ihren Sohn noch einmal in seiner Klosterzelle sehen zu können; er wies sie mit harten Worten zurück. Dasselbe thaten der heilige Pömen und seine Brüder ihrer Mutter, die ihretwillen eine mühevolle Reise in die ägyptische Wüste gemacht hatte. Der heilige Hieronymus ermahnte den Heliodorus, seine Familie zu verlassen mit den Worten: „Wenn auch Dein kleiner Neffe seinen Arm um Deinen Hals schlingt, wenn Deine Mutter mit aufgelöstem Haar ihr Kleid zerreißt, wenn Dein Vater auf der Schwelle vor Dir niederfällt — gehe über seinen Körper hinweg und fliehe mit thränenlosen Augen zu dem Zeichen des Kreuzes. In dieser Angelegenheit ist Grausamkeit die einzige Frömmigkeit.“ (Hieron. ep. ad Heliod., 14.) In Anlehnung an das Verhalten Christi gegen seine Mutter auf der Hochzeitsfeier zu Kana folgerte Bernhard von Clairvaux, daß nur für diejenigen, welche der Welt dienten, Pflichten gegen die Eltern beständen, daß aber diejenigen, welche Gott dienten, davon frei seien. Selbst wenn man Vater oder Mutter in der Hölle sieht, soll man sich nach der Ermahnung der heiligen Katharina von Siena „nichts darum sorgen.“ Die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen mühte sich ab, aus Liebe zu ihrem Erlöser, ihr Herz den eigenen Kindern zu entfremden. „Gott ist mein Zeuge“, sagte sie in ihrer verrückten und verzückten Frömmigkeit, „selbst die geliebten, meinem Schoße entsprungenen Kleinen, die ich so zärtlich umfaßte, betrachte ich jetzt wie Fremde.“ Der heilige Kolumban verließ seine Mutter, die sich ihm zu Füßen warf, über sie hinwegschreitend mit den Worten Jesu bei dem Evangelisten Matthäus: „Hast Du nicht gehört: wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht wert.“ (Matth. 10, 37.) Der fanatische Bischof Philipp von Ferrara (in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts päpstlicher Legat in Deutschland) wandte sich von seinen Eltern und Brüdern mit den Worten ab: „Ich kenne

Euch nicht." Ähnliche Beispiele von fanatischer Verleugnung der Eltern- und Kindesliebe finden sich bei Eicken (Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung, Stuttgart, Cotta, 1887), dem wir Obiges entnommen haben, in Menge. Die weltverneinende Gottesliebe erstickte alle und selbst die edelsten Gefühle der Menschenbrust. Dazu kam, daß in der Zeit der Ketzerverfolgung die entsetzliche Furcht und Todesangst vor dem mordgierigen Wüten der Ketzerrichter die engsten Familienbande auflöste. Der Bruder beschuldigte den Bruder, die Frau den Mann, der Herr den Knecht der Ketzerei, um selbst dem Verdacht der Ketzerei zu entrinnen.

Daß unter solchen Umständen auch die Ehelosigkeit als ein großes Verdienst vor dem Herrn angesehen wurde, erscheint selbstverständlich; und wenn der priesterliche Fanatismus imstande gewesen wäre, die menschliche Natur umzukehren, so würde die Welt seitdem ausgestorben sein. Denn nicht bloß die Ehe, sondern weltliche Liebe überhaupt erschien verdammenswert. Aber kein Opfer, welches die asketische Religiosität der Kirche forderte, stand dem natürlichen Zuge menschlicher Empfindungen mehr entgegen, als die Entsagung irdischer Liebe. Auch hat kein kirchliches Gebot größeren Widerstand hervorgerufen, als das Keuschheitsgebot — zunächst von seiten des davon am unmittelbarsten getroffenen Klerus selbst. Als Papst Gregor VII. auf der Fasten-Synode des Jahres 1074 das Verbot der Priesterehe, welches schon seit dem vierten Jahrhundert für die drei höheren Priestergrade durch Synodalbeschlüsse bestanden hatte, erneute und den verheirateten Priestern ohne Ausnahme gebot, entweder ihr Amt aufzugeben oder ihre Frauen zu verlassen, erhob sich der gesamte Priesterstand mit heftigem Unwillen dagegen. Es gab heftige Auftritte und förmliche Aufruhr-Scenen gegen die Bischöfe und Äbte, welche zum Gehorsam gegen das päpstliche Gebot aufforderten. Die berühmte Geschichte von Abälard und Heloise ist wohl die beste Illustration der entsetzlichen Seelenkämpfe und der traurigen Folgen, welche ein solches Gebot hervorrufen mußte. Aber die Papstmacht

und der christliche Fanatismus siegten, und die frommen Frauen und Jungfrauen, welche sich Gott ergeben hatten, mußten sich ebenso mit der Liebe des himmlischen Bräutigams, wie die frommen Männer mit der Liebe der heiligen Jungfrau begnügen. Die verzückten Phantasien, welche mit dieser himmlischen Liebe verbunden waren, und welche die gedachten Geliebten mit allen Reizen der Sinnlichkeit ausstatteten, sind bekannt. Selbst junge Eheleute sollen der Legende zufolge so weit gegangen sein, in keuscher Enthaltsamkeit zu leben.

Das Verbot der Priesterehe hat sich bekanntlich in katholischen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten, während die Befolgung des Gebots der Keuschheit und Ehelosigkeit von seiten des Laientums wohl nur noch in sehr vereinzelten Fällen als etwas Verdienstliches und dem Himmel Wohlgefälliges angesehen werden mag. Man ersieht daraus, wie weit sich die Anschauungen der Gegenwart von denen der ersten Jahrhunderte des Christentums und des Mittelalters entfernt haben. Heutzutage betrachtet man Ehe und Familie als die festesten Stützen privater und öffentlicher Tugend und Ordnung. Auch läßt man es nicht an der Behauptung fehlen, daß diese beiden am sichersten auf dem festen Boden des Christentums ruhten. Die Frage, ob und inwieweit diese Behauptung gerechtfertigt ist, mag sich jeder an der Hand des Vorstehenden selbst beantworten.





Christentum und Wissenschaft.



Der große Apostel Paulus, der eigentliche Vater des Christentums, hat bekanntlich den Ausspruch gethan: „Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bei Gott“ (I. Kor. 3, 19) und hat damit das feindliche Verhältnis der neuen Religion zu den weltlichen Wissenschaften deutlich gekennzeichnet. Seine Nachfolger, die christlichen Kirchenväter, folgten ihm darin getreulich nach. Tertulian, der Autor des berühmten oder berüchtigten Credo quia absurdum (Ich glaube, obgleich es unsinnig ist) sagt bekanntlich: „Wißbegierde ist nach Jesus Christus, Forschung nach dem Evangelio nicht mehr nötig.“ Am vollständigsten spricht sich der Kirchenschriftsteller Lactantius (viertes Jahrhundert) in dieser Beziehung aus. Für ihn erscheint es gegenüber der christlichen Erkenntnis völlig gleichgültig, ob die Sonne groß oder klein, ob die Sterne feststehen oder sich bewegen, wie groß die Erde sei, u. s. w. Die Behauptung, daß die Erde eine Kugel sei, erscheint ihm als der Einfall eines Witzboldes; es verlohne sich gar nicht, solche Thorheiten weiter zu besprechen. „Welche Seligkeit“, sagt er wörtlich (Div. Instit., lib. 3, Kap. 8) „werde ich denn gewinnen, wenn ich weiß, wo der Nil entspringt, oder was die Physiker vom Himmel faseln?“ In ähnlicher Weise sprach sich der

fanatische Kirchenvater Augustinus (354—430) aus. Alle Wissenschaft hat für ihn nur Wert, insofern sie zur Erkenntnis Gottes zu führen imstande ist; alle außerhalb dieses Zwecks liegende Erkenntnis ist unnütz und nur Hemmschuh der religiösen Erbauung. Unwissenheit wurde als eine Vorbedingung der Frömmigkeit angesehen. Noch sechshundert Jahre später erklärte Damiani, der Kanzler des großen Papstes Gregor VII., welcher die Papstmacht auf ihre höchste Stufe gehoben und den berüchtigten Gang Heinrichs IV. nach Canossa veranlaßt hat, alle weltliche Wissenschaft für „Thorheiten und Possen.“ (Op. 45 praef., op. 13, 11.) Mehrmals ergingen Synodal-Verbote gegen das Studium der weltlichen Wissenschaften an den Klerus. Ja, es wurde dieses Studium geradezu für Sünde erklärt und mit Strafen belegt. Im Jahre 1209 erließ die Pariser Synode ein Verbot gegen das Lesen des Aristoteles, nachdem die Synode von Rheims 1131 dem Ordensklerus das Studium der Jurisprudenz und Medizin verboten hatte. Ähnliche Verbote ließen sich in Menge anführen. Wenn hier und da das Studium der Klassiker erlaubt wurde, so geschah dies nur der Form, nicht des Inhalts wegen. Der christliche Glaube war wichtiger als alle Erkenntnis; man huldigte einem förmlichen Fanatismus der Unwissenheit. Die Philosophie war aller Selbständigkeit beraubt und konnte nur in der Form der sog. Scholastik als ancilla theologiae (Magd der Theologie) ihr Leben fristen. In der Naturwissenschaft galt nur die sog. deduktive Methode, welche alles von Gott ableitete, während die heute geübte induktive Methode ganz unbekannt war, woraus denn die tollsten Verirrungen folgten. Die Zergliederung der Leichen war nicht erlaubt wegen des Dogmas von der Auferstehung der Leiber. Statt Arzeneien dienten Gebete und Berührungen mit den Reliquien der Heiligen. Der sog. anthropozentrische und geozentrische Irrtum standen in höchster Blüte. Die Erde war der Mittelpunkt des Weltalls, um welchen sich alle Gestirne bewegten, der Mensch der höchste Zweck der Schöpfung, für den alles geschaffen war. Die allmächtige

Kirche stellte die Sonne, der untergeordnete Staat den Mond vor. Oberhalb der Himmelssphären war der Himmel oder der Aufenthalt der Seligen, in den Tiefen der Erden die Hölle. Jerusalem, als der Geburtsort Christi, bildete den Mittelpunkt der Erdscheibe. Freude an der Natur gab es nicht um ihrer selbst willen, sondern nur in religiösem Sinne. Als die heilige Katharina von Siena rote Blumen erblickte, wurde sie dadurch nur an die roten Wundenmale Christi erinnert. Sogar den Tieren schrieb man religiöse Empfindungen zu und erfand zum Beweis dessen die lächerlichsten Anekdoten von Löwen oder wilden Tieren, die sich vor Heiligen wie schweifwedelnde Hunde benahmen. Überall sah man nur Beziehungen der Natur zum Übersinnlichen, indem man dieselbe für ein vom Finger Gottes geschriebenes Buch ansah. (Wobei freilich gar manche Seite dieses Buches, z. B. die Ungeziefer- oder Krankheits-Seite, besser ungeschrieben geblieben wäre!)

Die Geschichtsschreibung bemühte sich nur um das Leben der Heiligen und die Auslegung geschichtlicher Begebenheiten nach kirchlichen und biblischen Begriffen. Die ganze Geschichte lief nur auf den göttlichen Endzweck der christlichen Erlösung hinaus. Die weltlichen Herrscher wurden beurteilt je nach ihrer Hingabe an die Kirche. Das größte Scheusal war in den Augen der mittelalterlichen Geschichtsschreiber ein Tugendheld, wenn er der Kirche gedient hatte, der vortrefflichste Fürst aber ein Scheusal, wenn das Gegenteil der Fall war. Auch erlaubten sich diese Historiker im Interesse der Kirche jede Art von Fälschung und Legendenbildung.

Daß die Kunst (die dichtende wie bildende) damit Hand in Hand ging und nur Gefallen fand an religiösen Gegenständen und an Verherrlichung asketischer (selbstquälerischer) Tugenden, sowie der angeblichen Wahrheiten der jenseitigen Welt, ist zu bekannt, als daß es mehr als eines Hinweises bedürfte. Die Personen, Wunden und Leiden Christi oder der Jungfrau Maria oder der Heiligen und Märtyrer oder der Äbte, Bischöfe und

Päpste, die Leiden der Verdammten u. s. w. waren die Gegenstände, denen die Kunst ihre Kräfte widmete. Erst nach der Zeit der Kreuzzüge machte sich eine Reaktion geltend, wie z. B. im Nibelungenlied mit seinen Personen altgermanischer, von religiöser Sentimentalität weit entfernter Kraft, oder in der Gralsdichtung u. s. w.

Dieser kirchlich religiösen Sentimentalität gegenüber, welche über die Wunden und Leiden Christi Thränenströme vergießen konnte, ist um so unbegreiflicher die viehische Grausamkeit und erbarmungslose Wut, mit welcher man Andersdenkende oder angebliche Ketzer verfolgte und zu Tausenden und Abertausenden unter entsetzlichen Greueln zur größeren Ehre Gottes und der Religion hinmordete. Das Blut eines einzigen Menschen verwandelte sich in ein Meer von Blut, in welchem jeder Widerstand erstickt wurde; sein Leichnam in einen Berg von zerstückten und verbrannten Menschenleibern.

Erst die Reformation setzte diesem entsetzlichen Treiben eine halbe Schranke, rief aber zugleich jene von den Jesuiten geleitete Gegenreformation mit Feuer und Schwert hervor, welche sich in dem entsetzlichen dreißigjährigen Krieg austobte und Deutschland mit einer Flut von Leiden und Unglück überzog, von welcher es sich bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz erholt hat. Auch die damals ins Leben gerufene Glaubensspaltung dauert zum Unglück des Vaterlandes bis heute fort. —

Wer diese hier nur im knappsten Umriß wiedergegebenen Thatsachen und geschichtlichen Erinnerungen näher kennen lernen will, der nehme das vortreffliche Buch von Eicken: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" (Stuttgart, Cotta, 1887) zur Hand. Der verdienstvolle Verfasser ist kein Freidenker, sondern ein konservativer Mann und, wie es scheint, gläubiger Christ. Um so wertvoller sind seine ganz objektiv gehaltenen Ausführungen, welche an das bekannte Wort Friedrichs des Großen erinnern, daß man beim Studium der Geschichte den Eindruck empfange, als ob die ganze Welt von der Zeit Kon-

stantins des Großen bis auf Luther verrückt gewesen sei. Leider muß man sich bei Betrachtung der gegenwärtigen Zeitlage gestehen, daß die Nachwehen dieser Verrücktheit noch lange nicht überwunden sind und daß noch lange Zeit wird vergehen müssen, bis die Sonne der Wahrheit und einer wissenschaftlichen Weltanschauung die düsteren Nebel des Aberglaubens und der Unwissenheit ganz überwunden haben wird.





Virchow und der Darwinismus.



Die Abneigung unseres großen Pathologen Rudolf Virchow gegen die moderne Entwickelungs-Theorie und speziell gegen den Darwinismus ist nicht neueren Datums. Schon im Jahre 1870 veröffentlichte derselbe einen Vortrag über „Menschen und Affenschädel", in welchem er durch eine Vergleichung zwischen diesen beiden Arten von Schädeln zu dem Schlusse gelangt, daß „durch eine fortschreitende Entwickelung eines Affen nie ein Mensch entstehen könne." Im Anschlusse daran erfolgte dann im Jahre darauf 1871 bei Gelegenheit der Verhandlungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Schwerin die merkwürdige Äußerung, daß der Redner sehr zufrieden sein würde, wenn es gelingen sollte, einen schwarzen Menschenstamm mit allen charakteristischen Attributen der arischen Rasse zu versehen und ihn zu veranlassen, weiß zu werden, oder umgekehrt — woran sich dann die fast noch merkwürdigere Bemerkung schloß, daß der biblische Adam bis jetzt noch nicht gefunden worden sei.

Seitdem ließ Herr Virchow kaum eine der jährlichen Sitzungen der oben genannten Gesellschaft vorübergehen, ohne sich in ähnlicher oder verwandter Weise zu äußern und zu betonen, daß nur die direkte, bis jetzt nicht geglückte Auffindung eines ana-

tomischen und zweifellosen Mittelgliedes zwischen Mensch und Tier die Frage von der tierischen Abstammung des Menschen entscheiden könne — woraus dann die Tagespresse nicht versäumte, den Schluß zu ziehen, daß es mit dem Affenmenschen und dem Darwinismus nichts sei. Sogar in dem Vaterlande Darwins, in England, hat der geistvolle Arzt und Forscher geglaubt, seiner Abneigung gegen die neue Lehre Luft machen zu sollen. Von seiten der königl. Gesellschaft und anderen gelehrten Körperschaften Englands im Jahre 1892 mit reichen und wohlverdienten Ehren empfangen, hielt er einen Vortrag über Transformismus und Descendenz, welcher zuerst in einer englischen medizinischen Zeitschrift und später in autorisierter Übersetzung in Nr. 1 der Berliner klinischen Wochenschrift erschien. Nach Wiederholung seiner bekannten Einwände kommt der berühmte Patholog in diesem Vortrag zu dem verblüffenden Schluß, daß nach seiner Meinung jeder Fall von Descendenz im Sinne Darwins, d. h. jede Abweichung vom Typus des elterlichen Organismus, einen pathologischen (d. h. krankhaften) Vorgang darstelle.

Das gelinde Entsetzen, welches diese, oft selbst als „pathologisch" bezeichnete Äußerung in der gelehrten Welt hervorrief, muß ihrem Urheber einigermaßen auf das Gewissen gefallen sein. Wenigstens sucht derselbe in der Rede, womit er die 25. Allgem. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894) eröffnet hat, nach dem soeben veröffentlichten stenographischen Bericht den Begriff des Wortes „Pathologie" in einer Weise zu erweitern, welche jene Bezeichnung als zulässig erscheinen lassen soll. Aber die ganze Ausführung macht so sehr den Eindruck des Sophistischen, daß darauf näher einzugehen nicht der Mühe lohnt. Ein Gegner Virchows, Prof. Lehmann-Hohenberg in Kiel, sagt in einem in der dortigen naturwissenschaftlichen Gesellschaft gehaltenen, inzwischen im Druck veröffentlichten Vortrag, vielleicht zu scharf, daß die betreffende

Äußerung Virchows „vollkommen genüge, um den großen Pathologen in dieser Frage nicht mehr ernst zu nehmen.“

Der übrige Inhalt des Innsbrucker Vortrages zeigt, daß der Vortragende weit entfernt ist, von seiner in dieser Frage einmal eingenommenen Position auch nur das Geringste nachzugeben. Man könnte darüber hinweggehen und die ganze Sache bei einem Manne in Virchows Jahren entschuldbar finden, wenn nicht das hohe wissenschaftliche Ansehen des Mannes jedem seiner Worte in den Augen des großen Publikums ein Gewicht geben würde, das, wenn unwidersprochen bleibend, verwirrend auf dessen Urteil wirken müßte. Daher die folgende Auseinandersetzung.

Wir wollen dabei zunächst davon absehen, daß in der Auseinandersetzung über die prähistorischen Zeitalter der römische Schriftsteller Lucian, wie es scheint, mit Lukretius Carus verwechselt wird; es mag dieses ein Druckfehler oder ein lapsus calami sein.

Seinen Angriff gegen den Darwinismus beginnt Virchow indem er nach vorheriger Betonung der sozialen und sittlichen Wichtigkeit der Frage, wie der Mensch entstanden sei, von der „Affentheorie“ behauptet, daß man ebenso wohl, wie zu dieser, zu einer Elefanten- oder einer Schaf-Theorie hätte kommen können. Mehr hätte es nicht bedurft, um zu zeigen, daß Herr Virchow eine ganz falsche Vorstellung von der Entwickelungs-Theorie hat. Die Entstehung des Menschen aus einem Elefanten oder Schaf würde in der That ein Wunder sein, das keinem der kirchlichen Wunder etwas nachgeben würde; denn die anatomischen Verschiedenheiten sind hier so groß, daß an eine Umbildung in menschliche Formen auf natürlichem Wege auch nicht entfernt gedacht werden kann. Schon das Wort „Transformismus“, welches Herr Virchow in seiner Londoner Rede selbst acceptiert, will deutlich genug besagen, daß nur von einer Umbildung oder Weiterbildung nahe verwandter Formen die Rede sein könne. Daß nun aber unter allen tierischen Formen die äffische die uns am nächsten stehende oder am meisten verwandte ist, einschließlich

der auf der Bildung des Gehirns beruhenden Intelligenz, wird auch Herr Virchow nicht zu leugnen imstande sein. Wenn daher von einer Entstehung des Menschen aus einem tierischen Vorläufer die Rede ist, so kann nur an einen solchen gedacht werden, welcher auf gleicher Linie mit dem großen Geschlecht der Affen steht. Freilich ist dabei von seiten der Darwinisten nicht entfernt an eine der heute lebenden Affenarten gedacht, welche nur die letzten Ausläufer langer Entwickelungsreihen sind. Kein auch nur halbwegs unterrichteter Anhänger der Entwickelungstheorie wird es für möglich halten, daß aus der fortschreitenden Entwickelung eines heute lebenden oder wirklichen Affen ein Mensch werden könne. Wenn daher Herr Virchow in seinem 1870er Vortrag durch seine von einem ganz schiefen Gesichtspunkt ausgehenden Untersuchungen zu dem Schlusse gelangt, „daß durch eine fortschreitende Entwickelung eines Affen niemals ein Mensch entstehen kann“, so verkennt er ganz den eigentlichen Kern der Frage und verwechselt die individuelle Altersreife der heute lebenden Anthropoiden (menschenähnliche Affen) mit der genealogischen Entwickelung des äffischen Typus in der Vergangenheit. Ganz ebenso ist es mit den heute lebenden Menschenrassen, welche ebenfalls nur die letzten Endglieder uralter Entwickelungsreihen sind und an ihren Endpunkten ebensowenig in einander übergehen können, wie zwei Äste oder Blätter desselben Baumes, welche sich nebeneinander im Winde wiegen, aber ihren ersten Ursprung von einer weit entfernten Stelle des Stammes nehmen. Es ist daher gänzlich unverständlich, was Herr Virchow mit der Bemerkung sagen will, daß er sehr zufrieden sein würde, wenn es gelänge, schwarze Menschen in weiße und weiße in schwarze umzuwandeln. Wir unsererseits würden damit gar nicht zufrieden sein; denn eine solche Umwandlung würde alle Naturgesetze und die Prinzipien der Entwickelungstheorie mit einem Male über den Haufen werfen. Sah sich doch Herr Virchow nunmehr im Widerspruch mit obiger Äußerung selbst genötigt, in seiner Innsbrucker Rede ausdrücklich zuzugestehen, daß etwas, was einer Umwandlung

der Rassen ineinander auch nur ähnlich sehe, noch niemals beobachtet worden sei! Auch sein 1870 geäußertes eigentümliches Verlangen nach der Auffindung des biblischen Adam (!) hat er wohlweislich in Innsbruck nicht mehr wiederholen zu sollen geglaubt.

Die damit im Zusammenhang stehende, so häufig gehörte Forderung einer Zwischenform zwischen Mensch und Gorilla (dem menschenähnlichsten der menschenähnlichen Affenarten, soweit es den Bau der Gliedmaßen betrifft), welcher auch Virchow beizupflichten scheint, wird von Oskar Schmidt (Descendenzlehre und Darwinismus, S. 273 der 1. Aufl.), einem hervorragenden Zoologen als „unverständig“ bezeichnet, da es sich durchaus nicht um solche Zwischenformen, sondern um Formen handle, „welche zu einer gemeinschaftlichen Ausgangsform der heutigen Affen und des Menschen zurückgehen.“ Das Verlangen nach solchen Zwischenformen kann nach demselben Autor „nur von solchen Dilettanten erhoben werden, denen das Reich des Lebendigen in seiner Ganzheit ein verschlossenes Buch geblieben.“

Noch weit weniger verständlich, als das Vorstehende ist das stete Verlangen des Herrn Prof. Virchow nach der thatsächlichen Auffindung jenes urweltlichen Stammvaters oder jenes Proanthropos, aus welchem sich nach der Darwinschen Theorie einerseits das Affen-, andererseits das Menschen-Geschlecht entwickelt haben muß. Auch wenn derselbe nie gefunden werden sollte (eine Auffindung, die übrigens jeden Tag möglich ist), so würde dieses an dem feststehenden Satz der Entwickelungstheorie über den tierischen Ursprung des Menschen nicht das mindeste ändern. „Um die Abstammung des Menschen von einem tierischen Urahn, der die Charaktere des späteren Menschen und der späteren Affen in sich vereinigte, zu beweisen“, sagt Lehmann-Hohenberg (a. a. O.), „bedarf es der Auffindung des Proanthropos nicht. Es wäre gewiß sehr schön, wenn wir solche Reste fänden — eine Möglichkeit, die jeden Tag in Erfüllung gehen kann — allein das würde nichts mehr beweisen, als dasjenige, was vergleichende Anatomie,

Embryologie, Zellenlehre, Entwickelungsgeschichte u. s. w. bereits längst bewiesen haben. Jeder von uns trägt nicht nur den Proanthropos in sich, sondern noch viel ältere Vorstufen; unsere Ahnenreihe führt bis auf die Urzeugung zurück. — — — An fossilen Menschenresten besitzen wir leider zu wenig, um damit etwas Bestimmtes beweisen zu können. Der eigentliche Proanthropos muß auch viel älter sein, als die bisher gefundenen Menschenreste und ist vielleicht in den tertiären Ablagerungen zu suchen oder ist in Schichten begraben, welche jetzt vom Meere begraben und uns daher unzugänglich sind u. s. w."

Dazu kommt die leichte Zerstörbarkeit der Knochen der Landtiere, namentlich aber derjenigen des Menschen; es bedarf zu deren Erhaltung ganz besonders günstiger Umstände. Wo, fragt Hohenberg, sind die Menschenreste der volkreichen Städte des Altertums geblieben? Syrakus, in der Zeit seiner Blüte eine Halbmillionenstadt, ist auf festem Fels erbaut; aber keine Spur seiner ehemaligen Bewohner in erkennbaren Überresten ist erhalten geblieben; ihr Staub ist in alle Winde verweht. Auch auf unseren Friedhöfen überdauern die Menschenreste selten einige Jahrhunderte. Aber was wollen diese Jahrhunderte bedeuten gegenüber den Hunderttausenden von Jahren, welche über der Menschwerdung dahingegangen sein müssen!

Wenn daher Herr Virchow an der Hand einer sehr unpassenden Insinuation, da es sich hier nicht um unverständige Wünsche Einzelner, sondern um Wahrheit und Wissenschaft handelt, meint, „daß diejenigen, welche sehr gerne vom Affen abstammen möchten, ihre Zuversicht auf kommende geologische Entdeckungen richten, welche diesen Urvater ans Licht bringen würden", so ist dieses nur in einem sehr eingeschränkten Sinne richtig, da die Theorie von dem tierischen Ursprung des Menschengeschlechts mit oder ohne Urvater für wissenschaftlich und logisch Denkende feststeht. Auch die Empirie oder Erfahrung, auf welche sich Herr Virchow gegenüber der Spekulation fortwährend beruft (obgleich die Erfahrung niemals alle Fälle erschöpfen kann und für wissenschaft-

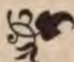
liche Verwertbarkeit der steten Hilfe der Theorie bedarf), spricht hier insofern ein gewichtiges Wort, als die jetzt noch bestehende Lücke zwischen Mensch und Tier durch neuere, von Herrn Virchow absichtlich ignorierte oder verkleinerte Funde sich von Tag zu Tag mehr verengt. Ich erinnere hier nur einerseits an die menschlichen Skelette von Spy und die Schädel von Dömitz, Tilbury, Graudenz, Harzburg, Kirchheim u. s. w., andererseits an die Auffindung der Reste des Anaptomorphus homunculus durch Professor Cope. Weiter an die immer genauere Bekanntschaft, welche wir inzwischen durch das Vordringen kühner Reisenden mit den wildesten der noch lebenden wilden Menschenstämme gemacht haben. Wenn wir nun hinzurechnen, daß die Fortschritte der Paläontologie (Vorwesenkunde) in den letzten Jahrzehnten uns mit einer solchen Fülle der merkwürdigsten Zwischen- oder Übergangsformen zwischen anscheinend weit von einander entfernten Tiergattungen (Reptil oder Kriechtier und Vogel, Wiederkäuer und Dickhäuter, Pferd und Tapir u. s. w.) neben den bekannten lebenden Übergangsformen einerseits zwischen Amphibium und Fisch, andererseits zwischen Amphibium, Vogel und Vierfüßer bekannt gemacht haben, daß das ganze große Gebiet kaum mehr zu übersehen ist, so wird man zugeben müssen, daß ein Übergang zwischen den einzelnen Gliedern der einander so nahe stehenden Ordnung der Primaten noch viel leichter möglich ist. Der Mensch bildet ja seinem körperlichen wie geistigen Wesen nach keine Ausnahme von der großen Gesamtnatur, sondern nur ein einzelnes, wenn auch das höchste Glied oder Erzeugnis derselben; und sein Erscheinen auf der Erde muß nach naturgesetzlichen Begriffen notwendig von langer Hand her und auf Grund entwickelungstheoretischer Vorgänge vorbereitet gewesen sein. Demjenigen, der das nicht anerkennen will, bleibt nur eine einzige Möglichkeit übrig: Es ist die Rückkehr zu der alten Schöpfungstheorie, welche ja bis auf Darwin das allgemeine Credo der gebildeten und ungebildeten Welt (mit wenigen vereinzelten Ausnahmen) gebildet hat. Schöpfung oder Entwickelung

— so heißt das Dilemma, zwischen welchem jeder, der sich eine Meinung in dieser Sache bilden will, notwendig zu wählen hat. Daß die Meinung der großen, wissenschaftlich nicht gebildeten oder unterrichteten Menge, welche überhaupt nicht wählt, sondern überlieferten Anschauungen folgt, auf der erstgenannten Seite steht, ist selbstverständlich. Daß aber ein Mann, wie Virchow, sich dieser Menge zugesellen sollte, erscheint um so unwahrscheinlicher, als ältere, in anderer Richtung gemachte Äußerungen des großen Gelehrten dem direkt entgegenstehen. Von jeher war man gewöhnt, denselben als eifrigen Vorkämpfer freisinniger und alte Vorurteile bekämpfender Ideen in Wissenschaft und Politik zu erblicken. Wie kann es nun kommen, daß er gerade in dieser Frage einem so retrograden Standpunkt huldigt? Freilich wird er das letztere nicht Wort haben wollen. Könnte man ihn fragen, ob er sich zur Annahme einer Schöpfung oder allmählicher Entwickelung entscheide, so würde er ohne Zweifel antworten, daß er keins von beiden thue, sondern daß er in dieser Frage auf dem bekannten Standpunkte der sogenannten Agnostiker in der Gottesfrage stehe, d. h. daß er seine vollkommene Unwissenheit über die Art der Entstehung des Menschen so lange bekennen müsse, bis ihm beweisende Fundstücke vorgelegt würden. Würden aber in der That solche Stücke gefunden und Herrn Virchow vorgelegt, so können wir zehn gegen eins wetten, daß er dieselben ebenso für „pathologisch“ erklären würde, wie er den Neanderthalschädel und jede Abweichung vom elterlichen Typus für pathologisch erklärt hat. Herr Virchow befindet sich daher in dieser Sache auf dem Standpunkte eines parteiischen Richters, welcher durch Zuschiebung unmöglicher Beweismittel die eine Partei der anderen gegenüber in Nachteil zu bringen sucht. Diejenigen, welchen damit ein Gefallen geschieht oder eine Freude bereitet wird, werden daher nicht aufhören, sich auf die Worte des berühmten Gelehrten zu berufen, während er selbst sich rühmen darf, dem Fortschritte wissenschaftlicher Aufklärung einen schwer zu beseitigenden Stein in den Weg geworfen zu haben. Die Wissenschaft selbst freilich

wird sich dadurch, daß man in konsequenter Verfolgung des Virchowschen Gedankens den ganzen Fortschritt des Menschengeschlechtes in körperlicher wie geistiger Beziehung für „pathologisch“ erklären müßte, in ihrem Gange nicht aufhalten lassen. Der große Darwin oder die von ihm neu aufgenommene Idee der Entwickelung, mittelst deren wir gegenwärtig ein Geheimnis der Natur und des Menschenlebens nach dem anderen auflösen, wird am Ende doch recht behalten.

Um aber schließlich noch einmal auf Herrn Virchow zurückzukommen, so legt seine in der Innsbrucker Rede enthaltene Behauptung, daß sich die heutige Anthropologie (trotz der von ihm selbst betonten sozialen und sittlichen Wichtigkeit der hier behandelten Frage) recht wenig mit derselben beschäftige, Zeugnis für eine wirklich bei einem solchen Manne unbegreifliche Verkennung der Sachlage ab. Denn was könnte einen gebildeten Menschen und damit die Wissenschaft der Anthropologie mehr interessieren, was könnte Verstand und Gemüt mehr anregen, als die Frage nach der Entstehung seines eigenen Geschlechtes auf Erden? Weit besser als Herr Virchow hatte sein Kollege, der Anthropolog Professor Herrmann Schaaffhausen in Bonn, das Gewicht dieser Frage begriffen, als er die denkwürdigen Worte niederschrieb, mit denen wir diesen Aufsatz schließen wollen:

„Den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben, ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebnis der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war.“





Die moderne Weltanschauung und der Mensch.



Die moderne Weltanschauung auf Grund der Entwickelungstheorie ist zwar noch sehr weit davon entfernt, Gemeingut der Gebildeten zu werden und wird wohl noch lange Zeit nötig haben, um den endlichen Sieg über den seit Jahrtausenden aufgestapelten Wust von Aberglauben und Unwissenheit davonzutragen. Dennoch erobert sich dieselbe unter der allerdings nicht großen Gemeinde urteilsfähiger Denker immer zahlreichere Anhänger, sogar unter solchen, welche unter den Nachwehen einer zelotischen Jugenderziehung zu leiden haben. Zu diesen nachträglich Bekehrten gehört auch der Verfasser der unter obigem Titel erschienenen Schrift,*) welcher, wie uns Prof. E. Häckel in einem einführenden Vorwort mitteilt, als Schüler desselben nur langsam im Laufe langjähriger ernster Studien und im schweren Kampfe mit liebgewordenen Glaubenssätzen seiner Jugenderziehung sich zur Klarheit seines in seinen Vorträgen niedergelegten Standpunktes emporzuringen vermochte. Allerdings hatte er von diesen Jugendeindrücken genug zurückbehalten, um in dem letzten seiner Vorträge

---

[1]) Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs Vorträge von Prof. Dr. E. Vetter. Jena, Fischer, 1894.

den oft gemachten Versuch einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben auf Grund Kantscher Theorien zu wiederholen. Dagegen steht er in seinen naturwissenschaftlichen Anschauungen — dank dem Einflusse seines berühmten Lehrers — ganz und voll auf dem Boden der Entwickelungstheorie, welche keinen Raum für Annahme irgend welcher übernatürlicher Einwirkungen übrig läßt, sondern eine lückenlose Kausalität oder Verknüpfung von Ursache und Wirkung zur Voraussetzung, sowie zum Ergebnis hat. Am einschneidensten offenbart sich das Kausalitätsprinzip in der unser Bewußtsein als Mensch am tiefsten berührenden Frage von der Entstehung unseres eigenen Geschlechtes auf Erden, welcher Frage denn auch der Verfasser nach Vorausschickung allgemein kosmischer und nur Bekanntes wiederholender Auseinandersetzungen die meiste Aufmerksamkeit zuwendet. Daß dabei die alte und gänzlich unwissenschaftliche Erklärung urmenschlicher Zustände aus Entartung oder durch Herabfallen aus ursprünglich höheren Kulturzuständen, respektive paradiesischen Zuständen, eine energische Abweisung erfährt, erscheint selbstverständlich. Vielmehr ergiebt nach Vetter die wissenschaftliche Forschung ein Bild von den Urbewohnern unseres Erdteiles, das nicht viel von paradiesischer Unschuld und Bedürfnislosigkeit erkennen läßt.

„Ein starkknochiges haariges Geschlecht, in Felshöhlen und Erdlöchern wohnend, nährten sie sich von kleinem und großem Jagdwild, Fischen, Wurzeln und Früchten des Waldes, scheuten aber auch nicht davor zurück, die Leiber ihrer erschlagenen Feinde zu verzehren und selbst deren Knochen zu spalten, um das geschätzte Mark daraus zu schlürfen; sie verstanden es, Feuersteinstücke und Knochensplitter zu Pfeil- und Lanzenspitzen und allerlei kleinem Gerät zurecht zu machen; sie fällten mit Gewalt und List selbst das riesige Mammut, das wollhaarige Rhinozeros und den fürchterlichen Höhlenbären, welche ihnen die Herrschaft streitig machten und bekleideten sich notdürftig mit den Fellen der erlegten Tiere u. s. w.

Hat so der Mensch seine ganze körperliche Ausrüstung bis

auf unbedeutende Einzelheiten von den höchsten Vertretern des Tierreiches fertig übernommen, so ist es auch nicht anders mit den geistigen Erscheinungen. Ihre ersten Spuren beobachten wir bereits bei jenen denkbar einfachsten Klümpchen protoplasmatischer Substanz, welche den frühesten Anfang bemerkbaren Lebens bilden. Trotz des Mangels jeglicher Organisation zeigen sie schon ein Unterscheidungs- und Wahlvermögen, welches aber nur scheinbar auf Freiwilligkeit beruht und vielmehr von chemischen und physikalischen Wirkungen abhängig ist. Von solchen Zuständen aus, denen aber noch viel einfachere vorangegangen sein müssen, „erhob sich dann die Tierseele zu dem Traumleben des Wurms, der Schnecke, zum dämmernden Bewußtsein des Fisches, des Kriechtiers und endlich zu der wahrhaft geistigen Thätigkeit beim Insekt, beim Vogel, beim Säugetier". Anfangs hängt die Thätigkeit des Lebewesens lediglich mit Reiz und Gegenwirkung zusammen. Aber je höher die Organisation eines Tieres wird, desto loser wird jener Zusammenhang, desto mannigfaltiger werden die Reize, desto empfindlicher die reagierenden Organe. Schritt für Schritt entwickelt sich an der Hand vorschreitender Arbeitsteilung jener Apparat des Nervensystems, welcher speziell mit den Seelenverrichtungen betraut wird, bis sich schließlich das seelische und geistige Leben in einem besonderen Mittelpunkt dieses Systems oder dem Gehirn konzentriert. Je vollkommener die Bildung dieses Organs im Einklang mit den dazu gehörigen Sinnesorganen wird, um so vielseitiger, lebhafter, gehobener wird auch das Seelenleben des Tieres, und desto deutlicher verrät es, daß es von „Bewußtsein" niederen oder höheren Grades begleitet wird.

Aber auch in sittlicher Beziehung hat das Tier dem Menschen mächtig vorgearbeitet und in einigen seiner Vertreter sogar eine Höhe erreicht, die der Mensch erst nach langen Umwegen zu erklimmen vermocht hat, so z. B. in der Fürsorge der Eltern für die Nachkommenschaft, in den Anfängen der Familien- und Gesellschaftsbildung, in der gemeinsamen Vereinigung zu gegenseitigem Schutz oder Nahrungserwerb u. s. w. Aber neben den sozialen

Tugenden, wie Großmut, Treue, Todesverachtung, Unterdrückung der stärksten natürlichen Triebe zum Besten der Allgemeinheit u. s. w., entwickeln sich auch soziale Laster, wie Eitelkeit, Neid, Herrschsucht, Tyrannei u. s. w. Jedenfalls hat die Soziabilität bei den Tieren als Endergebnis der Entwickelung ihrer sämtlichen Vorfahren bereits eine Stufe erreicht, welche sie dem Menschen ganz nahe bringt.

„Langsamen, zögernden Schrittes trat der Mensch aus der Tierwelt hervor.“ Als Hauptursache dieser epochemachenden Umwandlung nennt Vetter die allmähliche Annahme des aufrechten Ganges und freiern Umschau, welche zur Folge hatte: 1. Die Befreiung der Arme und Hände für Erfüllung anderer Zwecke als diejenigen der bloßen Fortbewegung; 2. die freiere Umschau; 3. die Befreiung der Brust und damit Entwickelung eines Organs für die Sprache. In der Fähigkeit des Sprechens liegt aber zugleich die Hauptursache der Entwickelung des Denkorgans oder des Gehirns zu geordnetem Denken, welches dem Menschen ein so großes Übergewicht über das Tier verleiht.

Die Idee natürlicher Verursachung oder kausaler Bedingtheit aller Erscheinungen schließt nach Vetter auch die Lehre anthropomorphistischer Einmischung in den Gang des Welt- und Menschenlebens vollständig aus. Allerdings lebt diese Lehre im Bewußtsein der großen Menge ungeschwächt weiter fort, aber mehr scheinbar oder theoretisch, als praktisch.

Leider konnte der Verfasser der schönen, hier besprochenen Schrift die Wirkung derselben auf seine Zeitgenossen nicht erleben. Kurz nach Vollendung derselben bezahlte er den Tribut, den wir alle der Natur schuldig sind, durch seinen, nach kurzer Krankheit erfolgten Tod im 45. Lebensjahre.





Naturforschung und Metaphysik.



Es scheint, daß das metaphysische Bedürfnis der menschlichen Natur oder das Bedürfnis, weiter zu sehen, als Natur und Erscheinungswelt dieses gestatten, auf keine Weise zu verbannen oder einzuschränken ist. Wie oft haben Philosophen oder Denker alter wie neuer Zeit der Metaphysik den Krieg erklärt, und jedesmal mit keinem oder nur zeitweisem Erfolg! Jene philosophische Resignation, welche das Resultat reifer Erfahrung und reifen Nachdenkens zu sein pflegt, ist eben nicht jedermanns Sache. Die Phantasie überwuchert gar leicht den Verstand und führt in der gelehrten Welt zur Aufstellung metaphysischer Systeme, während sie sich in der nichtgelehrten bald in religiösen, bald in spiritistischen Vorstellungen auslebt.

Als einen mächtigen Damm gegen philosophisch-theologische Ausschreitungen hat man bisher die in diesem Jahrhundert von so großen Erfolgen gekrönten Naturwissenschaften angesehen; denn die von ihnen nachgewiesene Gesetzmäßigkeit des natürlichen Geschehens auf Grund kausal verbundener Entwickelung schließt selbstverständlich jede metaphysische Durchbrechung dieser Gesetzmäßigkeit aus. Mag dabei im einzelnen auch noch so vieles unklar, unerklärt oder lückenhaft bleiben, so steht doch das Resultat im

großen ganz fest und damit die Befreiung von allen Vorstellungen alter wie neuer Zeit, welche damit nicht vereinbar sind. Über die genauere Art jener Gesetzmäßigkeit können freilich so verschiedene Begriffe und Auslegungen herrschen, daß sie leicht dazu benutzt werden können, um das Resultat selbst wieder in Frage zu stellen. Wer daher das metaphysische Bedürfnis in sich selbst stark genug empfindet, um hier anzuknüpfen, der wird sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen. So erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß sich aus dem Schoße der Naturforschung selbst von Zeit zu Zeit gelehrte Stimmen erheben, welche eine metaphysische Betrachtungsweise der Natur an die Stelle der bisher allein auf Grund des Kausalitätsgesetzes mit Erfolg geübten empirischen oder empiristischen zu setzen suchen. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn ein solches Verfahren philosophischer- oder theologischerseits geübt würde. Versuche dieser Art sind ja von dieser Seite bereits unzähligemale ohne Erfolg gemacht worden und werden immer wieder gemacht werden. Sie fordern keine ernstgemeinte Widerlegung heraus. Anders aber, wenn diese Versuche auf dem Boden der Naturforschung und Naturwissenschaft selbst, gestützt auf wissenschaftliche Erörterungen, zu Tage treten. Hier dürfte Stillschweigen Verrat an der guten Sache und Mißachtung derjenigen Teile des gebildeten Publikums sein, welche sich nicht imstande fühlen, das pro und contra aus eigenen geistigen Mitteln zu erwägen, aber doch das Bedürfnis, nach einiger Orientierung in diesen das Zeitbewußtsein so tief berührenden Fragen empfinden. Dieses zur Rechtfertigung des nun folgenden Versuchs, das versuchte Einbrechen der Metaphysik in die innerste Domäne der Naturforschnng durch zwei Redner der soeben abgelaufenen 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Lübeck zurückzuweisen.

Ehe aber auf den Inhalt der beiden Reden selbst eingegangen wird, möge die folgende Bemerkung über deren allgemeine Tendenz gestattet sein. Beide Redner gehen nämlich von der Absicht aus, einmal, wie Herr Rindfleisch will, „die aufdringliche Tyrannei

des Materialismus" zu brechen, und zum zweiten, wie Herr Ostwald will, den Materialismus „wissenschaftlich zu überwinden". Eine solche Absicht wäre ohne Zweifel, wenn erreichbar, sehr lobenswert, wenn überhaupt eine genügende Veranlassung dazu vorläge. Aber man fragt sich vergeblich, wie, wo und wann die angebliche Tyrannei des Materialismus bestanden habe, oder ob alle die zahllosen Schriften und Aufsätze, welche zur wissenschaftlichen Überwindung des Materialismus in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden sind, vergeblich geschrieben wurden? Fast aus jedem Winkel der zeitgenössischen Litteratur tönt uns die oft wiederholte Versicherung entgegen, daß der Materialismus teils aus inneren Gründen, teils an der Hand der Kantischen Erkenntnistheorie längst überwunden, abgethan, widerlegt und nur noch den Toten beizuzählen sei. Wenn darin Wahrheit liegt, so bleibt es unverständlich, warum der Versuch jener Überwindung immer wieder von neuem gemacht wird oder gemacht werden muß; und man muß zu der Vermutung kommen, daß der Tote immer noch nicht tot genug sei.

Als Verfasser dieses Aufsatzes vor nunmehr vierzig Jahren seine Schrift „Kraft und Stoff" veröffentlichte, welche gewöhnlich, wenn auch mit Unrecht, als die Bibel des Materialismus angesehen zu werden pflegt, stieß er auf einen solchen intensiven und extensiven Widerstand oder Widerspruch, daß von einer ernstlichen Besiegung desselben gar nicht die Rede sein konnte, und daß man im Angesicht der Ausbrüche allgemeinen Entsetzens oder Unwillens hätte denken sollen, daß so etwas in der Welt noch niemals dagewesen sei, während doch die materialistische Welterklärung eine der ältesten überhaupt existierenden ist und zu allen Zeiten Anhänger gefunden hat. Dabei waren die Vorstellungen, welche man sich von dem gefürchteten Gegner machte, die denkbar verschiedensten. Jeder der Geistesritter, welche sich die Bekämpfung des Materialismus zur Aufgabe gesetzt hatten, machte sich je nach Maßgabe seiner Phantasie eine so oder so gestaltete, mit allerhand Flitter eigner Erfindung aufgeputzte Puppe zurecht, auf die er

nun so lange losschlug, bis kein Fetzchen davon mehr übrig blieb. Triumphierend verkündete er dann, er habe den Materialismus für immer tot gemacht. Zwar lebt dieser im stillen weiter fort, und die angebliche „Bibel des Materialismus" erlebt immer neue Auflagen. Aber die öffentliche, durch so viele Angriffe und Anklagen erschreckte Meinung wurde ihm darum nicht günstiger, während die spiritualistischen Gegner zumeist das Feld behaupteten und nur vereinzelte, mehr oder weniger ängstliche Stimmen es wagten, sich auf seine Seite zu stellen. Auch die Vorreden, mit denen der Verfasser die späteren Auflagen seiner Schrift eröffnete, und die Einschränkungen, welche er sich selbst in diesen Auflagen auferlegte, änderten an diesem Zustand der Dinge nichts. Wie man nun unter solchen Umständen behaupten kann, daß ein zeitweiser Sieg, eine zeitweise Herrschaft oder Tyrannei des Materialismus bestanden habe, die nunmehr gestürzt worden sei, ist ganz unerfindlich; noch unerfindlicher, warum man jetzt noch nach diesem Sturz es von gelehrter Seite für notwendig oder angezeigt hält, an diesem Sturz weiter zu arbeiten.

Vielleicht erklären sich diese Mißverständnisse aus dem ganz falschen oder ungenügenden Begriff, den man mit dem Wort „Materialismus" zu verbinden sich gewöhnt hat. Denn gewöhnlich versteht man darunter eine philosophische Richtung oder Lehrmeinung, welche alle Erscheinungen der Welt und des Daseins aus den Eigenschaften oder Bewegungen der Materie ohne Zuhilfenahme eines leitenden Vernunftprinzips zu erklären unternimmt. Wenn nun eine solche Erklärung möglich wäre, so müßte sie gewiß mit großer Freude begrüßt werden. Denn die ewige, unstillbare Sehnsucht der Menschenbrust nach Lösung des großen Welträtsels wäre damit gestillt. Leider aber läßt uns in dieser Beziehung die materialistische Welterklärung ebensoviel zu wünschen übrig, wie die spiritualistische. Auch wird dieses Welträtsel von dem menschlichen Verstande niemals gelöst werden, da dieser die ihm von Natur und Erfahrung gesteckten Grenzen von Zeit, Raum und Kausalität, die das Weltall als solches nicht kennt,

nicht zu überspringen vermag, und da er sich, um dieses Rätsel lösen zu können, außerhalb derjenigen Welt befinden müßte, der er selbst angehört. Daher auch alle bisherigen Welterklärungen aus einem einheitlichen Prinzip, mag man nun es Materie oder Geist oder Gott oder Absolutes oder Ding an sich oder Weltseele oder Unerkennbares oder Wille oder Unbewußtes u. s. w. nennen, entweder an ihrer eigenen Unfähigkeit gescheitert sind oder aber genötigt waren, diese Unfähigkeit hinter leerem Wortschwall den Augen des Uneingeweihten zu verdecken. Daher denn auch der Materialismus als philosophisches System ebensowenig jener Aufgabe zu genügen vermag, wie alle übrigen philosophischen Systeme. Der menschliche Verstand, welcher Wahrheit sucht, muß sich damit begnügen, unter Beiseitelassung der erfolglosen Spekulation über Metaphysisches oder über die letzten Dinge, die ihn umgebende und ihn selbst bildende Natur nach ihren inneren und kausalen Beziehungen zu untersuchen, wobei er denn alsbald zur Erkenntnis jener Gesetzmäßigkeit gelangen wird, die im Eingang dieses Aufsatzes als das Ziel wahrer Forschung hingestellt wurde. Logik und Wissenschaft werden ihn alsbald davon überzeugen, daß alles, was aus dem Rahmen dieser Gesetzmäßigkeit heraustritt, auf Einbildung oder falscher Auslegung beruht. Die Frage, woher diese Gesetzmäßigkeit kommt, könnte dabei ganz außer acht bleiben, auch wenn uns inzwischen die Entwickelungstheorie nicht hinlänglich über diese Herkunft aufgeklärt hätte. Es ist genug zu wissen, daß sie existiert, und daß da, wo sie Lücken zeigt, dieses nicht Lücken der Sache, sondern nur solche unseres Wissens sind. Allerdings klammern sich die Gegner der natürlichen Weltordnung krampfhaft an diese Lücken, um den Begriff der metaphysischen Einwirkung oder, was dasselbe ist, des Wunders zu retten. Aber sie werden aus einer Position in die andere gedrängt, da das Licht der voranschreitenden Wissenschaft nach und nach auch die dunkelsten Ecken erleuchtet, in die sich der Glaube an Geister, Gespenster oder Wunder zu retten sucht, seien es nun solche des vulgären Spiritismus und Spiritualismus oder solche der Wissenschaft.

Denn auch die Wissenschaft hat ihren Wunderglauben oder ihre Gespenster, welche trotz ihrer Wesenlosigkeit ihren Fortschritt oft lange aufzuhalten imstande sind.

Als ein solches Gespenst kann der alte Glaube an die Lebenskraft bezeichnet werden, der, nachdem man ihn längst abgethan und begraben glaubte, in neuer Gestalt seine Wiederauferstehung feiern zu wollen scheint. „Neovitalismus“ oder Neulebenskraft heißt die Theorie, welcher Herr Prof. Rindfleisch von Würzburg in Lübeck das Wort reden zu sollen glaubte. Freilich konnte er dieses nur, indem er sich sogleich in metaphysische, d. h. über die uns bekannte Natur der Dinge hinausgehende Betrachtungen einließ. Denn die Einheit von Kraft und Stoff, welche in der Philosophie als Grundlage des „Monismus“ gilt, braucht nicht, wie es Herr Rindfleisch für unmöglich hält, aus dem Wesen jedes einzelnen dieser Begriffe heraus erfaßt zu werden, sondern sie ist einfach eine Thatsache, die wir als solche hinnehmen und in Rechnung ziehen müssen. Herr Rindfleisch findet es unbegreiflich, daß ein Atom, oder, was dasselbe sagen will, die Welt (da hier nur ein Unterschied der Größe besteht) sich selbst bewegen soll. In der That ist dieses unbegreiflich für jeden, der nicht, wie der vielgeschmähte Materialismus, die Bewegung für ewig und für ein unerläßliches Attribut der Materie hält. Der Unterschied, den Herr Rindfleisch zwischen angeblich lebendiger und angeblich toter Natur macht, ist ein längst aufgegebener. Es giebt keine tote Natur; der Unterschied zwischen organischer und unorganischer Natur besteht nur in der Art, Richtung und Intensität der Bewegung. Daß ein Vogel anders fliegt als ein geworfener Stein, ist freilich richtig. Aber diese Thatsache beweist ebensowenig, wie die Bewegungen des Protoplasmas, daß in der lebenden Natur andere Gesetze herrschen, als in der angeblich toten. Die Stoffe, die in beiden vorhanden sind, die Naturkräfte, welche in beiden herrschen, sind die nämlichen, und so kompliziert die Charaktere des Lebens auch sein mögen, so sind sie doch nichts mehr und nichts weniger, als Bewegungen der unter eigentümliche und hoch-

spezialisierte Bedingungen gebrachten Materie. Wo bleibt da Platz für eine besondere Lebenskraft? Daß wir bis jetzt nicht wissen oder nicht nachweisen können, wie und auf welche Weise die nicht-vitale Bewegung in die vitale umschlägt, beweist nicht das mindeste dagegen, daß diese Umwandlung nur eine natürliche, auf natürlichem Wege von statten gehende und von den allgemeinen Naturgesetzen bestimmte sein kann. Wer naturwissenschaftlich und nicht metaphysisch zu denken gewohnt ist, wird dieses nicht bestreiten können. Jede andere Art des Übergangs könnte nichts anderes sein, als ein Wunder oder ein übernatürlicher, ein metaphysischer Eingriff in den Gang des natürlichen Geschehens. Man wird zwar Herrn Rindfleisch kaum im Verdacht haben dürfen, daß er an wirkliche Wunder glaube; es wäre dies eines Mediziners und Naturforschers gar zu unwürdig. Aber dem Verdacht wird er sich nicht entziehen können, daß bei ihm eine geheime metaphysische Herzensneigung schließlich den Sieg über das wissenschaftliche Denken davongetragen habe. Denn der metaphysischste aller metaphysischen Begriffe ist derjenige, welchem Herr Rindfleisch am Schlusse seiner Rede, wenn auch in sehr gewundenen und zum Teil unklaren Ausdrücken, das Wort reden zu sollen glaubt. Ein Geistlicher auf der Kanzel hätte auf Grund eines bekannten, von Rindfleisch angezogenen Bibelspruchs ganz dasselbe sagen können, was hier der Naturforscher gesagt hat. Haben beide darin recht, so ist nicht einzusehen, warum man überhaupt noch Wissenschaft um ihrer selbst willen treibt, da in den Augen desjenigen, der alles weiß, alle menschliche Wissenschaft doch nur Thorheit ist. Wir stehen in Gottes Hand und haben ruhig abzuwarten, was er über uns beschließt — dies ist der letzte Schluß derjenigen Weisheit, welche, wie die des Herrn Rindfleisch, die „aufdringliche Tyrannei des Materialismus“ dadurch von sich abzuschütteln sucht, daß sie in das entgegengesetzte Extrem verfällt. Was aber speziell den Neo-Vitalismus anbelangt, so dürfte sich derselbe schließlich als nichts anderes herausstellen, denn als eine verunglückte Wiederaufwärmung des alten Vitalismus, der bekanntlich durch eine

lange Reihe so zersetzender Kritiken hindurchgegangen ist, daß er seine ehemalige Geltung in der Wissenschaft längst verloren hat. Seinem neugebackenen Nachfolger dürfte es nicht besser ergehen.

* * *

Von einem andern Standpunkt aus, bei dem aber die metaphysische Begriffsverwirrung noch wunderlichere Blüten treibt, unternahm der Vertreter der physikalischen Chemie an der Universität Leipzig, Herr Prof. Ostwald, auf der Lübecker Versammlung die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus, indem er den öfter gemachten Versuch wiederholte, diesem dadurch den Boden zu entziehen, daß er die Existenz der Materie selbst leugnete oder in Zweifel zog und sie durch einen unbestimmten Kraftbegriff zu ersetzen suchte. „Nicht die Materie“, so heißt es wörtlich, „ist das Wirkliche und die Energie (Kraft) nur das dazu Gedachte, sondern umgekehrt. Die Materie ist ein Gedankending, das wir uns nur konstruiert haben, um das Dauernde im Wechsel der Erscheinungen darzustellen. Das Wirkliche ist aber das, was auf uns wirkt, die Energie“. Zugegeben, daß das letztere richtig ist, so kann doch die Energie nicht als solche auf uns wirken, sondern nur in Verbindung mit materiellen Bewegungen, deren Ausdruck sie selbst ist, und welche wieder ähnliche Bewegungen in uns hervorrufen. Gedanken sind bekanntlich nicht möglich ohne solche Bewegungen in einem denkenden Gehirn, das, wenn Herr Ostwald recht hat, imstande ist, sich selbst oder seine eigene Materialität hinwegzudenken oder zu denken, daß das, was ist, in Wirklichkeit nicht ist. In der That, ein recht sonderbarer Gedanke oder eine Art von Selbstentmannung des Gehirns! Das Wort Energie oder, was dasselbe ist, Kraft[1]) ist doch wohl nur ein von unserm Gehirn gebildeter, von den Thatsachen abgezogener Begriff, mit dem wir die nächste Ursache der in der Natur vor sich gehenden

[1]) Vielleicht versteht Herr Ostwald unter „Energie“ nur sog. „lebendige“ Kraft, was aber in obiger Auseinandersetzung keinen Unterschied macht.

Bewegungen oder Thätigkeitsäußerungen bezeichnen, und von dem wir heute mit aller Bestimmtheit wissen, daß er keine für sich bestehende Existenz hat oder haben kann — während allerdings frühere Jahrhunderte an eine solche Existenz von der materiellen Welt unabhängiger Kräfte in sehr ausgedehnter Weise geglaubt haben. Aus einem solchen Begriff oder Gedankending eine materielle Welt mit allen ihren zahllosen Wundern und Existenzen, mit ihrer zeitlichen und räumlichen Unendlichkeit aufzubauen — ist ein Kunststück, das nur einem enragierten Metaphysiker, aber keinem Naturforscher gelingen kann, oder das nur dem Schöpfer aller Dinge möglich ist, der durch den bloßen Willen aus dem Nichts etwas schafft. Herr Ostwald meint, daß, wenn jemand einen Schlag mit einem Stock bekäme, er nicht diesen, sondern einen Energie-Unterschied empfinden würde. Eine recht bequeme Theorie für solche, die gern Schläge austeilen, unbequem nur für solche, die sie empfangen! Was würde Herr Ostwald sagen, wenn er sich über einen empfangenen Schlag beschweren und der Schlagende ihm sagen wollte: „Ostwald, bitte recht sehr! Der Stock, mit dem ich Sie geschlagen habe, war nach Ihrer eigenen Theorie nur ein Gedankending, und was Sie empfunden haben, war kein Schmerz, sondern nur ein Energie-Unterschied. Sie haben daher kein Recht, sich zu beklagen."

Herrn Ostwalds Standpunkt in Ansehung des Wesens der Materie scheint sich zu decken mit der bekannten Theorie der sogenannten „Kraftmittelpunkte", die eine antimaterialistische Naturphilosophie neuerdings an die Stelle der materiellen Atome zu setzen versucht hat. Kein gesunder Verstand aber wird jemals begreifen, wie ausdehnungslose Dinge (oder Kraftmittelpunkte) sich zu etwas Ausgedehntem aneinander sollen legen können, oder wie aus einem Unausgedehnten, Unkörperlichen, wie die Kraft als solche eines ist, ein Ausgedehntes, Körperliches, wie die Welt eines ist, werden soll. Herrn Ostwalds Standpunkt scheint sich, in seine letzten Konsequenzen verfolgt, bis zu jenem Solipsismus oder bis jener Leugnung der Realität der Außenwelt zuzuspitzen,

die in der Geschichte der Philosophie als Ausfluß des höchsten Subjektivismus oder transzendentalen Idealismus von Zeit zu Zeit eine wenig beneidenswerte Rolle gespielt hat, und welche Schopenhauer mit recht als „theoretischen Egoismus und Tollhäuslerei" bezeichnet. Herr Ostwald wird zwar als Naturforscher dieses alles nicht Wort haben wollen: aber wie will er einer solchen Konsequenz entgehen, wenn die materielle Welt nur Gedankending ist, und wenn es keine andere Quelle unseres Wissens, Denkens und Empfindens giebt, als die Wahrnehmung von Energie-Unterschieden? Die ganze Welt drängt sich alsdann in unserm Kopf zusammen, der nicht klar darüber werden kann, ob das, was er wahrnimmt oder zu erkennen glaubt, ja ob er selbst Schein oder Wirklichkeit ist[1]).

Zu solchen oder ähnlichen Konsequenzen muß man notwendig kommen, wenn man die Begriffe von Kraft und Stoff gewaltsam auseinanderreißt und auf eine gesonderte Betrachtung eines derselben seine Philosophie aufbaut, indem man nicht genug dafür sorgt, daß das Wort mit seinem Begriff übereinstimmt. Eine einseitige Betonung des Stoffes führt zum Materialismus, eine einseitige Betonung der Kraft zum Spiritualismus mit allen seinen verderblichen Konsequenzen. Eine Versöhnung zwischen diesen beiden Standpunkten ist eine Unmöglichkeit, außer auf Grund monistischer Grundsätze oder der Anerkennung der Einheit und Untrennbarkeit von Kraft und Stoff. Höchstwahrscheinlich giebt es nur einen einzigen Stoff und eine einzige Kraft, deren verschiedene Modifikationen oder Erscheinungsweisen die Einzel-

[1]) Eine ausführlichere Kritik des erkenntnistheoretischen Skeptizismus, der philosophischerseits nach dem Vorgang F. A. Langes als Hauptargument gegen den Materialismus in das Feld geführt zu werden pflegt, würde an dieser Stelle zu weit führen. Verfasser erlaubt sich daher, bezüglich dieser Streitfrage auf seine Ausführungen in der Note 112 seiner Schrift über den Menschen, sowie auf seinen Aufsatz über „Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" in seiner Schrift „Theorien und Thatsachen aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" (Berlin 1887) zu verweisen.

stoffe und Einzelkräfte darstellen. Für letztere ist dieser Grundsatz durch die berühmte Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft bereits nachgewiesen, für erstere wird er vielleicht mit der Zeit noch nachgewiesen werden. Der Stoff und seine Bewegung bilden die letzten Faktoren, auf die alle Dinge zurückgeführt werden können, während sie selbst nicht weiter rückführbar sind; sie sind die unbekannten Größen x und y, deren ewige und unbegrenzte Verrichtung das Weltall darstellt.

Es hat keinen Zweck, sich, wie viele thun, den Kopf darüber zu zerbrechen, was diese unbekannten Größen oder was Kraft und Stoff an und für sich sein mögen, da wir sie ja nur in ihrer thatsächlichen Vereinigung kennen, und da eine Trennung der beiden in für sich bestehende Wesenheiten nur im Gedanken, aber nicht in der Wirklichkeit möglich ist. Auseinandergenommen zerfallen beide in leere und an sich unhaltbare Abstraktionen von der Wirklichkeit der Dinge.

Möglich, daß die beiden Ausdrücke, ebenso wie die Worte Geist und Materie nur Bezeichnungen für zwei verschiedene Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben, seiner eigentlichen Natur nach uns unbekannten Wesens oder Urgrundes aller Dinge sind. Will man dieses Wesen „Gott" nennen, so wäre dagegen nicht viel einzuwenden — vorausgesetzt, daß man es seines theologischen und anthropomorphen Beigeschmacks entkleidet und es nicht dem Prinzip der natürlichen Weltordnung gegenüberstellt und überordnet. Das Bestehen dieser natürlichen Weltordnung an der Hand der von der Wissenschaft zu Tage gebrachten Thatsachen und deren logischer Verknüpfung nach dem Gesetz der Kausalität nachzuweisen — das ist Ziel und Aufgabe derjenigen philosophischen Richtung, die man fälschlicherweise als „Materialismus" zu bezeichnen pflegt. Dieser Materialismus kann auch nicht widerlegt oder überwunden werden, außer man müßte vorher nicht bloß jene Thatsachen und die Wissenschaft selbst, sondern auch die Logik aus der Welt schaffen. Daß die letztere allein schon hinreicht, um die Zuhilfenahme übernatürlicher Prinzipien

oder Einwirkungen bei Bildung einer Weltanschauung entbehren zu können, hat die antike Philosophie zur Genüge dargethan, ohne deshalb geistiges Allgemeingut werden zu können. Erst die moderne Wissenschaft war imstande, die Probe auf die Richtigkeit der Sehersprüche der Alten zu machen und die Welt als ununterbrochene Wirkung natürlicher und unter einander kausal verketteter Kräfte nachzuweisen. Zahllose Rätsel des Lebens und der Wissenschaft, die den menschlichen Geist bisher beängstigt oder verwirrt haben, lösen sich jetzt mit Leichtigkeit durch einfache Anwendung des Prinzips natürlicher Entwickelung. Alles, was man bisher über- oder außernatürlichen Einflüssen zuschrieb, die Ordnung und Zweckmäßigkeit des Weltganzen im großen, wie im kleinen, die Entstehung und Weiterbildung der Lebewelt in körperlicher wie geistiger Beziehung während sehr langer Zeiträume, die angeborenen Ideen u. s. w., beruht auf ganz natürlichen, in den Dingen selbst gelegenen Entwickelungsvorgängen, so daß man den Materialismus ebensowohl mit dem Namen einer „Philosophie der Entwickelung" bezeichnen könnte. Diese Art von Philosophie kennt nur ein Streben — nämlich die Wahrheit an den Tag zu bringen. Sie bedarf keiner künstlichen Verschleierung oder leeren Wortgepränges, um die Wahrheit zu verstecken oder unkenntlich zu machen, spielt nicht mit Phrasen oder leeren Gegensätzen, wie die Metaphysiker, weiß nichts von den zahllosen „-ismen", die sich in der Schulphilosophie zum Überdruß und zur unheilbaren Verwirrung breit machen, und versucht nicht, die Luft zu ergreifen oder das Unsichtbare sichtbar zu machen. Sie bescheidet sich mit dem, was wir wissen und wissen können oder zu wissen brauchen, und was unsere Erkenntnismittel uns lehren; und dieses Wissen führt uns sicher durch die Welt, während das Suchen nach einer anderen Wissenschaft der Verfolgung eines Irrlichtes gleicht, das den Verfolger in Moräste und Sümpfe führt. Die moderne Wissenschaft ist ihrem Inhalt wie ihrer Methode nach insofern materialistisch, als sie keine anderen Grundlagen ihrer Forschung kennt, als Materie und Be-

wegung oder — um es kürzer auszudrücken — bewegte, d. h. in Bewegung befindliche Materie. Auf sie kann man die alte Inschrift des die „große Mutter" oder die alles erzeugende Urmaterie darstellenden Neith-Bildes zu Saïs in Ägypten anwenden: „Ich bin alles, was war, ist und sein wird; kein sterblicher Mensch hat den Schleier aufgehoben, der auf meiner Unsterblichkeit ruht."





Die Schöpfung des Menschen.



Die „Schöpfung des Menschen“ ist ein seit dem Aufkommen des Darwinismus so vielfach und so nach allen Seiten erörterter Gegenstand, daß man denken sollte, es würde sich kaum etwas Neues darüber vorbringen lassen. Dennoch hat derselbe etwas so Anziehendes und zugleich Aufregendes für die gebildete Welt, daß die Versuche nicht aufhören, demselben eine neue Seite abzugewinnen oder in die darüber entstandene Kontroverse einzutreten. Den neuesten Versuch dieser Art, der einige Aufmerksamkeit verdient, hat der als gelehrter Zoologe wohlbekannte Dr. Wilhelm Haacke in einer soeben in dem Verlag von H. Costenoble in Jena erschienenen Schrift über „die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft“ unternommen. Abgesehen von dem Hauptgegenstand würde schon der auf dem Titel angekündigte Versuch auf Beachtung Anspruch machen dürfen, da ja für unsere, in so weit auseinandergehende geistige Richtungen zerrissene Zeit das Gelingen eines derartigen Versuches von höchster Wichtigkeit sein müßte.

Was nun jenen Hauptgegenstand betrifft, so bewegt sich der Verfasser, obgleich er sich sonderbarerweise als entschiedener Antidarwinianer zu erkennen giebt, auf durchaus darwinistischen Stand-

punkten. Er hätte daher auch streng genommen nicht von einer „Schöpfung“, sondern von einer „Entstehung“ des Menschen reden dürfen. Das eigentliche Wesen der Schöpfung erscheint ihm ebenso unbegreiflich, wie den meisten Naturphilosophen der Gegenwart. Eine Schöpfung aus Nichts ist unmöglich, eine Erschaffung der Welt daher unbegreiflich; Zeit, Raum, Stoff (oder das Atom) sind ewig und unendlich, und bewegte, in bestimmter Weise im Weltraum verteilte, jedoch beseelte (!) Materie ist die letzte Grenze, vor der unser Denken Halt machen muß. Es kann also nur von Entwickelung oder von einer Umformung bestehender Dinge die Rede sein, was, auf den Menschen angewendet, sagen will, daß derselbe nicht „geschaffen“, sondern „geworden“ ist. Als auf untrügliche Beweise für dieses Gewordensein beruft sich Haacke zunächst auf die bekannten rudimentären Organe (Haargebilde der Haut — fötales Wollkleid — männliche und überzählige Milchdrüsen — Schwanzbildung — überzählige Rippen — Verkümmerung der kleinen Fußzehe neben Beweglichkeit der großen Zehe — Muskeln des Schwanzes, Ohres u. s. w. — Zirbeldrüse — Nickhaut des Auges — Augenbrauen — überzählige Zähne — Wurmfortsatz — Venensystem der Brust u. s. w.), welche nur aus einer langen, dem Menschen vorangegangenen tierischen Ahnenreihe erklärbar sind. Die für die gesamte organische Welt giltige Abstammungslehre muß daher notwendig auch auf den Menschen angewendet werden, dessen nächste tierische Vorfahren übrigens keine Affen, sondern nur affenähnliche Tiere gewesen sein können. Die großen Menschenaffen sind daher nicht, wie alle Darwinianer annehmen, unsere Vorfahren, sondern nur unsere Vettern. Aus einer Reihe zoologischer Vergleichungen, deren nähere Prüfung wir den Zoologen vom Fach überlassen müssen, glaubt der Verfasser folgern zu dürfen, daß dieser Vorfahre ein verhältnismäßig kleines Baumtier mit starker Behaarung gewesen sein müßte, dessen Arme verhältnismäßig kürzer und dessen Beine länger gewesen seien, als diejenigen des Menschen (?), das ferner eine opponierbare große Fußzehe besaß und sich mehr springend als laufend

bewegte. Vielleicht erfreute es sich auch des Besitzes eines wirklichen Anhängsels der Wirbelsäule und hatte ein verhältnismäßig kleines Gehirn. Die ganze tierische Ahnenreihe des Menschen geht nach einander von den sog. Ursäugern durch Beuteltiere, Insektenfresser, Halbaffen und affenähnliche Formen hindurch und steigt nach rückwärts hinab bis zu den Urformen der organischen Welt oder den amöbenartigen Zellen. Die Keimes- oder Entwickelungsgeschichte giebt uns ein in groben Zügen gezeichnetes Bild von der Entwickelung einzelliger Tiere zu mehrzelligen, von den Wirbellosen zu den Wirbeltieren, von den Schädellosen zu den Schädeltieren, von Gliedmaßenlosen, wie Neunaugen und Lanzettfischchen, zu den Tieren mit Gliedmaßen, von den Kiemenatmern zu den Lungenatmern und Cloakentieren u. s. w. Mag auch bis jetzt im einzelnen dieser Entwickelung noch so vieles dunkel sein, so ist doch zu hoffen, daß wir mit der Zeit dahin kommen werden, uns bessere Vorstellungen, als die gegenwärtigen über die Stammesgeschichte des Menschen und der übrigen Organismen zu bilden.

Den Ort der Entstehung jener vormenschlichen Wesen glaubt Haacke im Widerspruch mit den meisten Autoritäten nicht in tropischen Regionen, sondern im Norden der alten Welt, vielleicht in dem ehemals weit größeren Skandinavien suchen zu sollen, wohin ja auch neuerdings der Ursprung der Europa bevölkernden arischen Rasse verlegt wird. Auch ist nach ihm der Ursprung des Menschengeschlechts nicht ein-, sondern vielstämmig.

So wie in körperlicher, so ist auch in geistiger Beziehung der Mensch ein letztes Produkt aus ihm vorangegangenen Entwickelungsstufen der Tierseele, welche eine „ununterbrochene Stufenreihe seelischer Entwickelungshöhe von den höchststehenden Tieren bis zu den niedersten“ darstellt. Es besteht ein bestimmter Parallelismus zwischen Leib und Seele oder zwischen mechanischen und seelischen Vorgängen, dessen Ursache uns unbekannt ist, wobei aber jede seelische Thätigkeit von stofflichen Umsetzungen begleitet ist.

Zur Erklärung geistiger Erscheinungen hat sich Haacke eine eigentümliche Theorie zurechtgemacht, nach welcher jedes Körper-Atom eine Seele oder Empfindung und Wille besitzt – einerlei, ob man dabei das chemische Elementar-Atom oder die das letztere zusammensetzenden Ur-Atome ins Auge faßt. Die gesamte Materie ist beseelt, alle Vorgänge in der Natur sind von Empfindung und Wille begleitet. Die Atome haben das Gefühl von Behagen oder Mißbehagen und suchen sich in Gleichgewicht mit der Umgebung zu setzen. Denn „jedes Uratom befindet sich in jedem Zeitmomente in einer anderen Lage zu den übrigen Uratomen, als in dem vorhergehenden und dem folgenden Zeitmoment, und demgemäß müssen, falls wir alle Uratome als beseelt betrachten dürfen, Empfindung und Willen jedes Uratoms in jedem Zeitmoment andere sein. — — Mit der Veränderung der Konstellation der Uratome in der Welt verändert sich auch ihr Empfinden und Wollen.“ Da aber mit Empfindung untrennbar auch der Wille verbunden ist, so ist es im Grunde der Wille, der die Materie und die gesamten Vorgänge in der Welt beherrscht. „Die Welt ist Wille.“

Also Schopenhauer in neuer, halb wissenschaftlicher Form oder Gestalt!

Auch das aus Atomen zusammengesetzte Molekül hat nach Haacke eine Seele; ebenso das die Grundform der organischen Welt darstellende Gebilde der Zelle, welche Zellenseele in einem organischen Gemeinwesen um so mehr überwiegt, je weniger dessen einzelne Teile eine innere Einheit darstellen. Bei einem Süßwasser-Polypen z. B. hat jeder Fangarm seine eigene Seele während die Fangarme eines Xenia-Korallenstockes eine gemeinsame Seele besitzen. Das Wesen der Seele beruht in dem Gedächtnis, welches als sog. „Erbgedächtnis“ den Erscheinungen des Instinkts zu Grunde liegt. Denn Instinkte und Gewohnheiten sind nicht prinzipiell verschieden, und die Tiere erben ihre Instinkte oder einen bestimmten Gehirnbau nicht minder von ihren Vorfahren, wie ihre sonstige Organisation, wonach der Schluß nahe

liegt, daß Instinkte auf Vererbung eines durch Gewöhnung zustande gekommenen Gehirnbaues zurückzuführen sind.

Über die psychisch-atomistischen Vorgänge, durch welche das Gedächtnis und damit die Seele im Innern des Gehirns erzeugt wird, giebt sich der Verfasser einer Reihe von Spekulationen hin, welche kaum Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung zu machen berechtigt sein dürften. Nur darin trifft er wohl das Richtige, daß er in unserem Gehirn das Vorhandensein einer unübersehbaren Reihe von Verbindungsbahnen zwischen den einzelnen Gehirnzellen annimmt, an welche unsere Erinnerungen gebunden sind. „Die Zellen und die sie verbindenden Bahnen haben durch die Sinneseindrücke eine bestimmte Organisation erhalten, und diese bleibt kürzere oder längere Zeit bestehen, namentlich dann, wenn dieselben Zellen und dieselben Bahnen wiederholt von denselben Erregungen getroffen werden.“

Übrigens begnügt sich der Verfasser nicht damit, seine entwickelungs-theoretischen Grundsätze auf das körperliche Leben anzuwenden; er bemißt an ihrer Hand auch das geistige Leben des Menschen und die Entstehung seiner Ideale, als welche das Schönheits-, Sittlichkeits- und Wahrheits-Ideal einer besonderen Betrachtung unterworfen werden. Alle diese Ideale, sowie auch die Entstehung der Sprache und der Religion lassen sich nach Haacke in ihren ersten Anfängen auf verwandte Regungen oder Äußerungen der Tierseele zurückführen. Die Entstehung der Ideale erklärt sich aus dem allgemeinen Streben nach Gleichgewicht, von welchem die Materie und die ganze Natur beseelt ist, und welches, wie sogleich noch näher gezeigt werden wird, die eigentliche Ursache oder das primum movens der ganzen Weltbewegung bildet, hier speziell das Streben nach Gleichgewicht des körperlichen und geistigen Lebens. Der Bildung der Ideale selbst entsprechen materielle Vorgänge im Gehirn, bei welchen es sich sowohl um ein „befriedigendes Gleichgewicht zwischen den von uns gewonnenen Vorstellungen, als auch um ein materielles Gleichgewicht zwischen den an der Bildung eines Ideals beteiligten Gehirnteilchen

handelt.“ Übrigens hat alles in der Natur seine Ideale, eine Rose, eine Nachtigall, ja sogar der Krystall, ebensowohl wie der Mensch.

Auch in der wichtigen Frage der Vererbung von während des Lebens erworbenen Eigenschaften, welche Frage gegenwärtig die ganze Schaar der Biologen in zwei einander sich bekämpfende Lager teilt, stellt sich Haacke entschieden auf seiten des Darwinismus contra Weismannismus, wobei er die Sache mittelst einer ihm eigentümlichen Gemmen- und Gemmarien-Theorie zu erklären oder zu veranschaulichen sucht. Überhaupt führt den Verfasser seine Neigung zum Theoretisieren und Schematisieren zu einer Reihe von Spekulationen über den inneren Aufbau des organischen Plasma und das Wesen der organischen Prozesse, welche weit über das wissenschaftlich Erlaubte hinausgehen. Bei der fabelhaften und unbegreiflichen Feinheit des Stoffes, welche unseren Sehorganen wohl ewig verborgen bleiben wird, werden wir wohl niemals eine genauere Einsicht in das Innere dieser Prozesse zu gewinnen imstande sein, und das Spekulieren darüber kann nur einen sehr bedingten Wert beanspruchen. Daher auch die subtilen, mit einer Menge weitläufiger, aber das eigentliche Thema nicht beeinflussender Auseinandersetzungen aus dem speziellen Gebiet der Zoologie verbundenen Unterscheidungen des Verfassers zwischen „Biologie“, „Biophoren“, „Biotektonik“, „Bionomie“, „Biomechanik“, „Psychonomie“, „Psychenergetik“, „Psychotektonik“, „Psychographie“, „Plasmatik“, „Personellen“ und „Personiden“ zumeist auf Rechnung einer sehr fruchtbaren Phantasie zu setzen sein dürften! Dagegen wird man dem Verfasser recht geben müssen, wenn er sich als entschiedener Gegner der „Lebenskraft“ in alter wie neuer Form bekennt und die organischen Vorgänge lediglich von physikalischen und chemischen Gesichtspunkten aus beurteilt zu sehen wünscht. Auch seine allerdings heutzutage kaum mehr nötige Polemik gegen die ehemaligen Präformations- oder Einschachtelungs-Theorien und gegen das, was er den Weismannischen „Neupräformismus“ nennt, sowie seine Parteinahme für die allein richtige Lehre der Epigenese kann wohl nur Beifall finden.

Wenn nun nach allem Mitgeteilten Haacke offenbar den Entwickelungstheoretikern und Darwinisten zugezählt werden muß, so erscheint seine Abneigung gegen den Darwinismus und seine gegen denselben geführte Polemik ganz unverständlich. Er nennt den Darwinismus oder seine Lehre vom Überleben des Passendsten eine „trübselige Doktrin“ und behauptet, daß diese Lehre nicht auf Naturbeobachtung sondern auf Metaphysik gegründet sei. Die meisten Naturforscher des „Volkes der Denker“ sollen dann Darwin in „fröhlichem Schützenfestzuge, dem auch die laute Lärmtrommel nicht gefehlt hat, auf dieses Gebiet gefolgt sein und dort ein Treiben entwickelt haben, das sie, von Blindheit geschlagen, als ein antimetaphysisches ansehen.“

Dieser Widerspruch hängt wohl zusammen mit der ganzen Weltanschauung des Verfassers, welche mehr eine ideal-teleologische, als eine mechanisch-naturalistische zu sein scheint, und welche an die Stelle der natürlichen Zuchtwahl Darwins eine innere Zielstrebigkeit oder eine allmähliche Vervollkommnung aus innerer Notwendigkeit, ähnlich dem ehemaligen Blumenbachschen „Bildungstrieb“, zu setzen sucht. Dieser Bildungstrieb, dessen Wiederbelebung als gleichbedeutend mit wissenschaftlichem Rückschritt angesehen werden müßte, bekommt bei Haacke nur einen anderen Namen, er heißt, wie bereits bemerkt, „Streben nach Herstellung von Gleichgewicht“, welches Streben nach ihm das eigentliche innere Wesen der Welt und den Weltzweck bildet. Dieses Urgesetz des organischen Gleichgewichts ist zugleich das wahre Grundgesetz der organischen Entwickelung, welches nicht bloß die Organismen, sondern alle Naturkörper ohne Unterschied beherrscht, und welchem das physische Geschehen in gleicher Weise unterworfen ist, wie das psychische. Es ist auch gleichbedeutend mit dem Gesetz der Gravitation und Ursache aller Bewegung. Jedes letzte Stoffelement, jedes Uratom wird von dem Streben beherrscht, sich mit seiner Umgebung, d. h. mit sämtlichen übrigen Uratomen in Gleichgewicht zu setzen. Die Welt als Ganzes erstrebt danach einen Gleichgewichtszustand, den sie dadurch zu erreichen sucht,

daß sie zunächst einzelne Gleichgewichtssysteme bildet und diese wiederum mit andern ins Gleichgewicht setzt." „Auch der Krystall entsteht nur durch das Streben nach Gleichgewicht. Die gesamte Körperwelt ist ein großes System von mehr oder weniger individualisierten, aber in stetigem Zusammenhang befindlichen Verdichtungen und Verdünnungen der Weltsubstanz."

Wenn dieses alles richtig ist, und wenn der ganze Zweck des Weltprozesses in der Herstellung von Gleichgewicht besteht, so ist nicht einzusehen, warum die Welt, die doch nach Haacke selbst ewig ist, nicht längst zur Ruhe gekommen ist, da Gleichgewicht und Bewegung nicht wohl vereinbar sind. Allerdings wissen wir, daß das dermalen uns umgebende Welt- oder Sonnensystem durch allmähliche Ausgleichung aller Wärme-Unterschiede dem Zustand der sogenannten Entropie oder dem Stillstand aller Bewegung zustrebt — ein Stillstand, der aber nicht allgemein ist, sondern für das große Ganze durch entgegenstehende Weltprozesse wieder aufgehoben wird. Aber die Haacke'sche Theorie meint etwas anderes und läßt, wie der Verfasser im Schlußwort seiner Schrift erklärt, die Frage nach der Erreichung endlichen Gleichgewichts offen, indem nicht das Gleichgewicht selbst, sondern nur das Streben danach als Weltprinzip gelten soll. Da entsteht freilich die unbeantwortbare Frage, welchen Zweck dieses mit steter Vervollkommnung verbundene Streben haben soll, wenn sein Ziel nie erreicht wird? Erreicht es aber sein Ziel — eine Möglichkeit, die der Verfasser zugiebt, wenn er sie auch für uns Menschen als nicht wünschenswert hinstellt — so fragt es sich, ob die „trübselige Doktrin des Darwinismus" im Punkte der Trübseligkeit hier nicht übertroffen worden ist?"

Schließlich erklärt sich Haacke in der Streitfrage über Materialismus, Spiritualismus und Monismus für keine dieser drei philosophischen Richtungen. Er will sie ersetzen durch das, was er teils Homismus, teils Pluralismus, teils Paraphänismus, schließlich aber mit Rücksicht auf eine angenommene metaphysische oder transcendentale, hinter den Grenzen des Naturerkennens ge-

legene Welt mit dem eigentümlichen Namen des transcendentalen Syndesmismus oder des Metasyndesmismus bezeichnet. Damit will er die „Möglichkeit einer Verträglichkeit der mechanistischen mit der teleologischen Naturbetrachtung“ gewonnen und das auf dem Titel seiner Schrift gegebene Versprechen einer „Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft“ erfüllt haben.

Der Leser wird, nachdem er sich durch die einunddreißig Bogen der etwas schwer lesbaren Schrift durchgearbeitet hat, in der Lage sein, zu entscheiden, ob diese schwere Aufgabe dem Verfasser gelungen ist oder nicht. Wir unsererseits möchten dem strebsamen Autor, wenn er wieder etwas auf den Büchermarkt bringt, den gutgemeinten Rat erteilen, daß er künftig seiner Phantasie etwas weniger Spielraum einräumen, daß er ferner etwas mehr Klarheit in sein Denken und etwas mehr Ordnung oder Folgerichtigkeit in das Niedergeschriebene bringen möge. Auch möge er nicht zu weit vom richtigen Wege abirren und es vermeiden, durch Herbeiziehung vieler nicht zum Thema gehöriger Gegenstände sich selbst und der Verbreitung seiner Schrift im Wege zu stehen. Zwanzig Druckseiten wären hier entschieden besser gewesen, als deren einunddreißig!





Die Quellen des Buddhismus.



Seitdem die ehrwürdige Religion des Buddha in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in einem solchen Grade auf sich gezogen hat, daß sich sogar in einigen europäischen Hauptstädten buddhistische Religionsgemeinden gebildet haben, verlohnt es sich gewiß der Mühe, sich nach den Quellen oder Vorläufern dieses interessanten Religionssystems innerhalb der altindischen Gedankenwelt umzusehen. Denn es giebt keine allgemeine Gedankenrichtung, die unvermittelt aus dem Kopfe ihres Urhebers entsprungen wäre, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Vielmehr lassen sich überall die offenen oder geheimen Fäden nachweisen, die spätere Systeme oder Gedankengänge mit früheren verbinden. Auch bei dem Buddhismus, obgleich er auf den ersten Anblick als etwas ganz Eigenartiges erscheint, ist dies der Fall. Buddha hat, wie Christus, gewissermaßen seinen Johannes oder Vorläufer gehabt in Kapila, dem Begründer der Sankjah- oder Sâmkhya-Philosophie, dessen System kürzlich seinen gelehrten Darsteller in dem Orientalisten Richard Garbe in Königsberg gefunden hat.*) Allerdings bleibt in dieser Darstellung vieles mehr oder weniger dunkel oder unklar, was aber nicht an dem Darsteller,

[1]) Richard Garbe. Die Sâmkhya-Philosophie. Eine Darstellung des indischen Nationalismus. Nach den Quellen. Leipzig, Haessel, 1894.

sondern an dem eigentümlichen phantastischen und mystischen Charakter der altindischen Vorstellungskreise liegt. Dennoch treten einige der Hauptgrundzüge des Sankjah-Systemes, die sich im Buddhismus mehr oder weniger ausgesprochen wiederfinden lassen, scharf und deutlich hervor. Was dabei für uns Moderne besonders interessant erscheinen muß, ist die merkwürdige, aus bloßer Spekulation hervorgegangene Übereinstimmung einiger dieser Lehren mit den Ergebnissen der modernen, auf Erfahrung aufgebauten Wissenschaft.

Ich rechne übrigens dazu nicht den Bestandteil der Sankjah-Lehre, der ihren Grundcharakter ausmacht und der in ausgesprochenstem Atheismus besteht. Die Beweisführung dafür ist kurz und einfach. Eine Schöpfung ist unmöglich, weil ein Ding nicht die Ursache seiner selbst sein kann und weil eine Substanz nur aus einer Substanz hervorgehen kann. Ex nihilo nihil fit! Da ferner jedes bewußte Handeln entweder durch einen egoistischen Zweck oder durch Güte bedingt sein muß und da diese beiden Motive bei der Weltschöpfung ausgeschlossen sind, so ist es unmöglich, daß die Erschaffung der Welt auf bewußtem Handeln beruht. Denn ein Gott, dessen Wünsche erfüllt sind, kann an jener Erschaffung unmöglich persönliches Interesse haben. Aber auch aus Güte kann Gott die Schöpfung nicht unternommen haben, da es in dieser Welt Schmerz und Unglück giebt und ein gütiger Gott wohl nur freudvolle und nicht leidende Geschöpfe in das Leben gerufen haben würde. Wendet man dagegen ein, daß die Güte Gottes erst nach der Schöpfung Gelegenheit fand, sich zu zeigen, als er seine Geschöpfe leidvoll sah, so kommt man aus dem circulus vitiosus nicht heraus; infolge der Güte die Schöpfung und infolge der Schöpfung die Güte! Auch könnte man dem Schöpfer wegen der ungleichen Verteilung von Freude und Schmerz den Vorwurf ungerechter Parteilichkeit nicht ersparen.

Zwar giebt es auch im Sinne Kapilas Götter, die etwas höher organisiert und glücklicher sind als die Menschen. Aber sie sind, wie diese, als gewordene und vergängliche Wesen, der

eisernen Notwendigkeit des Sâmsara oder der ewigen Verkettung und Fortdauer des allgemeinen und des individuellen Daseins unterworfen und stehen tief unter demjenigen Menschen, der durch unterscheidende Erkenntnis die Erlösung aus den Banden des Sâmsara errungen hat. Mit der Weltschöpfung haben sie nichts zu thun.

Den wahren Grund und das Wesen dieser Schöpfung bildet das Pakriti oder die ewige, unendliche, unbegrenzte Urmaterie, aus der alles entsteht und in die alles zurücksinkt. Sie ist an sich unsichtbar, weil zu fein für unsere Sinne. Alle später sich entwickelnden Kräfte oder Qualitäten müssen dem Keim oder der Anlage nach bereits in dieser Urmaterie enthalten gewesen sein. Alle aus ihr hervorgegangenen Bildungen unterliegen einer periodischen Zerstörung und Wiedererneuerung ohne Anfang oder Ende, — ein Prozeß, der sich von Ewigkeit her unendliche Male vollzogen hat und in alle Ewigkeit hin wiederholen wird. Dies alles: die ewige, an sich wegen ihrer Feinheit unsichtbare Materie, die in dem Urweltnebel, aus dem sich unsere Sonnensysteme entwickelt haben, vorhandene Anlage zu allen später daraus hervorgehenden Bildungen, die periodische Zerstörung und Wiedererneuerung der einzelnen Welten, die Behauptung, daß die Eigenschaft (vulgo Kraft) nicht etwas von ihrem Substrat Verschiedenes sein kann und daß eine Verkettung der Dinge unter einander ohne Anfang und Ende stattfindet, endlich die Lehre von den auf unser Denkorgan geschehenden und daselbst im Zustande der Latenz verharrenden Eindrücken und von den ererbten Gewohnheiten und Anlagen, sowie die Behauptung, daß das Innenorgan (vulgo Nervensystem) die materielle Ursache der Sinne sei —: alles Das stimmt merkwürdig überein mit den Resultaten und Anschauungen der modernen Naturwissenschaft Auch stimmen beide in der Behauptung überein, daß die an sich bewußtlose Materie erst in dem Seelenprinzip zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Auch das von der Sankjah-Philosophie angenommene „Innenorgan“ kann füglich als Äquivalent unseres Nervensystemes angesehen werden.

Dagegen setzt sich diese merkwürdige Lehre in vollen Gegensatz zu heutigen Anschauungen, wenn sie dieses Seelenprinzip als etwas für sich Bestehendes der Natur gegenüberstellt und mit Kräften ausrüstet, die den Druck und Einfluß der Materie zu paralysieren imstande sind. Die in den Besitz der unterscheidenden Erkenntnis gekommene Seele (das höchste Ziel des Weisen) ist von dem Einfluß der Materie befreit; der Zusammenhang zwischen ihr und der Materie ist aufgehoben. Ja, sie wird als an sich unveränderlich und unthätig zum Gegensatz der Materie, die einer ewigen Veränderung unterworfen ist. Das gilt aber zunächst nur für die höheren, der höchsten Erkenntnis teilhaftig gewordenen Seelen, während die niederen Seelen in den Banden der Materie so lange gefangen bleiben, bis es auch ihnen nach und nach gelingen wird, jene Stufe zu erklimmen. Das erste Resultat der Entfaltung der Urmaterie ist daher das Gebundensein sämtlicher Seelen, die noch nicht aus dem Weltdasein ausgeschieden sind; das zweite Resultat ist die Befreiung einzelner Seelen. Für die wenigen stellt die Materie ihre schöpferische Thätigkeit ein, sobald sie das höchste Ziel erreicht haben; sie zieht sich von den zur Erkenntnis gelangten Seelen zurück, um für alle Ewigkeit keine neue Verbindung mit ihnen einzugehen. Hierdurch ist aber nicht etwa eine Verminderung in der Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft bedingt, da für alle übrigen Seelen das bestehende Verhältnis fortdauert. Die daran notwendig sich anknüpfende Frage, ob nicht in ferner Zukunft eine Zeit kommen werde, wo alle Seelen an das Ziel gelangt und von den Banden der Materie befreit sein werden, wird mit Nein beantwortet, da die Zahl der Seelen unendlich ist und da der anfanglose Kreislauf, wie er bis auf den heutigen Tag noch nicht ein Ende gefunden hat, in Ewigkeit fortdauern wird.

Diese eigentümliche Gegenüberstellung von Natur und Seele hat zur Folge gehabt, daß die Sankjahlehre in der Regel als entschiedener Dualismus angesehen wird, während einige darin einen auf materieller Grundlage sich aufbauenden idealistischen

Monismus erblicken wollen. Dieser Ansicht steht freilich entgegen, daß die Sankjahschriften entschieden Partei nehmen gegen die indische Schule der ausgesprochenen Materialisten oder der Tscharvakas, die lehrten, daß der Geist nichts von dem Körper Verschiedenes sei. Die Erklärung für diese eigentümliche Stellungnahme einer Verquickung dualistischer mit materialistischen Prinzipien in der Sankjahlehre liegt in deren konsequentem Pessimismus, der den Grundzug ihrer Weltanschauung bildet. Alles bewußte Leben ist Schmerz und Leiden; Glück existiert nur scheinbar. Das Schlimmste der Leiden ist aber die Notwendigkeit der Wiederkehr von Alter und Tod in jeder neuen Existenz und der damit verbundenen Wiedergeburt, die in allen religiösen Vorstellungen Indiens eine so wichtige Rolle spielt. Die vollständige Aufhebung des Schmerzes ist das Ziel und die Aufgabe der ganzen Lehre, eine Aufgabe, die nicht durch äußere, sondern nur durch innere Mittel gelöst werden kann. Es gilt darum, den Schmerz nicht nur zu beseitigen, sondern sein Auftreten für alle Zukunft unmöglich zu machen; und dies kann nur geschehen, wenn der Wanderung der Seele ein Ende gesetzt wird. Dazu kann allein die Philosophie helfen, d. h. die Erkenntnis der absoluten Verschiedenheit, die zwischen der ganzen materiellen Welt und der Urmaterie, aus der sie hervorgegangen ist, einerseits und der Seele, des wahren Selbst, andererseits besteht. „Wenn infolge dieser Unterscheidung der Schmerz bis auf den letzten Rest zu Ende ist, hat man das Ziel erreicht; durch nichts anderes."

Um diese unterscheidende Erkenntnis und damit die Erlösung von den Qualen des Daseins herbeizuführen, entwickelt nun die Sankjah-Lehre eine Theorie der Weltentfaltung sowohl nach der materiellen als nach der psychischen Seite, deren genauere Verfolgung mich hier zu weit führen würde. Das Resultat ist die Erlösung bei Lebzeiten als unmittelbare Vorstufe der wahren definitiven Erlösung, die in dem Augenblick des Todes eintritt, wenn das Innenorgan des Weisen sich in die Urmaterie zurückbildet. Erst dann ist die Ruhe bewußtlosen, schmerzfreien Daseins

für alle Ewigkeit gewonnen. Aber dieser Gewinn umfaßt nur das Geschick des einzelnen, nicht das der Menschheit oder des Weltganzen, in dem es eine unendliche Menge von Seelen giebt. Mögen noch so viele Götter und Menschen das höchste Ziel erreichen, die Welt rollt doch nach ewigen Gesetzen in unablässigem leidvollem Wandel und Wechsel fort in Unendlichkeit.

Als eine grundlegende Reformbewegung gegenüber dem herrschenden Brahmanentum charakterisiert sich die Sankjah-Philosophie dadurch, daß sie die Kastenunterschiede nicht anerkennt und sich nicht dazu versteht, irgend einer Menschenklasse den Weg zum ewigen Heil zu versperren. Auch erkennt die Sankjahlehre keine professionellen Lehrer an, wie das Brahmanentum; vielmehr ist jeder, der die unterscheidende Erkenntnis gewonnen hat, zur Belehrung anderer berufen. Dies ist um so wichtiger, als die Erlösung allein durch das Wissen, nicht durch Werke zu gewinnen ist. Von einer Moral ist daher im Sankjah-System nicht die Rede; hier ist eine Lücke, die erst durch den Buddhismus in bewundernswerter Weise ausgefüllt worden ist.

Mit der Verwerfung moralischer Werke steht im engen Zusammenhang die Gleichgiltigkeit der Sankjah-Bekenner gegenüber allen weltlichen Dingen. Wer diese Welt mit voller Gleichgiltigkeit gegen ihre Genüsse aufgiebt und sich dem Streben nach der Erkenntnis widmet, wird dem Flamingo verglichen, der es nach einem indischen Volksglauben versteht, aus einer Mischung von Milch und Wasser nur die wertvolle Milch zu sich zu nehmen. Einsamkeit wird als ein Hauptmittel zur Erreichung dieser Gleichgiltigkeit empfohlen. Übrigens giebt es eine niedere und eine höhere Gleichgiltigkeit; die erstere entspricht dem Streben nach unterscheidender Erkenntnis, die zweite dem Besitz solcher Erkenntnis, die dann die Vorstufe zur Erlösung ist.

Wer die buddhistischen Lehren auch nur oberflächlich kennt, wird sich bei dieser Darstellung sofort von der überraschenden Ähnlichkeit beider Systeme betroffen gefühlt haben. Atheismus, Pessimismus, Kosmismus, Opposition gegen das Bramahnentum,

die Kasteneinteilung und die kirchlichen Gebräuche, endlich das berühmte erlösende Nirwana des Buddhismus —: was sind sie Anderes als Wiederholungen der Ideen Kapilas in anderer Form, vervollständigt durch eine bewundernswerte Morallehre. Wahrscheinlich war die Sankjah-Lehre nur das Eigentum eines kleinen Kreises gebildeter oder geistig hochstehender Männer, unfähig, sich weiter auszubreiten, während der Buddhismus sie dem Verständnis der großen Menge anpaßte und daraus eine Weltreligion von so herzerobernder Gewalt schuf, daß sie, wenn auch in vielfach entarteter Gestalt, heute noch unter allen Religionen des Erdballes nach der Zahl ihrer Bekenner an der Spitze steht.





Können während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden?



Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer, welcher zuerst den kühnen und fruchtbaren Gedanken ausgesprochen hat, daß unsere gesamten geistigen Vermögen ihre Entstehung nur einer allmählichen Steigerung und Summierung zahlloser psychischer, durch Wirkung und Gegenwirkung hervorgebrachter Prozesse, anfangend von der untersten Stufe der Empfindungsfähigkeit, verdanken und sich auf diesem Wege nach und nach bis zu ihrer jetzigen Höhe entwickelt haben, nennt in einem gegen den sogen. „Weismannismus“ gerichteten Aufsatz die Frage, ob erworbene Charaktere vererbt werden können, die wichtigste der Fragen, welche gegenwärtig die wissenschaftliche Welt bewegen. Mag dies auch etwas zu viel gesagt sein, so hängt doch in der That diese Frage auf das Engste mit der ganzen, die Menschheit so nahe angehenden Fortschrittsfrage zusammen. Denn wie sollte ein solcher Fortschritt ohne die Bejahung der oben gestellten Frage möglich oder denkbar sein? Daß zur Erklärung desselben die bekannte, von Darwin aufgebrachte natürliche Auswahl zufällig entstandener Varietäten, die sogen. Zuchtwahl, nicht ausreicht, dürfte bei geringem Nachdenken keinem mit den Thatsachen Vertrauten ver-

borgen bleiben. Ist es doch bekannt, daß dieselbe ebensowohl wie zum Fortschritt, auch zum Rückschritt führen kann, sowie daß sie den höheren menschlichen Civilisationsstufen gegenüber überhaupt mehr oder weniger unwirksam wird, ja daß sie sogar unfähig ist, unnütz gewordene Organe, welche zu häufigen Krankheitszufällen Anlaß geben können, zum Verschwinden zu bringen. Allerdings kommen der natürlichen Zuchtwahl noch eine ganze Reihe weiterer Umstände zu Hilfe, wie das große Prinzip fortschreitender Arbeitsteilung, ferner stets zunehmende Differenzierung und Streben nach Einheitlichkeit der Organisation, hervorgerufen durch den Kampf um das Dasein, ferner fortschreitende Mannigfaltigkeit aller irdischen Verhältnisse und Existenzbedingungen, endlich Einwirkung veränderter äußerer, resp. innerer Zustände nach Klima, Wohnort u. s. w. sowohl auf die Keime wie auf die fertigen Wesen, um eine stete Veränderung der organischen Welt in mehr oder weniger aufsteigender Linie im Gefolge zu haben. Aber dennoch reicht dieses alles nicht hin, um nicht bloß den organischen Fortschritt überhaupt, sondern namentlich denjenigen des menschlichen Geschlechts von seiner untersten Stufe bis zu seiner heutigen Höhe zu erklären. Aber die Erklärung wird vollständig, sobald wir das Moment der sogen. „progressiven Vererbung“ oder der Vererbung von während des Lebens erworbenen Eigenschaften oder Fähigkeiten mit herbeiziehen. Jedes Einzelwesen erwirbt nämlich während seines individuellen Daseins eine gewisse Anzahl von leiblichen oder geistigen Bestimmungen, welche diesem Dasein ein bestimmtes Gepräge verleihen und seinen Nachkommen etwas von diesem Gepräge hinterlassen. Im Grunde ist dieses nicht wunderbarer oder unmöglicher, als der Vorgang der Vererbung überhaupt, welcher aus einem von den Eltern gelieferten, höchst einfachen oder unscheinbaren Keimstoffe Wesen hervorgehen läßt, die den ersteren bis in die kleinsten Eigentümlichkeiten gleichen oder ähnlich sind. Der Unterschied liegt nur darin, daß diese Eigentümlichkeiten in dem einen Falle *angeboren*, in dem anderen erst während des individuellen Lebens *erworben* worden sind.

Hier erhebt sich nun allerdings eine Schwierigkeit, welche den Gegnern der Darwin-Häckel'schen Vererbungstheorie hinreichend erscheint, um die letztere Art der Vererbung in Frage zu stellen, resp. sie ganz zu leugnen. Es ist die Unmöglichkeit einer klaren Vorstellung darüber, wie und auf welche Weise die während des Lebens erworbenen Körperzustände ihren Einfluß auf die Keimstoffe geltend machen sollen, während allerdings das umgekehrte Verhältnis oder der Einfluß der Keimorgane auf die Körperzustände ein sehr sichtbarer und daher von niemand bestrittener ist. Jedenfalls aber beweist der letzgenannte Umstand — auch abgesehen von allen anderen Gründen oder Erfahrungen über die Einwirkung veränderter oder krankhafter Körperzustände auf die keimbereitenden Organe und auf diese Keime selbst — ein sehr enges physiologisches Verhältnis zwischen den beiden Arten von Körperzellen, wenn man sich auch über die genauere Art dieses Verhältnisses keine bestimmte Vorstellung machen kann. Zwar hat es — wie leicht zu denken — nicht an mannigfachen Versuchen gefehlt, auf spekulativem Wege eines Geheimnisses Herr zu werden, das durch direkte Beobachtung nicht erkannt werden kann und wohl auch niemals erkannt werden wird. Aber alle darüber aufgestellten Theorien, wie die Pangenesis von Darwin oder de Vries oder die Perigenesis von Häckel oder das Idioplasma Nägeli's oder die Plastidülen von Elsberg oder Maggi oder die Plasomen Wiesner's oder die Idioplasten Hertwig's oder die Determinanten Weismann's u. s. w. können nicht bewiesen werden und sind eben nur metaphysische Spekulationen über die Zusammenhänge eines Rätsels, dessen letzte Erklärung nur in der fabelhaften, unseren Sinnen unzugänglichen und unserem Verstand unbegreiflichen Feinheit des organischen Stoffes oder des Stoffs überhaupt gefunden werden kann. Denn wenn auch die Keimstoffe keine uns sichtbaren Spuren jener Organe und Gewebe, welche später den erwachsenen Organismus zusammensetzen, wahrnehmen lassen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die genealogischer Vererbung entstammenden Anlagen oder Anfänge aller dieser Bil-

dungen darin enthalten sein müssen. Es ist ein logischer Fehler, wenn man aus der Unbegreiflichkeit eines natürlichen Verhältnisses auf dessen Nichtexistenz schließen zu dürfen glaubt, oder, wie Prof. Maudsley sagt, „es ist Hochmut menschlicher Unwissenheit, zu glauben, daß etwas unmöglich sei, weil es uns unbegreiflich zu sein scheint.“ Wollten wir aus den uns bekannten Natur-Erscheinungen oder Vorgängen alles Unbegreifliche ausscheiden, so würde wahrscheinlich nicht viel übrig bleiben. Nur solchen Erscheinungen oder angeblichen Thatsachen gegenüber, welche entweder mit bekannten und anerkannten Naturgesetzen oder mit der Logik in unvereinbarem Widerspruch stehen, muß die Anerkennung versagt werden, während in unserem Falle die wissenschaftlich nachgewiesene Feinheit der innersten Zusammensetzung des Stoffs und seiner Innenbewegung nichts unmöglich erscheinen läßt. Denn wenn z. B. nach den Berechnungen der Physiker ein Glas- oder Wasserwürfel von nur ein zehntausendstel Zoll Seitenlänge annähernd zwischen 16 und 31 Billionen Moleküle (zusammengesetzte Atome) enthält (eine Anführung, deren sich bereits Darwin zur Unterstützung seiner Pangenesis-Theorie bedient hat), oder wenn man anzunehmen gezwungen ist, daß das kleinste, unter dem stärksten Mikroskop noch sichtbar lebende Wesen oder organisierte Teilchen noch Millionen organischer Moleküle oder Atomgruppen enthält, so daß wir uns gar keine Vorstellung darüber machen können, welche unschätzbar große Menge feinster, uns unsichtbarer histologischer Eigenschaften der Gewebe existieren mag — oder wenn gar nach Nägeli von den kleineren Spaltpilzen im lufttrockenen Zustande dreißig Milliarden notwendig sind, um das Gewicht des tausendsten Teils eines Gramms zu ergeben, oder das einfachste protoplasmatische Urwesen von 0,6 mm Durchmesser über fünftausend Billionen Eiweiß-Molekule enthält und Ähnliches, so muß auch die kühnste Phantasie im Ausdenken der auf solchem Boden gegebenen Möglichkeiten erlahmen. Wie kann man, fragt Delage, der Verfasser der ausgezeichneten Schrift „Sur l'Hérédité“ (Paris, 1895) in seiner Kritik der Vererbungs-Theorieen, im Angesicht

solcher Möglichkeiten daran denken, die Einzelheiten der Struktur des Protoplasma und seiner Innenbewegung erraten zu wollen? Die auf diesem Wege gemachten Versuche mögen geistreich oder anziehend kombiniert sein, aber auf wissenschaftliche Bedeutung können sie keinen Anspruch machen, da sie die Grenzen menschlicher Vernunft überschreiten.

„Ins Innere der Natur“, sagt schon Haller, „dringt kein erschaffener Geist.“ Wenn unter den Myriaden von Zellen, welche die organische Welt zusammensetzen, nicht zwei gefunden werden können, welche einander vollkommen gleichen, wie will man da die zahllosen Möglichkeiten in der Kombination des Protoplasmas erklärlich machen? Eine bestimmte Konstitution des Protoplasmas und eine Einwirkung äußerer Umstände auf dieselbe erklärt alles, was überhaupt erklärt werden kann. Ein verändertes Blut (durch Zucker, Gift, Krankheit u. s. w.) vermag ebenso auf die Keimzellen zu wirken, wie die Unterdrückung dieser auf den Körper oder die Körperzellen wirkt — analog den erstaunlichen Modifikationen, welche der Zusatz einiger chemischer Substanzen zu dem Wasser, in welchem Algen oder niedere Tiere leben, bei diesen bewirken kann. Das entwickelte Individuum ist das Produkt zahlreicher wichtiger und unumgänglicher Faktoren. Dabei ist die Konstitution des Keimplasmas nur einer dieser Faktoren. Die übrigen werden gebildet durch Ernährung, Stoffwechsel, Wachstum, Bewegung, funktionelle Erregung und äußere Einwirkungen der verschiedensten Art. Ohne Vererbung erworbener Eigenschaften können weder die Momente der Anpassung, noch der phylogenetischen (Stammes-) Entwickelung erklärt werden. Ohne sie giebt es keinen Lamarckismus, aber auch keinen Darwinismus, welcher letztere sich damit auf die Zuchtwahl zufälliger Variationen reduziert sieht. Weismann will alles durch Zuchtwahl und Amphimixis (Vermischung elterlicher Erbschaft) erklären und hat damit Schule gemacht — die Schule des Neudarwinismus. Aber bei aller Bewunderung seines Talents muß sein System für unhaltbar erklärt werden. Ohne Vererbung erworbener Charaktere kein neues elterliches

Plasma (Bildungsstoff), und ohne solches mehr kompliziertes Plasma, als dasjenige der Protozoen oder Urtiere, keine Möglichkeit der Entstehung höher organisierter Tierformen!

Soweit Delage! Übrigens ist die ganze Frage weit weniger eine solche der Theorie oder spekulativer Betrachtung, als vielmehr eine solche der Erfahrung und der Thatsachen, welche letzteren keinem ernstlichen Zweifel über die Beantwortung derselben in bejahendem Sinne Raum lassen. Mit einer einfachen Ableugnung oder einer gezwungenen Erklärung derselben ist die Sache doch nicht abgethan. Wie wollen Weismann und seine Anhänger ohne Zuhilfenahme der Vererbungsgesetze die über jeden Zweifel erhabene Vererbbarkeit erworbener Krankheitsanlagen oder Mißbildungen erklären? Oder die erworbene Immunität gegen Infektions-Krankheiten? Oder die verdorbene Nachkommenschaft trunksüchtiger Eltern? Oder die epileptischen Zufälle der Jungen künstlich epileptisch gemachter Tiere? Oder die bekannten Resultate der künstlichen Züchtung, resp. Veredlung von Pflanzen- und Tierformen? Oder die allmählich auf dem Wege der Vererbung bis zu ihrer heutigen Vervollkommnung gesteigerten Kunsttriebe resp. Instinkte der Tiere? Oder die Umbildung einzelner Organe durch Anpassung an geänderte Lebensweise und so manches Verwandte, dessen Anführung hier zu weit führen würde? Selbst die Vererbung künstlich angebildeter oder zufällig erworbener Körperdefekte in einzelnen Fällen scheint eine erwiesene Thatsache zu sein, obgleich widersprechende Erfahrungen von Nichtvererbung lange geübter Verstümmelungen, wie Beschneidung der Orientalen, Schädel-Kompression der Indianer, Fußeinschnürung der Chinesen, Schnürbrust der Frauen u. s. w. mit Recht dagegen geltend gemacht werden können. Aber diese negativen Beweise, bei welchen die phylogenetische Tendenz mit Recht sich stärker erweist, als die ontogenetische, können nicht einen einzigen positiven Beweis, der genügend erbracht ist, umstürzen.

Die Weismannsche Schule, deren Meister übrigens in seinen neueren Publikationen sehr Vieles von der Schroffheit seiner früheren

Standpunkte nachgegeben und wenigstens die „Erwerbungen des Keimplasma" selbst zugegeben hat, beruft sich zum Beweis dafür, daß ein thatsächlicher Nachweis für die Vererbung einer durch mehrere Generationen gewohnheitsmäßig ausgeübten Handlung nicht erbracht sei, u. a. auf die Gewohnheit des Schreibens, welches von jedem jungen Individuum wieder neu erlernt werden müsse. Freilich ist dieses so und kann nicht anders sein. Denn fertige Fähigkeiten, wie Schreiben oder Klavierspiel oder kunstmäßiges Singen oder Malen u. dgl. können ebensowenig vererbt werden, wie fertige Ideen, Vorstellungen oder Kenntnisse. Nur die Anlage oder die Disposition des Nervensystems zur leichteren Erlernung und Ausbildung solcher während des Lebens erlangter oder geübter Fähigkeiten, Talente, Gewohnheiten, Triebe oder Neigungen wird vererbt. Dahin gehören die von Darwin selbst aufgeführten Beispiele von Vererbung der Handschrift oder von eigentümlichen Arm- oder Handbewegungen oder die bekannte leichtere Erziehungsfähigkeit der Kinder gebildeter Eltern oder kultivierter Nationen oder der Jungen dressierter Tiere, oder die beinahe zahllosen Beispiele von Vererbung künstlich anerzogener Gewohnheiten bei dressierten oder Haustieren, wie Stehen der Jagdhunde, Bitten und Apportieren der Haushunde, Umkreisen der Herde bei Schäferhunden, Wachsamkeit der Hofhunde u. s. w., oder die bekannte Vererbung künstlerischer oder sonstiger Talente in einzelnen Familien oder gewisser Anlagen einzelner Nationen, wie Handelsgenie der Juden oder kriegerischer Geist der Franzosen u. s. w., oder die Vererbung erworbener Sprachfehler oder der Neigung zu Schwatzhaftigkeit, zu Trunk, zu Verbrechen u. s. w. Wenn man sich in einzelnen der genannten Beispiele mit der Annahme einer ursprünglichen Angeborenheit zu helfen sucht, so vergißt man, daß, wenn die Entwickelungstheorie richtig ist, alles dieses und so vieles Andere, dessen Aufzählung hier zu weit führen würde, doch irgendwo und irgendwie im Laufe der natürlichen Entwickelung einmal erworben worden sein muß — einerlei ob dieses durch Erwerbungen des Individuums selbst oder durch solche des vorhergehen-

den Keimplamas erklärt werden will. Denn die Unterscheidung, welche man zwischen diesen beiden Arten der Erwerbung macht, ist doch mehr eine künstliche, als eine natürliche; und wenn die Art oder Qualität der individuellen Erwerbung sehr oft oder selbst in der Regel nicht mit der Art der Erbschaft harmoniert, wenn also z. B. trunksüchtige Eltern wohl durch schädliche Beeinflussung des Keimplasmas allgemein nachteilig auf die Nachkommenschaft zu wirken imstande sind, ohne daß sie gerade die Neigung zum Trunk selbst vererben, so läßt sich daraus nicht folgern, daß dieses immer der Fall sei, und daß das Keimplasma allen individuellen Einwirkungen während des Lebens total unzugänglich sei. Auch ist das Resultat in beiden Fällen das gleiche, nur mit dem Unterschied, daß es einmal direkt, einmal auf einem Umweg erreicht wird. Angeborenheit und Erwerbung während des Lebens fließen hier ineinander, und der Unterschied besteht nur darin, daß die Einwirkung des Körpersomas auf das Keimplasma nicht auf unmittelbare, sondern mittelbare Weise geschieht.

Wenn das Keimplasma im Weismannschen Sinne unveränderlich wäre, so wäre jene natürliche Entwickelung in aufsteigender Linie nur erklärlich durch Wiederaufnahme der alten, längst verlassenen Präformationstheorien, wobei übrigens das Wunder als solches noch weit größer wäre, als bei der Annahme einer Einwirkung des Körperplasmas auf das Keimplasma. Namentlich wäre der geistige und moralische Fortschritt bei Mensch und Tier ganz undenkbar, da die natürliche Zuchtwahl, auf welche Weismann neben der Amphimixis sein System hauptsächlich zu stützen genötigt ist, durchaus nicht immer, wie bereits erwähnt, zum Fortschritt, sondern ebenso wohl zum Rückschritt führt, und da der Kampf um das Dasein sehr häufig geistige oder moralische Eigenschaften züchtet oder zum Siege gelangen läßt, welche durchaus nicht dem allgemeinen Fortschritt, sondern eher dem Gegenteil dienen. Auch kann die Zuchtwahl als solche nichts Neues schaffen, sondern nur eine Auswahl unter zufällig entstandenen Varietäten treffen. Sie überläßt daher alles mehr oder weniger dem Zufall,

während die Vererbung einen regelmäßigen Gang der Entwickelung überall dort vorschreibt, wo geordnete Zustände im Tier- oder Menschenleben ihr zu Hilfe kommen. Erblichkeit und Entwickelung sind daher notwendig zusammengehörige Begriffe; Eins kann nicht ohne das Andere sein. Entwickelung oder Veränderung ohne Erblichkeit würde alles dem Zufall überlassen und ein unheilbares Chaos zur Folge haben, was nicht der Fall ist. Erblichkeit ohne Entwickelung würde eine endlose Einförmigkeit erzeugen, was wiederum nicht der Fall ist. In der Entwickelung mit Erblichkeit dagegen begegnen wir einem Gesetz, welches Leben, Bewegung, Abwechslung und Fortschritt zur notwendigen Folge hat — also gerade desjenige, was wir in Wirklichkeit innerhalb des Natur- wie Kulturfortschrittes vor uns sehen. Was dabei unser eigenes Geschlecht anbelangt, so hat die intellektuelle Vererbung oder die Vererbung von Denkvermögen und Verstand im Zusammenhang mit Gedächtnis, Phantasie, Urteilskraft u. s. w. längst den Sieg über die körperliche Vererbung davongetragen, so daß wir uns hier zumeist in aufsteigender Linie bewegen. Die Möglichkeit der intellektuellen Vererbung ist von vorneherein bewiesen durch die bekannte und bereits erwähnte leichte Vererblichkeit der Geisteskrankheiten oder der krankhaften Störungen des Denkvermögens. Wären wir aber auch nicht im Besitze dieses Beweismittels, so würde schon die tägliche Erfahrung darüber, daß der Intellekt von Eltern auf Kinder übergeht, keinen Zweifel lassen. Fast bei allen großen Geistern der Geschichte oder sonst geistig hervorragenden Männern oder Frauen ist man imstande gewesen, nachzuweisen, daß sie geistig bedeutende Eltern hatten, oder daß mindestens einer von den beiden Erzeugern geistig bedeutend war, wenn auch der Ruf oder Name, den sie geschichtlich erlangten, nicht im Verhältnis zu ihren Fähigkeiten stand. Ist schon Fähigkeit und Leistung etwas an und für sich sehr Verschiedenes, so steht der Name, den sich der Einzelne durch irgend eine Art der Leistung erwirbt, durchaus nicht im geraden Verhältnis zu seiner Leistungsfähigkeit, und die meisten der Eltern bedeutender Menschen,

deren intellektuelle Bedeutung man erst nachträglich erforscht hat, würden wohl ewig unbekannt geblieben sein, wenn nicht ihre Kinder oder eines derselben die Stufe der Berühmtheit erstiegen hätten. Es ist eine sehr gebräuchliche, aber wohl ganz falsche Annahme, daß das Genie, wie man zu sagen pflegt, „vom Himmel falle". Derartige Wunder können heutzutage vor dem Richterstuhle der Wissenschaft nicht mehr zugelassen werden. Immer muß die Geburt eines Genies als Folge oder Ausdruck eines besonders günstigen Zusammentreffens von vorbereitenden Umständen oder Bedingungen angesehen werden — wenn auch diese Umstände nicht in jedem einzelnen Falle bekannt werden oder bekannt geworden sind.

Wenn aber geistig bedeutende Menschen nicht immer gleichgeartete Kinder erzeugen, so mag neben allerlei mehr oder weniger zufälligen Umständen hauptsächlich die Amphimixis die Schuld tragen.

Übrigens erstreckt sich die Macht der intellektuellen Vererbung nicht bloß auf sog. große oder hervorragende Geister, sondern gleicherweise auf alle Menschen und hat zur notwendigen Folge, daß bei civilisierten oder im Fortschritt begriffenen Völkern eine stete, langsame Steigerung des geistigen Vermögens oder der geistigen Kräfte stattfinden muß, indem jede einzelne Generation von der ihr vorangegangenen eine durch Übung, Erfahrung, Erziehung und zufällige Erwerbung etwas gesteigerte geistige Anlage überkömmt. Es wird dabei gewissermaßen Zins auf Kapital und Zins auf Zins geschlagen, so daß die Erziehung selbst, eben infolge der gesteigerten Anlage, auf der einen Seite immer leichteres Spiel bekommt, auf der anderen Seite freilich bei gesteigerten Ansprüchen auch mehr zu leisten hat, wie früher. Die Ursache für diese Steigerung des geistigen Vermögens kann selbstverständlich nur in dem Organ des Geistes oder in dem Gehirn gesucht werden, von welchem wir wissen, daß es durch Gebrauch und Übung ebenso wächst, erstarkt und leistungsfähiger wird, wie andere Organe unseres Körpers. Das menschliche Gehirn ist, wie H. Spencer

bemerkt, gewissermaßen ein organisiertes Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwickelung des Lebens oder vielmehr während der Entwickelung jener langen Reihe von Organismen aufgenommen wurden, durch deren Aufeinanderfolge der menschliche Organismus nach und nach erreicht worden ist. Die Wirkungen der gleichmäßigsten und häufigsten dieser Erscheinungen sind nach ihm allmählich vererbt worden und sind, Kapital und Zinsen, langsam bis zu der hohen Intelligenz gestiegen, welche jetzt im Gehirn des menschlichen Kindes „latent" ist, d. h. im verborgenen oder unentwickelten Zustande der Eindrücke harrt, welche dasselbe zu seiner vollen Ausbildung zu bringen bestimmt sind.

„So kommt es," so resumiert der berühmte englische Physiker Tyndall in seiner ausgezeichneten Rede über Religion und Wissenschaft (1874) in Übereinstimmung mit Spencer das Facit der intellektuellen Vererbung, „daher kommt es, daß der Europäer zwischen dreißig und vierzig Kubikzoll Gehirn mehr erbt, als der Papua; daher kommt es, daß Fähigkeiten, wie die der Musik, die bei manchen niederen Rassen kaum existiert, bei den höheren mit der Geburt vererbt werden — kurz, daß aus Wilden, die nicht imstande sind, bis zur Zahl ihrer Finger zu zählen, und die nur eine Haupt- und Zeitwörter enthaltende Sprache reden, schließlich unsere Newtons und Shakespeares entstehen".

Selbstverständlich, daß mit dem Gesetz der intellektuellen Vererbung zugleich Anlaß und Gelegenheit für einen endlosen geistigen Fortschritt der Menschheit gegeben ist, indem jede einzelne Generation die von ihr gemachten geistigen Erwerbungen und Erfahrungen oder die von ihr gewonnenen seelischen Fertigkeiten, Fähigkeiten u. s. w. gewissermaßen in der Organisation ihres Gehirnes festlegt und durch Vererbung dieses so modifizierten oder in seiner Leistungsfähigkeit gesteigerten Organs ein mehr und mehr befähigtes, zu stets höherer geistiger und moralischer Entwickelung neigendes Geschlecht hervorbringt. Kunst, Wissenschaft, Dichtung und Sittlichkeit, alle diese erhabensten Offenbarungen des Menschengeistes,

gleichen einer kostbaren, durch die lange Arbeit zahlloser Geschlechter großgezogenen und stets zu höherer Entwickelung oder Ausbreitung bestimmten Pflanze. Wehe jedem Lande oder Volke, welches diesen natürlichen Entwickelungs- oder Fortschritts-Prozeß aufhält oder gar, wie in dem unglücklichen Spanien, gewaltsam unterbricht und durch Eliminierung, Verfolgung oder Nichtbeachtung seiner großen Fortschrittsgeister die natürliche Entwickelung und Weiterbildung geistigen Lebens durch Erwerbung und Vererbung mehr oder weniger unmöglich macht!"[1])

[1]) Die weitere Ausführung des Gedankenganges hat der Verfasser in seiner kleinen Schrift: „Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit." (Leipzig, Günther, 1882) niedergelegt.





Empfinden und Denken.



„Das eigentliche Objekt der Physik heißt Materie, Körper oder Stoff; aber eine Materie als solche giebt es nicht; sie ist eine begriffliche Vorstellung — sie ist ein Produkt der Vorstellung, der Denkphantasie oder der Denkwillkür rc.“ „Dem gegenüber müssen wir immer daran festhalten, daß die Kraft nichts weiter bedeutet als Stoffe oder Stoffteilchen, die in Bewegung begriffen sind und diese Bewegung auf andere Stoffe oder Stoffteilchen zu übertragen vermögen — die Kraft ist demnach für uns immer nur Stoff, der in Bewegung begriffen ist, oder Stoffteile, die in Bewegung begriffen sind. — Wir müssen uns mit aller Schärfe vor Augen halten, daß die Kraft, in concreto betrachtet, nie etwas anderes darstellt, als eine bewegte Masse oder bewegte Massenteilchen.“ So heißt es in einer soeben bei Roth in Gießen erschienenen Schrift über „Empfinden und Denken“ von A. Rau. Also ein „Produkt der Denkwillkür“, welches aus „bewegten Massenteilchen“ besteht. Wer diesen Widerspruch zu reimen imstande ist, kann mehr als Brot essen. Wenn der Herr Verfasser sich durch Betonung des Zusatzes „als solche“ aus diesem Widerspruch zu retten versuchen sollte, so be-

denkt er nicht, daß in dem Urweltnebel, aus welchem sich unser Sonnensystem entwickelt hat, die Materie in der That „als solche" vorhanden war. Übrigens ist auch die obige Definition der physikalischen Wissenschaft falsch oder wenigstens ungenau. Das eigentliche Objekt der Physik heißt nicht Materie, sondern Kraft. Die Chemie ist die Wissenschaft, welche von den Stoffen, die Physik diejenige, welche von den Kräften handelt. Nur auf Grund der Unterscheidung von Atom und Molekül (zusammengesetztes Atom) kann man die Chemie als die Mechanik der Atome, die Physik als die Mechanik der Moleküle bezeichnen.

Daß der Verfasser auf Grund einer so schiefen Vorstellung von der Materie auch zu eben so schiefen Vorstellungen über den sogenannten „Materialismus" kommt, kann nicht verwunderlich erscheinen. Er wirft demselben vor, daß er stark im Behaupten, aber schwach im Beweisen sei, und daß es ihm an kritischem Scharfblick und logischer Gewandtheit fehle. Auch soll derselbe die Bewegung als das Wesentliche jeder Empfindung oder jedes physikalischen und chemischen Vorgangs „niemals in Erwägung gezogen haben", obgleich der Verfasser dieses Referats der „Bewegung" ein ganzes Kapitel seiner bekannten Schrift „Kraft und Stoff" gewidmet hat. Trotzdem steht Herr A. Rau als begeisterter Anhänger und Nachbeter Ludwig Feuerbachs, über den er mehreres geschrieben hat, im wesentlichen ganz auf denselben Standpunkten, auf denen sich auch die materialistische, vulgo monistische Philosophie bewegt, und verficht mit Glück und Schärfe den empiristischen Standpunkt in der Philosophie und Psychologie gegenüber dem idealistischen und spiritualistischen. „Die gesamte spekulative Philosophie", so heißt es auf S. 358, „von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart herab wird von der falschen Vorstellung beherrscht, die man sich über die Natur des Denkens gemacht hat, und welche darin besteht, daß das Denken eine primäre, unableitbare, spontane, sich selbst Gesetz seiende Funktion sei." Damit verbindet sich denn naturgemäß

die theologische Vorstellung von der göttlichen Wesenheit oder Herkunft oder von der göttlichen und schöpferischen Kraft des Denkens. Selbst Spinoza konnte sich davon nicht frei machen. Noch weniger konnte es der große Kant, welcher die Existenz der Dinge aus dem Intellekt logisch zu erweisen suchte, oder sein Nachfolger Fichte, „dessen Talent darin bestand, einen falschen Grundgedanken logisch so hartnäckig zu bearbeiten, daß daraus ein handgreiflicher Widersinn wurde." „Auch der Halbidealist Schopenhauer ist in einzelnen, sehr wesentlichen Punkten wiederum in den Kantschen Intellektualismus zurückgefallen." — „Alle die wunderbaren Tiefblicke, die derselbe in das Wesen der Spekulation geworfen, bewahrten ihn nicht vor der Illusion, daß er den wirklichen Weltgrund entdeckt habe. Wie alle Philosophen, ‚radotierte' auch er, sowie es sich um sein eigenes Prinzip handelte; was er sonst dunkel, abgeschmackt, aberwitzig, sinnlos bei andern fand, das wurde ihm wunderbar klar, sobald es ihm gelang, es mit dem ‚Willen' in irgend welche Beziehung zu setzen." Sehr gut wies er dagegen nach, wie man um so weniger denkt, je mehr man in der Abstraktion aufwärts steigt. Die höchsten und allgemeinsten Begriffe, deren sich die spekulative Philosophie zu bedienen pflegt, wie Sein, Wesen, Ding, Werden, Seele, Vernunft, Phantasie, Wille u. s. w., sind auch die ausgeleertesten und ärmsten, leichte Hülsen u. s. w. „Was können", fragt Schopenhauer, „philosophische Systeme leisten, die aus dergleichen Begriffen herausgesponnen sind und zu ihrem Stoff nur solche leichte Hülsen von Gedanken haben?" — „Denn der Verstand", fügt Rau hinzu, „ist bettelarm ohne Sinne, ja er könnte gar nicht entstehen, wenn die Sinne fehlten. Folglich muß der Verstand aus den Sinnen erklärt werden; er kann nichts anderes sein als universelle, in Zusammenhang gebrachte Sinnlichkeit." — „Wenn die Anschauung", sagt Trendelenburg, „das geliehene Gut zurückfordern würde, käme das reiche Denken an den Bettelstab. Das menschliche Denken lebt von der Anschauung und stirbt, wenn es von seinen eigenen Eingeweiden leben soll, den Hungertod."

Somit hätte auch Schopenhauer vollkommen recht, wenn er Kant gegenüber behauptete, daß die Begriffe alle ihre Bedeutung aus ihrer Beziehung zu anschaulichen Vorstellungen erhielten und ohne diese leer und nichtig seien. Kant hat nach Schopenhauer das Verfahren unseres Erkenntnisvermögens gerade auf den Kopf gestellt und kann somit beschuldigt werden, Anlaß zu der auf ihn gefolgten „philosophischen Charlatanerie“, welche die verkehrte Welt als eine „philosophische Hanswurstiade“ zu Markte bringt, gegeben zu haben. Seine sogenannten synthetischen Erkenntnisse a priori sind eitler Dunst. Seine berühmte „Kritik der reinen Vernunft“ ist so unverständlich, daß K. E. Reinhold, sein erster Apostel, gesteht, erst nach fünfmaligem angestrengten Studium in den eigentlichen Sinn derselben eingedrungen zu sein. Kant war kein Kritiker, sondern nur „der konsequente, verstandesklare Dogmatiker des Idealismus, welcher sich das Denken ganz unabhängig von der Empfindung dachte oder ein Denken ohne jede vorausgegangene Empfindung für möglich hielt.“ Dieses widerspricht so sehr allen Anschauungen moderner Physiologie und Naturwissenschaft, daß das Bemühen der heutigen spekulativen Philosophen, Kant aus den unvollkommenen naturwissenschaftlichen Kenntnissen seiner Zeit oder deren falschen Anschauungen herauszureißen und als lebendes Wesen oder Vorbild in unsere Zeit hineinzustellen, sehr thöricht genannt werden muß. Um so thörichter, als man in den meisten Fällen von Kant gerade dasjenige konserviert oder tradiert, worin er irrte oder in den falschen Anschauungen seiner Zeit befangen blieb. Namentlich hat Lange, der „phantasievolle“ Verfasser der Geschichte des Materialismus, geirrt, wenn er annimmt, daß die heutige Physiologie der Sinnesorgane der entwickelte oder berichtigte Kantianismus sei, und daß das Kantische System als ein Programm zu den neueren Entdeckungen auf dem Gebiet der Physiologie betrachtet werden dürfe. Im Gegenteil ist die Physiologie, soweit sie auf dem von Kant vorgezeichneten Wege wandelte, zu schweren Irrtümern verleitet worden, wie dieses der Verfasser an den Beispielen von Helm-

holtz oder Dubois-Reymond im einzelnen nachweist. Von des letzteren berühmter Ignorabimus-Rede mit ihren „phraseologischen und rhetorischen Effekten“ wird gesagt, daß sie zum „ansehnlichsten Teil auf dialektischem Wege erzeugt worden und demgemäß zu beurteilen ist.“ Die bloße Logik hat aber, wenn auch an und für sich noch so korrekt, keinen Wert, wenn sie auf falsche Voraussetzungen, wie z. B. diejenigen der idealistischen Philosophie, gegründet ist. Sie gleicht einer Mühle, welche zwar Mehl von jedem Grade der Feinheit herzustellen imstande ist, aber nur dasjenige wiedergeben kann, was in sie hineingeschüttet worden ist, also z. B. kein Weizenmehl aus Erbsen. Wenn die Kantsche Erkenntnistheorie lehrt, daß nur der Verstand die Dinge zeigt, wie sie wirklich sind, während die Sinne nur lehren, wie sie erscheinen, d. h. wie sie eigentlich nicht sind, so lehrt im Gegenteil die realistische Erkenntnistheorie, daß die Sinne die Dinge zeigen, wie sie sind, während der Verstand nur zeigt, inwieweit dieselben untereinander übereinstimmen oder verglichen werden können, oder inwieweit die eine Erscheinung an Stelle der anderen zu treten vermag. Die spekulative Erkenntnistheorie nimmt das Denken für die Ursache der Empfindung und Anschauungsfähigkeit oder macht das Anschauen zu einer rein intellektuellen Funktion, während die realistische Erkenntnistheorie das Denken aus der Empfindung, der Anschauung oder aus dem Vergleichen von gegenwärtigen oder früheren Sensationen untereinander herleitet. Das Primäre aller Erkenntnis liegt in den sinnlichen Empfindungen und Gefühlen, und der bekannte Satz: „Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu“ wird immer recht behalten. Nach L. Feuerbach ist das Denken nur ein verallgemeinertes, der Partikularität der Sinne entkleidetes Empfinden, und alle Wissenschaft beruht in letzter Linie auf sinnlicher Erkenntnis. Die Verneinung der Sinne ist nach ihm „die Quelle aller Verrücktheit, Bosheit und Krankheit im Menschenleben; die Bejahung derselben die Quelle der physischen, moralischen und theoretischen Gesundheit.“

Die Verwerfung der Sinneszeugnisse von seiten der Metaphysiker ist ein Akt der Willkür, wobei sich der Verstand nicht bloß zum Richter in eigener Sache aufwirft, sondern auch noch die Ungerechtigkeit begeht, die wichtigsten Zeugen des Gegenteils von vornherein mundtodt zu machen. Lange bevor sich der Verstand entwickelt, sagen dem Menschen die Sinne, was er thun und lassen soll; sie sind seine ersten und besten Freunde, während die Aufhebung der Sinnlichkeit den Menschen zu einem unglückseligen Zwittergeschöpf, halb Tier, halb Engel macht und ihn unentschieden zwischen Himmel und Erde hin- und herschwanken läßt. — Das Denken ist kein schöpferischer Akt; es vermag nur, einen Gegenstand künstlerisch oder technisch zu verarbeiten; schaffen oder erschaffen kann es ihn nicht. Der Stoff oder das Sinnliche ist das Erste, der Gedanke oder das auf Grund des Sinnlichen erst sich Vollziehende das Zweite. Der spekulative Philosoph kommt daher nie zur Anschauung der Dinge, weil ihm stets der Begriff als das Erste vorschwebt; die ganze Welt ist für ihn eigentlich nur eine Allegorie seiner Logik, Dogmatik oder Mystik. — Der alte Seelenbegriff ist definitiv aus der Wissenschaft zu entfernen, da in keiner Weise einzusehen ist, wie die Seele auf den Körper und der Körper auf die Seele wirken könne — woraus sich das vollkommen unlösbare Problem der spiritualistischen Metaphysik oder der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Leib und Seele und ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander ergiebt. Die große Popularität oder Anhängerschaft, welche der Spiritualismus von je hatte und immer noch hat, erklärt sich aus bekannten und rein äußerlichen Gründen. Alle ungebildeten oder nicht-denkenden Menschen sind von vornherein Spiritualisten; „denn Jeder möchte das Gut des Lebens für alle Zeiten behalten; keiner will sterben.“ Der von Wundt ersonnene psycho-physische Parallelismus ist nur der metaphysische Rest seiner Psychologie, um deren exakte Behandlung er sich sonst so große Verdienste erworben hat, und erklärt sich daraus, daß auch er sich die Philosophie nicht ohne Metaphysik vorstellen kann. Seine Theorie ist „die letzte und

schmächlichste Fiktion, welche der Spiritualismus noch in der Agonie erzeugt hat."

Was vom Seelenbegriff, gilt auch vom Gottesbegriff. Gott ist eine Sache des Herzens, des Glaubens, des Gemütes, nicht aber des Verstandes oder der wissenschaftlichen Einsicht. „Wie die Anrufung Gottes in den Nöten des Lebens nur ein Ausdruck unserer Hilflosigkeit ist, so ist die Berufung auf Gott in wissenschaftlichen Fragen nur ein Bekenntnis unserer Unwissenheit." Die von dem philosophischen Idealismus provozierte sog. „Gottähnlichkeit des Menschen" erhebt das, was ursprünglich ein Wunsch des Herzens war, zu einer Sache des Verstandes, welche logisch demonstriert werden soll — womit, wie Feuerbach nachgewiesen hat, die spekulative Philosophie zu einer rationalistischen Theologie wird. Es ist eben die alte Geschichte von der ancilla Theologiae, welche das Christentum in der sog. Scholastik auf seine höchste Spitze getrieben hat. „Ist doch die philosophische Grundlage des Christentums in der Hauptsache nichts anderes, als der in der Glut des Gemütes geronnene und erstarrte Inhalt griechischer, altindischer und altägyptischer Philosopheme, gepfropft auf die jüdische Messias-Verheißung."

Der Verfasser schließt seine Schrift mit den Worten seines Gewährsmannes L. Feuerbach: „Die neue Philosophie macht den Menschen mit Einschluß der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstand der Philosophie — die Anthropologie also, mit Einschluß der Physiologie, zur Universalwissenschaft. Homo sum, humani nihil a me alienum puto."

Wir können die Lektüre der trefflichen Schrift allen denjenigen, welche sich in den philosophischen Kämpfen und Krämpfen der Gegenwart an der Hand eines kundigen Führers zurechtzufinden wünschen, angelegentlich empfehlen.





Karl Vogt.



Der Artikel über Karl Vogt im Brockhausschen Konversations-Lexikon (dreizehnte Auflage) schließt mit den Worten: „Neben Moleschott und Ludwig Büchner gilt Vogt als einer der eifrigsten Vorkämpfer des sogenannten Materialismus in Deutschland. Auch ist er entschiedener Anhänger des Darwinismus.“ Von dieser verfehmten Trias sind nun zwei dahin gegangen, wo „der Rest ist Schweigen“; und der Dritte hat nicht mehr weit dahin. Manche fromme Seele wird erleichtert aufatmen, wenn dieses Geschickes Kreise sich vollendet haben werden, ohne daß die Welt darüber zu Grunde gegangen oder wesentlich anders geworden ist. Ob freilich der daraus geschöpfte Trost ein dauernder oder nur ein vorübergehender sein wird, ist eine Frage, die hier nicht näher erörtert werden soll. Meinungen oder Ansichten in ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit haben darüber nicht zu entscheiden, sondern lediglich die nach inneren Gesetzen stetig voranschreitende Wissenschaft, die immer und unter allen Umständen das letzte Wort haben wird und haben muß. Aber neben und

außer denen, die im Stillen an dem Ausbau ihrer speziellen Disziplin arbeiten, muß es auch solche geben, die von Zeit zu Zeit einen orientierenden Blick auf das Ganze werfen und gewissermaßen als „Rufer im Streit" aus der Stille der Laboratorien heraus auf den Markt des Lebens treten und sich berufen fühlen, die ganze Menschheit an den geistigen Wohlthaten des wissenschaftlichen Fortschrittes teilnehmen zu lassen.

Ein solcher „Rufer im Streit" war auch Karl Vogt. Er hat einen nicht geringen Einfluß auf den Geist seiner Zeit geübt. Er hat, obgleich er stets als Hauptrepräsentant des Materialismus angesehen und genannt wird, kein grundlegendes Werk dieser Richtung geschrieben, sondern nur durch gelegentliche Äußerungen oder Einflechtungen seinen materialistischen Standpunkt verraten. Auch ist er zur Anerkennung der Entwickelungstheorie, die dem Materialismus (vulgo Monismus) seine Hauptstärke verleiht, durch den Einfluß des Darwinismus erst in späteren Jahren gelangt, nachdem er vorher ein sehr entschiedener Anhänger der Beständigkeit der Art und ein Gegner der Metamorphosenlehre gewesen war. Da aber dieser Standpunkt zugleich derjenige der Schöpfungshypothese war, so mußte es ihm, dem grundsätzlichen Atheisten, wie eine Art Erlösung erscheinen, als dieser Standpunkt durch den Einfluß der Darwinschen Theorie in seinen Grundfesten erschüttert wurde. In der That besann er sich, unähnlich so vielen seiner gelehrten Kollegen, keinen Augenblick, die neue Wahrheit anzuerkennen und für seine früheren Irrtümer gewissermaßen Abbitte zu leisten. Er selbst zeigt uns diese Umwandlung im zweiten Bande seiner „Vorlesungen über den Menschen" mit dürren Worten an: „Die Lehre von der allmählichen Entwickelung der Typen aus ursprünglichen gemeinschaftlichen Formen heraus hat in neuerer Zeit durch Darwin eine neue geistreiche Begründung gefunden, nachdem sie früher von einigen französischen Forschern, worunter namentlich Lamarck, und den deutschen Naturphilosophen ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, vorgetragen worden war. So, wie sie früher gefaßt wurde, war ich allerdings ein heftiger Gegner und aufrichtiger Bekämpfer

derselben. In der heutigen Fassung dagegen u. s. w. u. s. w." Er schließt, indem er sich auf eine ähnliche Umwandlung der Ansichten von Buffon beruft, mit den Worten: „Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Größerem zu vergleichen, so darf ich wohl auch auf dieses Benefiz der fortdauernden Selbstbelehrung und dadurch bedingten Umwandlung der Ansicht ebenfalls einigen Anspruch erheben." Von da an blieb Vogt allerdings, wie im Brockhaus steht, „entschiedener Anhänger des Darwinismus", obgleich er sich so viel Selbständigkeit der Meinung vorbehielt, daß er nicht blinder Darwinianer wurde, sondern außer den von Darwin geltend gemachten Ursachen der Umwandlung auch noch andere Einflüsse gelten ließ. „Es führen", so sagt er mit vollem Rechte in einer Besprechung der Darwinschen Theorie in der „Kölnischen Zeitung", „viele Wege nach Rom", womit er sagen will, daß die Natur in ihrer unendlichen Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit selten auf einem einzigen, sondern auf vielen verschiedenen Wegen zugleich ihr Ziel erreicht. Übrigens hat Darwin selbst diesen Mangel seiner Theorie später vollkommen begriffen und offen eingestanden. Namentlich gesteht er zu, daß er den ändernden Einfluß der äußeren Lebensumstände und ihrer wechselnden Erscheinungen auf die Umwandlung der Naturwesen viel zu gering angeschlagen habe.

Seinen Ruf als „krasser Materialist" verdankt Vogt wohl hauptsächlich dem in seinen physiologischen Briefen enthaltenen Ausspruch: „Die Gedanken stehen in demselben Verhältnis zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren", — einem Gedanken, der allerdings etwas geschmackvoller hätte ausgedrückt werden können. Hatte doch schon Vogts Vorläufer, der französische Arzt und Philosoph Cabanis (1757 bis 1808), sich etwas feiner und vorsichtiger dahin ausgedrückt: „Das Gehirn ist zum Denken bestimmt, wie der Magen zur Verdauung oder die Leber zur Abscheidung der Galle aus dem Blut." Dennoch hatten bis auf Vogts Zeiten selbst unter den Ärzten und Physiologen über das Verhältnis des Gehirns zum Denken sehr unklare und zum Teil unwahre Vorstellungen geherrscht. Erst die minutiöse

Gehirnforschung unserer Tage hat hierüber helleres Licht verbreitet. Seitdem namentlich experimentell nachgewiesen worden ist, daß das Denken eine Naturbewegung ist und sein muß, wie alle anderen Naturbewegungen, und daß es für die Substanz der centralen Nervenelemente ebenso charakteristisch ist, wie die Bewegung der Zusammenziehung für die Muskelsubstanz oder die Bewegung des Lichtes für den Lichtäther oder die Erscheinungen des Magnetismus für den Magneten u. s. w., ist man in den Stand gesetzt worden, die allgemeine Wahrheit einzusehen, die dem Vogtschen Ausspruch zu Grunde liegt. Denken und Ausdehnung können heutzutage nur noch als zwei Seiten oder Erscheinungsweisen desselben einheitlichen Wesens angesehen werden. Das Urelement alles psychischen Geschehens aber ist die Empfindung, aus der sich der ganze Gedankenreichtum von Mensch und Tier stufenweise in derselben Weise aufbaut, wie sich der körperliche Bau aller lebenden Wesen nach und nach aus dem Urelement der Zelle hervor entwickelt.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Karl Vogt datiert aus der Zeit, wo Vogt als Professor der Zoologie an der Gießener Universität fungierte. Über Vogts Dozententum kann ich nichts sagen, da ich um diese Zeit bereits dem Studium der vorbereitenden Wissenschaften entwachsen war und nahe vor dem medizinischen Examen stand. Das Examen aber war ein durch die politischen Ereignisse des achtundvierziger Revolutionsjahres vielfach gestörtes. Die politische Aufregung hatte alle Gemüter so ergriffen, daß jede andere Beschäftigung mehr oder weniger darunter litt. Auch Vogt hatte sich mit jugendlichem Eifer (er zählte damals erst 31 Jahre) der Bewegung in die Arme geworfen und wurde in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Moriz Carriere von der Stadt Gießen als ihr Vertreter in das Frankfurter Vorparlament entsandt. Zugleich machte man ihn zum Befehlshaber der städtischen Bürgerwehr, die freilich ihren höchst wichtigen Pflichten mehr in den Wirtshäusern als auf dem Schlachtfelde oblag und die öffentliche Ordnung durch das Mittel der öffent-

lichen Unordnung aufrecht erhielt. Trotzdem lief alles glatt ab, mit Ausnahme eines Straßenskandals, bei dem ein Student von der Bürgerwehr dicht unter meinem Fenster erschossen wurde.

Da ich selbst die Ehre hatte, Anführer einer der sogenannten „Rotten“ zu sein, in welche die Bürgerwehr eingeteilt war (sie nannte sich wegen der radikalen Gesinnung ihrer Glieder die „Radikal-Rotte“), so hatte ich Gelegenheit, neben den freundschaftlichen Beziehungen zu Vogt auch in „dienstlichen“ Verkehr mit ihm zu treten, kann mich aber nicht mehr erinnern, ob ich auch Gelegenheit fand, zu beobachten, ob und inwieweit die militärischen Talente des neugebackenen Herrn „Obersten“ seinen sonstigen Talenten entsprachen. Jedenfalls konnten seine Lorbeeren auf diesem Felde nur sehr spärliche sein, weil sein Frankfurter Mandat ihn sehr bald diesem wichtigen Wirkungskreis entriß. Im Vorparlament nahmen unsere Gießener Mandatare selbstverständlich ihren Sitz auf der linken Seite des Hauses, konnten sich aber dennoch nicht entschließen, mit Hecker das Haus zu verlassen, als dieses den Antrag, sich zur konstituierenden Versammlung zu erheben und an die Organisierung der Centralgewalt zu gehen, abgelehnt und damit der Revolution die Spitze abgebrochen hatte. Die Reaktion hatte Zeit gewonnen und wußte diese so trefflich zu benutzen, daß die vielen schönen Reden, die in der auf das Parlament folgenden Nationalversammlung gehalten wurden, wertlos blieben. Nur der Antrag von Schulz auf Errichtung eines „Parlamentsheeres“ hätte noch helfen können, aber auch er scheiterte an der Schwäche und dem Wankelmut der zum Teil sehr unvolkstümlich gesinnten Volksvertreter. Daß sich Vogt dabei als gewandter, mit Schlagfertigkeit und Witz ausgerüsteter Redner der linken Seite des Hauses auszeichnete und seinen vollen Anteil an der damals den Koryphäen entgegengebrachten Begeisterung der großen Menge erhielt, ist bekannt. Als die Nationalversammlung und der Einheitstraum zu Ende war, siedelte Vogt mit dem „Rumpfparlament“ nach Stuttgart über und wurde

einer der fünf „Reichsregenten“, die aber nichts zu regieren hatten, da das Rumpfparlament bald durch Militärgewalt aufgelöst wurde.

Vogt flüchtete nach der Schweiz, wo er bald, nachdem er noch in Nizza zoologische Studien gemacht hatte, an der Genfer Universität eine dauernde Stellung als Professor der Naturgeschichte fand. Hier mischte er sich noch einmal als Mitglied des Großen und Stände-Rates in die Polikik eines kleinen Staates, fand aber bald einen solchen Überdruß daran, daß er sich ganz auf seine Studien und seine sehr fruchtbare Schriftstellerei zurückzog. Das größte Aufsehen unter den Schriften dieser Art dürfte wohl die gegen Rudolf Wagner und dessen im Interesse des Glaubens an eine persönliche Fortdauer gemachte Entdeckung der „Seelensubstanz“ gerichtete Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft“ erregt haben. Das mit beißender Ironie geschriebene Schriftchen erlebte in kürzester Frist mehrere Auflagen und hat wohl das meiste dazu beigetragen, daß die Seelensubstanz-Theorie seitdem in Vergessenheit geraten ist.

Persönlich bin ich Karl Vogt seit seiner Entfernung in die Schweiz nicht mehr nahe getreten; ich hatte seitdem nur einmal Gelegenheit zu flüchtiger Begrüßung in Darmstadt. Auch brieflich bestand keine weitere Beziehung. In der Sammlung von Briefen berühmter Leute an mich befindet sich nur ein Brief von Karl Vogt, der wahrscheinlich durch eine im Auftrage des Buchhändlers Meidinger in Frankfurt a. M. an Vogt gerichtete Aufforderung zur Teilnahme an einem von Meidinger begründeten litterarischen Unternehmen veranlaßt war. Der Brief ist datiert aus Genf „am Festtage, der die Heuchelei der Demut in die Welt gesetzt hat“, aber ohne wirkliches Datum. Da aber am durchgedrückten Poststempel die Zahl 25 und der Buchstabe D zu erkennen ist, so vermute ich den 25. Dezember. Vogt sagt darin seine Beteiligung nach zwei Seiten mit den Worten zu: „1. Eine Besprechung der durch Volgers „Erde und Ewigkeit“ mit großem Nachdruck eingeführten geologischen Neuerungen, denen ich teilweise zu-

stimme, teilweise nicht. 2. Eine erneute Besprechung der im „Köhlerglauben“ berührten Dinge ohne weitgehende persönliche Kritik und Angriff.“ Als Honorar beanspruchte er den „Maßstab seiner Physiologischen Briefe“, die mit 44 Gulden pro Bogen von Cotta und Ricker honoriert wurden. Sehr bitter äußert sich Vogt in diesem Briefe über Volgers „Deutschtümelei“ und dessen Versuche, alle wissenschaftlich eingeführten Benennungen durch Verdeutschungen zu ersetzen. Vogt erinnert sich dabei des ebenfalls deutschtümelnden alten Jahn. „Der Ekel vor dem alten Jahn, der in seinem widerlichen Stinkbarte stets die Reste seiner sämtlichen Mahlzeiten umhertrug, steigt mir allemal bei Erneuerung seiner Hammen und Trummen als Magezog zu Magen.“

Vogt war ein treuer und unerschrockener Wahrheitszeuge, wie sie jedes Jahrhundert nur in wenigen Exemplaren hervorzubringen pflegt. Was er geleistet hat, kann nicht mehr verloren gehen und wird im Gedenken der Nachwelt nicht vergessen werden, wenn auch manches heutzutage anders als in seinem Sinne aufgefaßt wird. Aber auch als Mensch wird er im Gedenken derer, die ihn gekannt haben, fortleben, — als treuer und biederer Freund, als liebenswürdiger Gesellschafter, als witziger Anekdoten-Erzähler und geistvoller Plauderer. Seine zahlreichen Feuilleton-Artikel sprudeln von Witz und Laune und haben es meisterhaft verstanden, auch ernste Gegenstände der Wissenschaft durch geistvolle Behandlung dem Geschmack des großen Publikums angenehm zu machen. Dabei war seine Begabung eine mehr oder weniger universelle und sein geistiger Gesichtskreis ein ungemein ausgedehnter. Vielleicht war seine politische Begabung noch größer als seine wissenschaftliche. Man sagt oft, daß große Männer große Zeiten machen. Aber eben so oft ist auch das Umgekehrte wahr; wie manches Genie, das unter Umständen vielleicht die Welt bewegt hätte, mag unbekannt und unerkannt in der Stille verkümmert sein. Zwischen diesen beiden Extremen hat Vogt, der aus seinem Vaterland Verbannte und seinem wahren

Wirkungskreis Entrissene, das Schifflein seines Lebens hindurch geführt, und er mag wohl mit dem trüben Bewußtsein gestorben sein, daß sein Genius verdient hätte, einen höheren Aufschwung zu nehmen, als ihm die Verhältnisse zu erreichen gestattet haben.





Der Neovitalismus auf der Frankfurter Naturforscher-Versammlung.



Als auf der vorjährigen Naturforscher-Versammlung in Lübeck Herr Prof. Rindfleisch von Würzburg dem Neovitalismus oder der Neulebenskrafttheorie das Wort reden zu sollen glaubte, sah sich Verfasser dieses veranlaßt, seine Stimme dagegen zu erheben. Seitdem haben sich in der Fachpresse eine Anzahl ähnlicher Stimmen vernehmen lassen. Auch war vorauszusehen, daß der einmal angeregte Streitgegenstand nicht ruhen würde. In der That hat ihn — allerdings in weiterer Ausführung — auf der soeben abgelaufenen Naturforscher-Versammlung in Frankfurt a. M. der rühmlichst bekannte jenenser Physiolog und Histolog Prof. Verworn wieder zum Gegenstand eines längeren Vortrags über Erregung und Lähmung in der zweiten allgemeinen Sitzung gemacht. Er wies zunächst darauf hin, wie die eigentümliche Richtung der Zeit zum Mystischen, der Hang zum Übersinnlichen und Phantastischen, der sich auf den verschiedensten geistigen Gebieten bemerkbar mache, auch in der Wissenschaft vom Leben Wurzel zu treiben beginne. Daher rühre der in dieser Wissenschaft gemachte Versuch, das alte Problem der mystischen Lebenskraft, welche längst abgethan zu sein schien, wieder auf die Tages-

ordnung zu setzen. Allerdings müsse man zugeben, daß das, was man heute als „Vitalismus“ oder „Lebenskraft“ bezeichne, wenig Ähnlichkeit oder Gemeinsames mit dem habe, was man in früheren Jahrzehnten darunter verstanden habe. Die moderne Wissenschaft unterscheide zwischen mechanischem und psychischem Vitalismus. Nur der letztere habe eine wissenschaftliche Berechtigung, weil auf der Unerklärlichkeit der psychischen oder seelischen Vorgänge aus mechanischen Bedingungen beruhend, während dagegen als allgemeinstes Ergebnis der bisherigen physiologischen Forschungen der Satz bezeichnet werden könne, daß die Lebenserscheinungen aller Organismen zuletzt auf chemischen Prozessen in der lebendigen Substanz der den Organismus zusammensetzenden Zellen beruhen. Diese chemischen Prozesse, die gewöhnlich als „Stoffwechsel“ bezeichnet werden, bestehen in fortwährender Zersetzung und Umbildung der lebendigen Substanz und vor allem ihrer kompliziertesten Bestandteile, der lebendigen Eiweißkörper oder Biogene. Indem die Zersetzungsprodukte ausgeschieden werden und von außen her eintretende Nahrungsstoffe das Material für die Neubildung liefern, geht ein unaufhörlicher Stoffstrom durch die lebendige Substanz. Der Ausdruck der Umsetzungen, die letzterer im Innern der lebendigen Substanz erfährt, sind die elementaren Lebenserscheinungen des Stoffwechsels, des Energiewechsels und des Formwechsels, das heißt die drei Seiten, nach denen alle Vorgänge in der Körperwelt für uns in die Erscheinung treten. Veränderungen in den äußeren Lebensbedingungen sind es, welche den Reiz oder die Reizung hervorrufen und damit Veränderungen im Organismus erzeugen, deren Untersuchung die Aufgabe der Physiologie bildet. Der eigentliche Sitz und der Elementarbaustein aller lebendigen Organismen ist die Zelle; an ihr muß das allgemeine Verhalten des organischen Lebens erforscht werden. Denn Erregung und Lähmung des Stoffwechsels der Zellen sind die fundamentalen Ursachen der ganzen Fülle der mannigfaltigsten Reizerscheinungen am Organismus. Zersetzung der Körpersubstanz und Neubildung derselben in Verbindung mit



Der Neovitalismus auf der Frankfurter Naturforscher-Versammlung.



Als auf der vorjährigen Naturforscher-Versammlung in Lübeck Herr Prof. Rindfleisch von Würzburg dem Neovitalismus oder der Neulebenskrafttheorie das Wort reden zu sollen glaubte, sah sich Verfasser dieses veranlaßt, seine Stimme dagegen zu erheben. Seitdem haben sich in der Fachpresse eine Anzahl ähnlicher Stimmen vernehmen lassen. Auch war vorauszusehen, daß der einmal angeregte Streitgegenstand nicht ruhen würde. In der That hat ihn — allerdings in weiterer Ausführung — auf der soeben abgelaufenen Naturforscher-Versammlung in Frankfurt a. M. der rühmlichst bekannte jenenser Physiolog und Histolog Prof. Verworn wieder zum Gegenstand eines längeren Vortrags über Erregung und Lähmung in der zweiten allgemeinen Sitzung gemacht. Er wies zunächst darauf hin, wie die eigentümliche Richtung der Zeit zum Mystischen, der Hang zum Übersinnlichen und Phantastischen, der sich auf den verschiedensten geistigen Gebieten bemerkbar mache, auch in der Wissenschaft vom Leben Wurzel zu treiben beginne. Daher rühre der in dieser Wissenschaft gemachte Versuch, das alte Problem der mystischen Lebenskraft, welche längst abgethan zu sein schien, wieder auf die Tages-

ordnung zu setzen. Allerdings müsse man zugeben, daß das, was man heute als „Vitalismus“ oder „Lebenskraft“ bezeichne, wenig Ähnlichkeit oder Gemeinsames mit dem habe, was man in früheren Jahrzehnten darunter verstanden habe. Die moderne Wissenschaft unterscheide zwischen mechanischem und psychischem Vitalismus. Nur der letztere habe eine wissenschaftliche Berechtigung, weil auf der Unerklärlichkeit der psychischen oder seelischen Vorgänge aus mechanischen Bedingungen beruhend, während dagegen als allgemeinstes Ergebnis der bisherigen physiologischen Forschungen der Satz bezeichnet werden könne, daß die Lebenserscheinungen aller Organismen zuletzt auf chemischen Prozessen in der lebendigen Substanz der den Organismus zusammensetzenden Zellen beruhen. Diese chemischen Prozesse, die gewöhnlich als „Stoffwechsel“ bezeichnet werden, bestehen in fortwährender Zersetzung und Umbildung der lebendigen Substanz und vor allem ihrer kompliziertesten Bestandteile, der lebendigen Eiweißkörper oder Biogene. Indem die Zersetzungsprodukte ausgeschieden werden und von außen her eintretende Nahrungsstoffe das Material für die Neubildung liefern, geht ein unaufhörlicher Stoffstrom durch die lebendige Substanz. Der Ausdruck der Umsetzungen, die letzterer im Innern der lebendigen Substanz erfährt, sind die elementaren Lebenserscheinungen des Stoffwechsels, des Energiewechsels und des Formwechsels, das heißt die drei Seiten, nach denen alle Vorgänge in der Körperwelt für uns in die Erscheinung treten. Veränderungen in den äußeren Lebensbedingungen sind es, welche den Reiz oder die Reizung hervorrufen und damit Veränderungen im Organismus erzeugen, deren Untersuchung die Aufgabe der Physiologie bildet. Der eigentliche Sitz und der Elementarbaustein aller lebendigen Organismen ist die Zelle; an ihr muß das allgemeine Verhalten des organischen Lebens erforscht werden. Denn Erregung und Lähmung des Stoffwechsels der Zellen sind die fundamentalen Ursachen der ganzen Fülle der mannigfaltigsten Reizerscheinungen am Organismus. Zersetzung der Körpersubstanz und Neubildung derselben in Verbindung mit

Kontraktion und Expansion sind die elementaren Vorgänge, die sich bei jenen merkwürdigen Wesen, welche wir Amöben oder amöboide Zellen nennen, und welche die Geheimnisse des Lebens in einem mikroskopischen Tröpfchen formloser Substanz bergen, am deutlichsten zu erkennen geben. Gar viele früher unerklärte und seltsame Erscheinungen, die auf die Wirkung einer besonderen Lebenskraft hinzuweisen schienen, lassen sich nunmehr aus den Reizwirkungen an der Zelle erklären, so z. B. das Wachstum der Pflanze in der Richtung einer Wärmequelle u. dgl. Stets ist es der eiserne Zwang eines einseitig wirkenden Reizes, welcher die organische Bewegung beherrscht.

Ganz dasselbe, was für die einzelne Zelle, gilt auch für den Zellenstaat oder für das aus unzähligen Zellen zusammengesetzte, hoch organisierte Lebewesen. Fast alle Lebenserscheinungen im menschlichen Körper sind nur der Ausdruck eines großen, gewaltigen, aber im höchsten Grade verwickelten Getriebes von Erregungs- und Lähmungsvorgängen in den Zellen des Nervensystems. Dieses Getriebe zu entwirren, den mechanischen Zusammenhang der Lebenserscheinungen des Körpers mit den Vorgängen in den Zellen des Centralorgans zu erforschen, ist der Ehrgeiz der Physiologie, die Sehnsucht der Medizin.

Somit reduziert sich das Prinzip des Lebens auf nach chemischen, physikalischen und mechanischen Gesetzen vor sich gehende Stoffwechselvorgänge, die allerdings bis jetzt nur zum kleinsten Teile gründlich erforscht sind. Aber dieser Mangel unseres Wissens giebt uns kein Recht, an eine besondere, im lebenden Körper wirkende Kraft zu appellieren, welche doch schließlich nichts weiter ist als eine Ausflucht oder ein Mittel, um unsere Unwissenheit vor uns selbst zu verbergen, oder einer jener vielen dei ex machina, welche in der Geschichte der Wissenschaft von jeher gebraucht worden sind, um einem unentwirrbaren Rätsel zu entrinnen. Wenn daher Herr Verworn sich bemüßigt sieht, im Eingang seines Vortrags auch den Materialismus, diesen ewigen Prügelknaben, herbeizuziehen, und ihm den Vorwurf macht, daß

er die psychischen Erscheinungen mechanisch erklären wolle und dieses nicht könne, so irrt er in doppelter Hinsicht. Der Materialismus will weder eine solche Erklärung liefern, noch kann er es. Wenn er es könnte, so wäre ja der ganze Streit längst zu seinen Gunsten entschieden. Aber er kann es ebensoviel und ebensowenig wie der Spiritualismus oder alle ihm entgegenstehenden philosophischen und physiologischen Schulen. Der Vorwurf des Herr Verworn trifft daher die dem Materialismus feindlichen Richtungen ganz in gleicher Weise wie diesen selbst. Aber die Unerklärbarkeit eines Vorganges oder Verhältnisses berechtigt uns nicht, dessen Thatsächlichkeit zu leugnen oder zu seiner Erklärung einen Begriff herbeizuziehen, welcher selbst erst der Erklärung bedarf. Eine solche Thatsächlichkeit ist nun aber die untrennbare Verknüpfung von Psychischem und Physischem, über welche die tägliche Erfahrung ebensowenig Zweifel läßt wie die Wissenschaft — letztere namentlich in der Form der vergleichenden Anatomie und Psychologie. Von der untersten Stufe des Seelenlebens oder der Empfindung, noch tiefer der Reizbarkeit, ausgehend, erhebt sich das seelische resp. geistige Leben langsam und allmählich auf Grund stufenweise sich steigernder Organisationsverhältnisse bis zu seiner letzten Höhe und zeigt sich auf jeder dieser Stufen im gesunden wie im kranken Zustande unmittelbar abhängig von den materiellen Zuständen des ihm dienenden körperlichen Organs. Wie kann nun ein vorurteilsfreier Verstand anders schließen, als daß hier ein ganz bestimmter gesetzmäßiger und in keiner Weise lösbarer Zusammenhang besteht und bestehen muß? Will man, wie dieses Herr Verworn vorschlägt, die Lebenserscheinungen von psychologischen Gesichtspunkten aus zu verstehen suchen, so wäre dieses wissenschaftlich gerade so einseitig, wie der entgegengesetzte Versuch. Ein „psychischer" Vitalismus wird daher ebensowenig zur Lösung des alten Rätsels gelangen, wie ein mechanischer. Der Standpunkt, der hier allein maßgebend sein kann, kann daher, wenn man ihn mit einem philosophischen Kunstausdruck bezeichnen will, nur derjenige des Monismus

oder der prinzipiellen Einheit von Seele und Leib, Geist und Stoff, Leben und Substanz sein, und jeder Schritt, den die Wissenschaft auf diesem Wege fernerhin thun wird, kann nur dazu dienen, uns diese Einheit deutlicher und greifbarer zu machen und die Versuche der Wiederbelebung der Lebenskrafttheorie — einerlei ob in alter oder neuer Gestalt, ob als mechanischer oder als psychischer Vitalismus — zurückzuweisen. Denjenigen, die eine prinzipielle Scheidung zwischen Physischem und Psychischem machen, läge vor allem andern die Verpflichtung ob, nachzuweisen, wie es möglich sei, daß zwischen zwei an sich ganz verschiedenen Dingen, nämlich einem Ausgedehnten, nicht Denkenden, und einem nicht Ausgedehnten, Denkenden, eine Wechselwirkung möglich sei, wie das eine von dem andern Eindrücke empfangen und sie wieder zurückgeben könne. Aber einen solchen Nachweis hat, wie D. Strauß treffend bemerkt, noch keine Philosophie geliefert, und wird nie eine solche liefern. Hat doch schon der alte Lukretius Carus in einer Strophe seines berühmten Gedichtes, mit deren Wiedergabe dieser Aufsatz beschlossen sein mag, jene Unmöglichkeit treffend gekennzeichnet:

„Denn daß sich Sterbliches je mit Unsterblichem sollte verbinden,
„Und sich zu einem Gefühl und vereinigter Wirkung gesellen,
„Unsinn ist es zu glauben."





Das Unerkennbare.



Es würde amüsant sein, wenn es nicht zu ermüdend wäre, die Menge von Geist aufzuzählen, welche angewendet worden ist, um die arme mißleitete Menschheit unter dem Drucke der Phantome ihrer Kindheit zu erhalten. Immer hat man dahin gestrebt, eine geistige Ursache zu entdecken, welche ohne jede Rücksicht auf das materielle Dasein den Entwickelungsgang des Weltalls leitet und beherrscht. Aber die Wissenschaft kennt keine Entwickelung außerhalb dieses Daseins, und alle Versuche entgegengesetzter Art enden in träumerischen Visionen. Daher jener bekannte Konflikt zwischen religiöser und wissenschaftlicher Weltanschauung, welcher die ganze Menschheitsgeschichte durchsetzt und um so dringender oder drohender wird, je weiter die Wissenschaft in der Erklärung natürlicher Zusammenhänge nach Maßgabe des Kausalitätsgesetzes oder des Verhältnisses von Ursache und Wirkung voranschreitet. Zwar werden fortwährend Versuche gemacht, beide Denkrichtungen auf eine mehr oder weniger rationelle Weise miteinander zu vereinigen; aber der Widerspruch zwischen dogmatischer Theologie und moderner Wissenschaft ist zu groß und ernsthaft, als daß er auf künstliche Weise überbrückt werden könnte. Man hat sich daher auf andere Weise zu helfen gesucht, indem man empfahl,

das Gebiet des religösen Glaubens ganz von der gefährlichen Infektion durch das Wissen entfernt zu halten und jedes der beiden Gebiete unabhängig von dem anderen zu bearbeiten. Den größten Vorteil von dieser Trennung hatte die Wissenschaft selbst, indem sie nunmehr ihre eigenen Wege gehen konnte und sich nicht mehr genötigt sah, fortwährend mit religiösen Vorstellungen paktieren zu müssen. Aber andererseits konnte sie auch nicht den Wunsch hegen, einen förmlichen Gegensatz oder Kriegszustand zu dem durch Jahrtausende geheiligten religiösen Glauben hervorzurufen.

Aus diesem Dilemma haben die Engländer, welche ja ein praktisches Volk sind, einen sehr bequemen Ausweg gefunden, welcher, wenn auch logisch sehr angreifbar, ihren Gelehrten erlaubte, auf ihrem Gebiete ohne jede Verletzung des Kausalitätsgesetzes, aber auch ohne Verletzung des religiösen Gefühls voran zu gehen. Es ist die bekannte Unterscheidung zwischen sog. Primär- und Sekundär-Ursachen, wobei der Forscher oder Gelehrte sich nur mit den letzteren zu beschäftigen hat, ohne jedoch die Existenz einer alle sekundären Ursachen beherrschenden Primär-Ursache in Frage zu stellen. Auf diese Primär-Ursache braucht sich seine Forschung nicht zu erstrecken; sie liegt auf einem Gebiete, das dem Glauben, der Religion und der Theologie vorbehalten bleibt. Auf diese Weise hat der englische Gelehrte sein Gewissen salviert, ohne mit den religiösen Bedürfnissen seiner Zeit, und vielleicht auch seinen eigenen, in Konflikt geraten zu müssen.

Freilich konnte man sich auf die Dauer nicht verhehlen, daß diese Theorie im Grunde nur eine Verlegenheits-Ausflucht war und der Logik unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Dieses mag Veranlassung dafür geworden sein, daß man neuerdings nach dem Vorgange des berühmten englischen Philosophen Herbert Spencer und unter Anwendung einer etwas größeren Dosis von Resignation die Theorie von der Primär-Ursache in diejenige des Unknowable oder Unerkennbaren umwandelte. Die Existenz der Primär-Ursache als solcher wurde festgehalten, aber zugleich zugegeben, daß dieselbe unseren Erkenntnismitteln völlig

unzugänglich sei — womit freilich der Theologie in Bezug auf ihren Gegenstand jede wissenschaftliche Berechtigung abgesprochen war. Eine indirekte Kriegserklärung gegen theologische Anschauungen, welche durch die frühere Theorie vermieden werden sollte, war damit ausgesprochen. So angesehene Namen, wie Charles Darwin oder Thomas Huxley u. s. w. schlossen sich der Theorie an, welche auch als „Agnosticismus“ bezeichnet wurde und ihren Anhängern den Namen der „Agnostiker“ eintrug. Bei dem Besuche, welchen Verfasser dieses im Jahre 1881 (also nur ein halbes Jahr vor dem Tode des großen Mannes) Herrn Darwin auf dessen Landgut machte, verteidigte der letztere mit Wärme diesen Standpunkt gegenüber meinen und meines Begleiters (Dr. Aveling) mehr atheistischen Anschauungen. Nachdem die Sache theoretisch genügend erörtert war, ging er auf ihre praktische Seite über und meinte, daß nichts dabei gewonnen würde, wenn es uns gelänge, die Massen für unsere Ideen zu gewinnen. „Dieses Alles,“ sagte er, „ist sehr gut für guterzogene, gebildete und denkende Menschen, aber sind die Massen reif dafür?“ Wir hätten entgegnen können, daß sogenannte Nützlichkeitsgründe der Wahrheit und ihrer Aufsuchung gegenüber gar nicht in Betracht kommen könnten, und daß sich die letztere überdem bis jetzt immer und überall als der Menschheit nützlich erwiesen habe. Aber wir begnügten uns damit, das Argumentum ad hominem in Anwendung zu bringen und ihm vorzuhalten, ob nicht dieselben Fragen, welche er jetzt an uns richte, seinerzeit auch an ihn selbst gerichtet worden seien, als er sein unsterbliches Werk über den Ursprung der Arten veröffentlichte? Gar Viele hätten damals gemeint, es wäre besser für die Menschheit gewesen, wenn diese revolutionären Wahrheiten nur wenigen Urteilsfähigen mitgeteilt worden und der großen Menge verborgen geblieben wären. Neue oder umwälzende Ideen würden immer wieder gefürchtet und als gefährlich für die Öffentlichkeit angesehen, während sich hinterher das Gegenteil herauszustellen pflege. Aber er selbst hätte glücklicherweise diese Furcht nicht geteilt und die Massen als reif für die Annahme seiner Ideen erachtet.

Hätte er geschwiegen oder nur für die Intimen der Wissenschaft geschrieben, so würde der große Fortschritt des menschlichen Denkens, der durch ihn angeregt worden sei, vielleicht noch lange haben auf sich warten lassen oder vielleicht auch gar nicht gemacht worden sein. So aber sei sein eigenes großes Beispiel eine Ermutigung für jeden Denker, dasjenige, was er für wahr halte, der Welt bekannt zu geben.

Übrigens hatte sich Darwin schon früher förmlich zur Theorie des Agnosticismus bekannt; denn in einem Briefe an Fordyce vom Jahre 1879 heißt es wörtlich: „Ich bin kein eigentlicher Atheist. Der Name ‚Agnostiker' würde wohl die beste Bezeichnung für meinen Seelenzustand sein."

Daß dieser Standpunkt von seiten des englischen Freidenkertums nicht unangefochten bleiben konnte, war zu erwarten. Ein mit D unterzeichneter Artikel in dessen Hauptorgan „National Reformer" erklärte bei aller Hochachtung vor Spencers philosophischen Fähigkeiten und Verdiensten seine Erfindung des Unknowable für einen Mißgriff, welcher die wirkliche Lösung des Rätsels nicht fördere, sondern im Gegenteil hindere, indem wir nun glaubten, die Lücken unserer Weltlehre mit einem hochtönenden Wort ausgefüllt zu haben. Es mag recht unangenehm sein, sagt der Artikelschreiber, daß unsere Karte des Weltalls so viele weiße Stellen enthält; aber wenn dieses mit dem wirklichen Stand unserer Kenntnisse zusammenstimmt, wie wollen wir es bessern, als dadurch, daß wir unsere Kenntnisse erweitern? Nicht durch lächerliche Beseitigung unserer Schwierigkeiten, indem wir dieselben an ein „Unerkennbares" verweisen, sondern durch ehrliche und nüchterne Befolgung der Wege vernünftiger Wahrheit und vernünftiger Pflicht kann der Kampf gewonnen und die Menschheit weiser und glücklicher gemacht werden.

Der englische Autor hätte, wenn er mit deutscher Philosophie vertrauter gewesen wäre, dem hinzufügen können, daß das Unknowable des Herrn Spencer nichts Neues, sondern eine alte

Erfindung der spekulativen Philosophie ist. Es ist mehr oder weniger gleichbedeutend mit dem Kantschen „Ding an sich", mit der Hegelschen „Idee", mit dem Schopenhauerschen „Willen", mit dem Hartmannschen „Unbewußten" oder dem Ignorabimus des eben verstorbenen Du Bois-Reymond und so mancherlei anderen Bezeichnungen, welche man zu allen Zeiten erfunden hat, um dem bekannten Asylum ignorantiae einen wohlklingenden Namen zu geben. Schon das berühmte „Prakriti" der Inder oder die platonischen Ideen lassen sich auf einen ähnlichen Gedankengang zurückführen, dessen frühester Anfang in der bekannten und zum Teil die erste Entstehung religiöser Ideen vermittelnden Scheu oder Furcht des Urmenschen vor dem Unbekannten gesucht werden mag. Je weiter oder umfangreicher dieses Gebiet des Unbekannten ist, um so größer ist auch die Versuchung, das Unerkennbare dafür verantwortlich zu machen, während umgekehrt jeder Fortschritt des Wissens das Gebiet des letzteren zurückdrängt. Mit jedem Schritt, den die Wissenschaft vorwärts macht, weicht Gott oder die Erklärung aus dem Unerkennbaren einen Schritt zurück. Vielleicht liegt die ganze Schwierigkeit der Frage in der nicht genügenden Trennung oder Unterscheidung, welche man zwischen den Begriffen des Unerkannten und des Unerkennbaren macht. Vortrefflich spricht sich über diesen Punkt ein Artikel über das Unknowable in der in Chicago erscheinenden monistischen Zeitschrift „Open Court" vom monistischen Standpunkte aus. Das Unbekannte, so setzt derselbe auseinander, ist in keiner Weise das Unerkennbare; denn unsere Unwissenheit über einen Gegenstand rechtfertigt nicht die dogmatische Versicherung, daß er überhaupt unerkennbar sei.

Der Glaube an das Unknowable ist der bezeichnende Zug des Agnosticismus, und dieser letztere ist ebenso wohl dualistisch wie supranaturalistisch. Er trennt die Welt in zwei verschiedene Existenzen, d. h. in die natürliche und erkennbare Welt und in das unerkennbare oder mystische Reich, welches entweder jenseits der Natur liegt oder sich dergestalt mit derselben verwebt, um ihre

offenbarsten und durchsichtigsten Erscheinungen dunkel und rätselhaft erscheinen zu lassen.

Der eigentliche Vater des Agnosticismus ist weniger Spencer als vielmehr Kant, welcher die Welt in die unseren Erkenntnismitteln allein zugängliche Erscheinung und in das unerkennbare Ding an sich trennte.

Wenn Kant nachwies, daß alle Erkenntnis relativ, und daß absolute Erkenntnis unmöglich ist, so ist er unzweifelhaft im Recht. Aber wenn er, um die alte Theologie zu retten, die Erkenntnis einschränkt, um Raum für den religiösen Glauben zu schaffen, so geht er zu weit. Die Existenz eines Dinges ist nur möglich, in so weit sich dasselbe manifestiert, während eine absolute Existenz ohne Manifestation eine Nicht-Existenz, eine contradictio in adjecto oder eine Unmöglichkeit ist. Dieser Gedanke liegt wohl auch dem Hegelschen Paradoxon zu Grunde: „Existenz und Nichtexistenz sind identisch."

Die Welt besteht nicht aus Dingen, welche in einem Nebel begraben sind; und Naturerscheinungen sind nicht Wirkung transscendenter Ursachen aus übernatürlichen Quellen. Die Natur ist ein Ganzes für sich, und alle ihre Erscheinungen sind durch das Kausalitätsgesetz unter einander verbunden, welches Gesetz gleichbedeutend ist mit der mathematischen Formel: „Ein mal Eins ist Eins" oder mit der Identität im Wechsel. Dasselbe besagt, daß bei jedem Wechsel der Dinge die Elementar-Atome dieselben bleiben, und daß nur die Form durch Umsetzung derselben wechselt.

Das Kausalitätsgesetz, welches niemand leugnet, ist auch die Ursache dafür, daß die Natur erkannt werden kann, und daß wissenschaftliche Forschung nichts anderes bedeutet als Aufsuchung der Ursachen von Wirkungen. Es giebt gar viele Probleme, welche noch nicht gelöst werden konnten, und unzählige Dinge, von denen wir noch nichts wissen; aber es giebt keine Erscheinungen in der Welt, welche an und für sich unbegreiflich wären. Die Natur ist erkennbar, und das Wesen der Natur ist

Verständlichkeit; es giebt keine über- oder außernatürliche Existenz jenseits der Natur.

Der gewöhnliche Einwand der Agnostiker gegen die Ablehnung des Unknowable ist der, daß niemand erklären kann, was Materie an und für sich ist. Wir wissen, was Metall oder Holz ist; aber das letzte Wesen oder Prinzip von Metall oder Holz ist unerkennbar.

Dieser Einwand zeigt, wie dualistisch der Agnosticismus ist. Der Agnostiker oder derjenige, welcher diesen Einwand erhebt, betrachtet das Holz einerseits als ein erkennbares Ding mit Eigenschaften, welche experimentell nachgewiesen werden können. Aber auf der anderen Seite vermutet er hinter oder neben diesem erkennbaren Dinge eine unbekannte Wesenheit, welche Materie heißt. Und diese unbekannte oder unerkennbare Materie soll die Ursache der erkennbaren sein, welche in diesem Falle Holz oder Metall heißt!

Das Wort „Materie" ist eine Verallgemeinerung oder ein Symbol, abstrahiert von allen verschiedenen Arten derselben, aber es bezeichnet nicht ein für sich bestehendes, geheimnisvolles Wesen.

Dasselbe gilt für alle sonstigen Verallgemeinerungen, welche nur dann geheimnisvoll werden, wenn man sie infolge eines Mißverständnisses als wirkliche Dinge neben oder außerhalb derjenigen betrachtet, von denen man sie abstrahiert hat.

Ein anderer Einwand der Agnostiker bezieht sich auf die Unbegreiflichkeit des Unendlichen, welches man zugleich als den Gegenstand religiöser Verehrung betrachtet. Auch Professor Max Müller scheint in seiner Erklärung des Begriffes „Religion" dem beizustimmen. Indessen ist dabei so wenig Geheimnisvolles, wie bei den übrigen Abstraktionen. Es ist einfach ein mathematischer oder arithmetischer Begriff oder Prozeß ohne Begrenzung. Einerlei ob wir unseren Blick nach den Weiten des Himmels und dem Milchstraßenring oder in das Innere eines Tropfens von Quecksilber richten, nirgends finden wir eine Begrenzung, welche unserer Phantasie verbieten würde, weiter vorzudringen. Das

unendlich Kleine ist so wenig ein Dasein für sich, wie das unendlich Große und eines so wenig geheimnisvoll wie das andere.

Das Unknowable ist ein Dogma in dem negativen Glauben des Agnostikers, welcher sich an dasselbe wie an ein Heiligtum anklammert. Er schließt, daß dasselbe existieren muß, weil der Mensch nicht die Gesamtheit der Natur erfassen oder die letzte Ursache der Erscheinung begreifen kann. Das Weltall im großen wie kleinen ist für ihn so wunderbar und voll Geheimnis, so unbegreiflich, daß wir notwendig an die Existenz des Unknowable glauben müssen. Aber die Natur ist, wie gesagt, nicht an sich unerkennbar; sie ist es nur in relativem Sinne. Der Agnostiker giebt dies zu, findet aber, daß die Ursache der Welt unerkennbar sei. Indessen ist es eine Thorheit, nach einer Ursache der Welt zu fragen, da sofort die Frage nach der Ursache der Ursache die Erreichung eines Endzieles unmöglich macht. Die Existenz ist eben eine Thatsache und weiter nichts.

Das Unknowable muß als eine Personifikation oder wenigstens als eine Substantiation einer abstrakten Idee betrachtet werden. Goethe sagt irgendwo, daß „der Mensch selten ahnt, wie anthropomorphistisch er ist“.

Der Glaube an das Unknowable bildet vielleicht, wie A. Comte sagt, in der großen psychologischen Entwickelung der Menschheit den natürlichen Übergang zwischen dem Standpunkt des alten theologischen Glaubens und dem wissenschaftlichen Positivismus. Der sicherste Weg, um aus dem Irrgang des agnostischen Unknowable herauszukommen, ist die Feststellung des Erkennbaren. Die Natur mit allen ihren reichen und wunderbaren Werken liegt innerhalb der Sphäre des Erkennbaren; auf Fragen nach der letzten Ursache aller Existenz giebt es, wie gezeigt wurde, keine Antwort.

Man hat die menschliche Seele infolge dualistischer Mißkennung als übernatürlich angenommen, weil sich dieselbe weit über alle übrigen natürlichen Existenzen erhebt. Aber trotz dieser

Erhebung bleibt sie auch Natur — nur Natur einer höheren Art oder Ordnung.

Wenn die Natur als solche wunderbar ist, so ist es am wunderbarsten, daß ihre verwickeltsten und am schwersten zu durchschauenden Erscheinungen eben so wunderbar einfach in ihren letzten Ursachen und Zusammenhängen sind. Die zu lösenden Probleme, die sie uns aufgiebt, sind zahllos, das Feld der Forschung ist unbegrenzt. Aber alle Probleme sind lösbar, soweit es die Ursachen natürlicher Erscheinungen betrifft; ein Unknowable kennt die Natur nicht. —

Soweit der Engländer von seinem streng monistischen Standpunkt aus! Er mag recht haben in allem, was die natürlichen Zusammenhänge des Daseins oder die natürliche Weltordnung betrifft. Aber das letzte Rätsel des Daseins, über welches die Menschen niemals aufhören werden, sich die Köpfe zu zerbrechen oder die ewige Frage nach dem Warum? ist damit nicht gelöst. Will man dieses Rätsel mit dem Namen des Unknowable bezeichnen, so wäre an und für sich nicht viel dagegen einzuwenden, wenn kein Mißbrauch mit dem Wort getrieben und dasselbe nicht benutzt wird, um theologischen Dogmen oder metaphysischen Hirngespinnsten als Grundlage zu dienen. Freilich liegt die Gefahr eines solchen Mißbrauches sehr nahe, wenn auch nicht von seiten der Theologen und Philosophen, welche es wohl vorziehen werden, ihre alten und bequemeren Bezeichnungen beizuhalten. Ob das Wort in seinem Geburtslande mehr Aussicht hat oder haben wird, als bei uns, sich dauernd zu erhalten, ist uns unbekannt. Das Losungswort des deutschen Freidenkertums bleibt nach wie vor dasselbe:

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Toten aufersteh'n;
Doch das Wie ist sonnenklar,
Wenn die Welt wir recht versteh'n."





Wahrheit und Dichtung im Hypnotismus.



Motto: „Wir müssen bei Beobachtung der künstlichen Starre mit großer Vorsicht umgehen, weil die Hypnose leicht simuliert werden kann und weil intrigante Hysterische und spekulative Dirnen kritiklose Gelehrte und überkluge oder schwachsinnige Laien leicht an der Nase herumführen."
M. Benedikt.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß alles Neue auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst oder Litteratur leicht zu Übertreibungen verführt oder Hoffnungen erweckt, welche weit über das vernünftigerweise zu Erwartende hinausgehen. Namentlich ist dieses dort der Fall, wo sich ein mystisches Element mit hineinmischt und wo der alte, nie ganz zu beseitigende Wunderglaube der Menschheit Nahrung zu finden hofft. Welche Hoffnungen und Übertreibungen sind zum Beispiel, um an eine Erfahrung aus der jüngsten Zeit anzuknüpfen, an das neu entdeckte „Gedankenlesen" angeknüpft worden, bis man sich überzeugte, daß es ein solches im wahren Sinne des Wortes nicht giebt und daß die Kunst der Gedankenleser eine in keiner Weise die natürlichen Erkenntnismittel überschreitende ist. Man pflegt zwar bei derartigen Dingen immer an das berühmte Wort Hamlets zu erinnern, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als sich unsere

Schulweisheit träumen läßt, und darauf hinzuweisen, daß unsere Kenntnis der Naturgesetze eine hinreichend unvollkommene ist, um nicht selbst die anscheinend wunderbarsten Dinge sofort in Zweifel ziehen zu dürfen. Dennoch hat eine reiche und immerfort sich wiederholende Erfahrung gezeigt, daß alles, was mit anerkannt zweifellosen Naturgesetzen im unvereinbaren Widerspruch steht, bei genauerer Untersuchung und wissenschaftlicher Prüfung sich als Schwindel oder Täuschung herausstellt. Noch niemals ist es einem Anhänger des Spiritismus gelungen, den Gesetzen der Schwerkraft Hohn zu sprechen und bloß durch die Kraft seines Willens oder Gedankens ohne körperliche Berührung einen Stuhl von seiner Stelle zu rücken oder eine Klaviertaste anzuschlagen oder einen noch so leichten Gegenstand von seiner Unterlage zu entfernen, selbst wenn er dazu die Mithilfe einer ganzen Armee seiner Glaubensgenossen in Anspruch genommen hätte. Diejenigen, welche sich stets auf die Existenz noch unerkannter Naturgesetze berufen und auf deren Grund zum Beispiel eine Fernwirkung des Gedankens oder ein Magnetisieren aus der Ferne oder die Existenz einer hellseherischen Fähigkeit und ähnliches annehmen zu dürfen glauben, hätten doch vor allem die Verpflichtung, solche Naturgesetze aufzusuchen und deren Existenz auf wissenschaftliche Weise zu demonstrieren. Aber dazu sind sie niemals imstande. Sie begnügen sich damit, angebliche Thatsachen vorzuführen und, da diese Thatsachen auf natürliche Weise nicht zu erklären seien, daraus mittelst eines logischen Seiltänzersprungs auf unnatürliche oder übernatürliche Ursachen zu schließen. Sie wissen oder bedenken aber nicht, welchen Schwierigkeiten die wissenschaftliche Konstatierung der einfachsten Thatsache unterliegt. Entweder stellt sich bei näherer Prüfung die Thatsache als überhaupt nicht vorhanden heraus, oder es zeigt sich, daß die Auslegung derselben im Sinne des Wunder- oder Aberglaubens eine total irrige war. Ist die Thatsache in ihrer Ursächlichkeit überhaupt nicht zu erkennen, so wird sich der gewissenhafte Forscher einstweilen dabei beruhigen und auf die Zeit hoffen, wo der Fortschritt des Wissens

diese Ursächlichkeit aufhellen wird. Niemals aber wird er dem Schluß zustimmen, daß das Kausalitätsgesetz an dieser Stelle eine Unterbrechung erleiden muß. Am allerwenigsten wird dieses bei den bekannten Taschenspielerkunststückchen der spiritistischen Medien der Fall sein. Wenn zum Beispiel ein gefesselter Mensch hinter einem Vorhang allerhand komische Mätzchen aufführt, so ist dies eine Thatsache, aus welcher aber nicht geschlossen werden kann, daß dieser Mensch wunderbare oder übernatürliche Fähigkeiten besäße oder daß ihm unsichtbare Geister zu Hilfe kämen, sondern nur, daß er auf eine uns unbekannte Weise sich aus seinen Fesseln zu befreien vermocht hat. Oder wenn unter den Händen eines Mediums ein Tisch im Zimmer umherspringt und allerhand tolle Streiche ausführt, so ist dieses abermals eine Thatsache, deren Erklärung aber nicht zu der Annahme berechtigt, daß ein in den Tisch gefahrener unsichtbarer Geist denselben bewegt habe — und zwar bloß deswegen, weil man eine bessere Erklärung augenblicklich nicht zur Hand hat. Oder wenn — um auf ein höheres Gebiet überzugreifen — ein hellsehendes Medium unter hundert falschen Angaben einmal eine richtige oder zutreffende macht, so liegt doch jedenfalls die Erklärung aus dem Zufall näher als jede andere, den bekannten Gesetzen sinnlicher Wahrnehmung widersprechende. Man sieht an diesen Beispielen, die beliebig hätten vermehrt werden können, auf welche unverantwortliche Weise mit angeblichen Thatsachen, die obendrein in der Regel nicht einmal auf ihre Thatsächlichkeit ernstlich geprüft worden sind und zumeist auf Hörensagen beruhen, gewirtschaftet zu werden pflegt. Das ganze große Gebiet der Ahnungen, der zweiten Gesichte, der Träume, der Geistererscheinungen und so weiter gehört hierher. Dazu kommt der gewaltige Einfluß der Phantasie, welche alles übertreibt und in einem gefärbten Lichte erscheinen läßt. Diese Phantasie spielt bekanntlich bei der Mehrzahl der Menschen eine die klare Denkkraft überwuchernde Rolle und verleitet sie, den gewagtesten Sprüngen derselben ein mehr als geneigtes Gehör zu schenken. Die eklatantesten Beispiele für diesen

gewaltigen Einfluß liefern uns Geschichte und tägliches Leben. Man denke an das Luthersche Tintenfaß, an die auf Besenstielen durch die Luft reitenden Hexen, an die Heiligenerscheinungen, an die Du Prelschen Gespenster, welche durch geschlossene Thüren hindurchgehen, an die Geisterstimmen und Geistererscheinungen und ähnliches.

Selbst die Wissenschaft ist weit davon entfernt, diesem verderblichen Einfluß der Phantasie entzogen zu sein. Sie spielt ihre Rolle bald auf diesem, bald auf jenem Felde, bald in dieser, bald in jener Gestalt oder Form. Sie mag einen Teil der Schuld daran tragen, daß von verschiedenen Autoren über denselben Gegenstand die verschiedensten Meinungen geäußert oder daß auf demselben Gebiet die verschiedensten Erfahrungen oder Beobachtungen gemacht werden. Wenn man beispielsweise die moderne Litteratur über den seit zwei oder drei Jahrzehnten zu einem wissenschaftlichen Modeartikel gewordenen Hypnotismus studiert, so wird man derart erschreckt und verwirrt durch die endlose Masse widersprechender und mehr oder weniger unkritischer Beobachtungen und Behauptungen, daß man es fast für ein unmögliches Unternehmen ansehen muß, diesen Augiasstall unkontrollierter Angaben oder angehäuften wissenschaftlichen Unrates zu misten und den kleinen Kern von Wahrheiten aus seinen Umhüllungen herauszuschälen. Dennoch hat der Verfasser dieses Aufsatzes die freundliche Aufforderung des Redakteurs dieser Blätter zu einer solchen Arbeit im Interesse der Wahrheit nicht abschlägig bescheiden zu sollen geglaubt und muß den geehrten Leser nur bitten, eine allenfalls nicht vollständig gelungene Lösung mit der Schwierigkeit der Aufgabe entschuldigen zu wollen. Allerdings weisen die enthusiastischen Verehrer oder Anbeter der hypnotischen Weisheit alle solche, welche nicht selbst während längerer Zeit hypnotisch experimentiert haben, als unfähig zur Beurteilung zurück, während in Wirklichkeit eher das Gegenteil der Fall sein dürfte. Der der ganzen Sache objektiv und kühl gegenüberstehende Beurteiler hat eher Aussicht, das Richtige zu treffen, als

derjenige, welcher durch seine Experimente ein übertriebenes, wenn auch menschlich sehr entschuldbares Interesse an denselben gewonnen hat, und namentlich als derjenige, welcher darüber ein Buch geschrieben hat. Es geht ihm wie dem Dr. Sangrado in dem berühmten Roman „Gil-Blas“, welcher seine Heilmethode trotz ihrer Mißerfolge während einer großen Epidemie nicht aufgeben zu können erklärte, weil er ein dieselbe rühmendes Buch geschrieben habe.

Glücklicherweise hat sich die Beurteilung der ganzen Sachlage dadurch sehr vereinfacht, daß sich neuerdings die hypnotisierenden Ärzte und Schriftsteller nach dem Vorgang der Nanziger Schule fast einstimmig dahin erklärt haben, daß es eine eigentliche Hypnose in dem früher angenommenen Sinne nicht giebt, sondern daß alles, somit auch der hypnotische Schlaf, auf Suggestion (Eingebung, Einflüsterung, Überredung) beruht. Man hat es daher nur noch mit dem, freilich in seinem ganzen Umfang schwer bestimmbaren Begriffe der S u g g e s t i o n zu thun. Es hat dieser Begriff eine viel größere und weitere Bedeutung als derjenige der bloß hypnotischen Suggestion, und die ganze geistige und sittliche Erziehung des Menschengeschlechts liegt gewissermaßen darin verborgen. Eine strenge Trennung zwischen Suggestion im hypnotischen Zustand und solcher im Wachzustand ist daher gar nicht nicht möglich. Bei näher Betrachtung löst sich der ganze Unterschied in nichts auf, womit zugleich alles anscheinend Wunderbare aus dem Vorgange selbst verschwindet. Schon der Umstand, daß nach den Erfahrungen aller Hypnotiseure junge Leute aus dem Arbeiter-, Soldaten- oder Dienstbotenstande, welche mehr oder weniger an stummen Gehorsam gewöhnt sind, sich am meisten als hypnotische oder Suggestiv-Subjekte eignen, während ältere Leute aus den gebildeten Ständen, welche geistige Selbstbeherrschung mit persönlicher Selbständigkeit verbinden, refraktär bleiben, hätte auf den Gedanken bringen müssen, daß hier eine mit dem gewöhnlichen Leben eng verwandte Erscheinung vorliegt. Auch die merkwürdige Steigerung der Sinnesthätigkeit bei einzelnen Hyp-

notisierten hat nichts Auffallendes oder Unphysiologisches, wenn wir die wunderbaren Beobachtungen über die außerordentliche Schärfung einzelner vikarierender Sinne bei Blinden oder Tauben oder blinden Taubstummen oder über die nicht weniger wunderbare Sinnesschärfung bei Tieren (hier namentlich des Geruchs) und Naturmenschen in Betracht ziehen.

Auch die hochgradige Steigerung des Gedächtnisses im hypnotischen Zustand verliert ihren anscheinend wunderbaren Charakter, wenn wir uns die Erfahrungen vor Augen halten, welche man über Erinnerung an längst vergangene Dinge im natürlichen Schlaf oder Traum gemacht hat, und wobei Dinge oder Namen von Personen, welche man längst vergessen zu haben glaubt, plötzlich vor dem Vorstellungsvermögen wieder auftauchen. Offenbar erfährt diese Erinnerungskraft, welche im gewöhnlichen Leben latent bleibt und besonderer Anlässe bedarf, um aus der Tiefe des Bewußtseins wieder an die Oberfläche zu treten, im hypnotischen Zustande eine Steigerung. Vielleicht ist es auch nur die starke Ablenkung der geistigen Thätigkeit im Wachzustande, welche die Rückkehr jener Traumbilder unmöglich macht, während die Einfachheit und Ursprünglichkeit der psychologischen Bedingnisse im somnambulen oder Schlafzustand dieselbe ermöglicht. Es ist wie mit den Sternen, welche wir bei Tage nicht sehen, obgleich sie scheinen, weil stärkere Gesichtseindrücke ihr Bild aus unserm Bewußtsein verdrängen. Kehrt aber die Nacht zurück, so kommen auch dieselben Sterne und dieselben Traumbilder wieder.

Indem nun der Hypnotismus durch seine lähmende Einwirkung auf gewisse Teile des Großhirns und damit auf Intelligenz und Willenskraft das Subjekt gewissermaßen auf einen niedrigeren psychologischen Standpunkt herabdrückt oder nach Benedikts Ausdruck in einen „minderwertigen psychischen Zustand“ versetzt, ähnlich demjenigen des Kindesalters oder gehirnoperierter Tiere, macht er dasselbe in höherem Grade, als im wachen Zustande, dem Einfluß der Suggestion oder Einflüsterung zugänglich. Die Suggestion kann definiert werden als eine künstliche, durch

Wort oder Gebärde bewirkte Durchdringung des im Traumzustand befangenen Gehirns des Subjekts mit einer bestimmten Vorstellung oder Idee, welche sich sofort oder später in eine Handlung umzusetzen vermag, ohne daß die in einem Zustand der Lähmung befindliche höhere psychische Thätigkeit des Gehirns diese Umwandlung zu hindern vermag — ein Vorgang, welcher vielfache Analoga in außerhypnotischen Zuständen besitzt. Von dem normalen Schlaf oder Traum, der sich bekanntlich bis zu dem, die größte Ähnlichkeit mit der Hypnose darbietenden Zustand des Nacht- oder Schlafwandels steigern kann, unterscheidet sich der Zustand der suggerierten Personen nur dadurch, daß der Träumer sich selbst und den im Wachen empfangenen Eindrücken überlassen ist, während der Hypnotisierte den künstlich zugeführten Eindrücken gehorcht. Wie nahe verwandt aber beide Zustände sind, zeigt der Umstand, daß man bei disponierten Personen den natürlichen Schlaf durch Druck auf die Lider leicht in den hypnotischen verwandeln kann.

Betrachten wir die Suggestion von einem allgemeinen, namentlich geschichtlichen Standpunkt, so müssen wir uns gestehen, daß ihr Gebiet ein ebenso unermeßliches wie durch Alter ehrwürdiges ist. Es giebt keine einzige Seite oder Thatsache unseres geistigen Lebens, die nicht mit ihrer Hilfe hervorgerufen oder in Scene gesetzt werden könnte; und man kann sagen, daß die alte philosophische Frage von der Einwirkung des Moralischen auf das Physische und umgekehrt, welche schon der berühmte Pate des Hypnotismus, der Schotte Braid, so meisterhaft behandelt hat, durch die Suggestion wieder zu neuem Leben gelangte, und daß die große Gruppe der eingebildeten Krankheiten, sowie der Heilungen durch die bloße Macht der Idee oder des Glaubens dadurch in ein helles Licht gesetzt worden ist. Im Grunde ist jeder ausübende Arzt vom ersten Augenblick seines Wirkens an unwillkürlich Suggerant, indem er auf seine Kranken teils durch beruhigende Versicherungen über die Ungefährlichkeit des Leidens, teils durch den erweckten Glauben an die Wirksamkeit seiner

Arzneien oder seiner Behandlungsmethoden, teils durch den Einfluß seiner Persönlichkeit zu wirken sucht. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, daß unsere ganze Erziehung und Pädagogik und damit auch unsere ganze Art zu sein und zu denken mehr oder weniger auf Suggestion im wachen Zustande oder auch auf einer halbhypnotischen Suggestion beruht, da der Zustand des Gehirns in Kindheit und Jugend in vielfacher Beziehung demjenigen des hypnotischen Subjekts ähnelt und weit mehr von außen als von innen bestimmt wird. Das Kind oder der junge Mensch glaubt, was man ihm sagt; und erst die Erfahrung des Lebens oder die zweite Natur, welche das gesellschaftliche Leben uns anerzieht, berichtigt nach und nach die naive Leichtgläubigkeit der Jugend. Ist es doch eine Thatsache der Erfahrung, daß die in Kindheit und Jugend empfangenen Eindrücke die weitaus mächtigsten sind, welche in der Regel das ganze spätere Leben mehr oder weniger beherrschen, und daß nur verhältnismäßig wenige Menschen imstande sind, sich in späteren Jahren durch eigenes Nachdenken oder eigene geistige Kraft von jenen Eindrücken so weit zu emanzipieren, um zu selbständigen Überzeugungen zu gelangen. Ganze Generationen können unter Umständen durch einen einzigen Mann von Genie suggeriert werden, welcher durch die Macht seiner Rede oder Schrift die ganze Denkrichtung seiner Zeit oder Nation mehr oder weniger zu bestimmen imstande ist. Man kann, wenn man will, die ganze Menschheit in zwei große Abteilungen bringen — in solche nämlich, welche suggerieren, und solche, welche suggeriert werden — wobei die letzteren selbstverständlich die größere Hälfte bilden. Darauf beruht denn auch die bekannte riesige Macht kirchlicher Vorstellungen oder Dogmen, welche sich trotz ihrer inneren Unhaltbarkeit durch Suggestion dem Geiste der Jugend derart einprägen, daß ihnen auch der Geist der Erwachsenen mehr oder weniger unterthan bleibt und durch keine Anstrengungen der Nation ganz davon befreit werden kann. Sehr gut sagt in dieser Beziehung Dr. Liébeault, das Haupt der Nanziger Hypnotistenschule: „Ohne daß man sich Rechenschaft darüber giebt,

erwirbt man bestimmte Begriffe über Moral, Politik, Religion, Familie, Rasse und so weiter, und man füllt seinen Geist an mit denselben Ideen, welche die uns umgehende Atmosphäre erfüllen. Es giebt soziale oder religiöse Grundsätze, welche mit der Vernunft und selbst mit dem gesunden Menschenverstand unvereinbar sind und welche man dennoch glaubt und als eigenstes geistiges Gut verteidigt, bloß weil sie diejenigen unserer Vorfahren waren und sich von Vater auf Sohn wie unwiderstehliche Instinkte vererbt haben. Keine Logik kann sie zerstören, weil sie mit den Personen gewissermaßen eins geworden sind."

Alles dieses und vieles andere, dessen Erwähnung hier zu weit führen würde, zeigt, daß eine bestimmte Grenze zwischen Wach- und hypnotischer Suggestion nicht besteht, daß eins in das andere übergeht und daß daher die bekannte Ausschlachtung, welche die spiritistischen Fanatiker im Interesse ihrer Theorien mit dem Hypnotismus vorgenommen haben, ganz und gar in das Gebiet der Märchen oder der Dichtung gehört. Es giebt nichts auf diesem Felde, welches nicht auf natürliche Weise vor sich geht und auf solche erklärt werden könnte. Der hypnotische Zustand entwickelt nur die normale Suggestibilität, der wir alle mehr oder weniger unterworfen sind, bis zu einem ungewöhnlichen Grade oder in ungewöhnlicher Weise; und es giebt zwischen dem Zustande vollkommenen Wachseins und demjenigen einseitiger Bewußtseinskonzentration im Somnambulismus alle denkbaren Zwischenzustände. Wie viele Menschen gehen in einem halbsomnambulen Zustande durch ihr ganzes Leben, indem sie fast nur durch Suggestionen oder fremde Impulse geleitet werden! Auch haben sich alle Behauptungen von Entwickelung höherer geistiger Fähigkeiten bei somnambulisierten Personen bei näherer Prüfung als falsch herausgestellt, oder ist da, wo es den Anschein dazu hatte, der wirkliche Zusammenhang erkannt worden, wie beispielsweise in dem bekannten Fall der Dienstmagd oder Haushälterin eines hebräischen Geistlichen, welche im hypnotischen Zustande Stücke hebräischer Predigten

hersagte. Niemals wird man imstande sein, durch Suggestion eine Idee oder Vorstellung hervorzurufen, deren das Subjekt seiner Natur nach unfähig ist oder welche das normale Maß überschritten hätte. So kann man zum Beispiel keine Prediger oder Advokaten aus Personen machen, welche die Gabe der Beredsamkeit nicht besitzen, oder das Subjekt eine Sprache reden lassen, welche es nicht gelernt hat, oder Dinge beschreiben lassen, welche es nicht sinnlich wahrgenommen hat und so weiter. Alles geht auf natürliche Weise zu, wenn wir auch nicht überall die natürlichen Zusammenhänge sofort zu durchschauen vermögen; und es giebt hier wie überall nichts, was der spiritistischen Verirrung Vorschub leisten könnte. Die Wissenschaft, so wunderbare und anscheinend rätselhafte Dinge sie auch in einzelnen Fällen zu Tage fördern mag, tritt doch nie aus dem Rahmen ewiger und unverbrüchlicher Naturgesetze, welche den Makrokosmus wie den Mikrokosmus nach dem ausnahmslosen Gesetz der Kausalität bilden und zusammenhalten. Alles in der Welt geht, wie gesagt, auf natürliche und in der Regel viel einfachere Weise zu, als wir uns vorzustellen lieben, weil jahrtausendelange Zeiten der Unwissenheit und Unbildung die menschlichen Gehirne so sehr mit Wahnvorstellungen aller Art suggeriert haben, daß es fast ebenso langer Zeiten der Bildung und Aufklärung bedürfen wird, um sie davon zu befreien.

Nachdem wir so unseren allgemeinen Standpunkt bezüglich der Suggestionsfrage klargelegt haben, käme es darauf an, die Sache im einzelnen zu behandeln und darüber klar zu werden, wo hier die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Irrtum und Erkenntnis liegt. Bei der großen Wichtigkeit, welche der Hypnotismus — abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung für die Seelenkunde — auf medizinischem wie juristischem Gebiete erlangt hat, und bei den großen, wahrscheinlich sehr übertriebenen Hoffnungen, welche sich in therapeutischer Beziehung, das heißt bezüglich der Heilung von Krankheiten mit demselben verknüpft haben, dürfte eine solche Untersuchung einen Wert beanspruchen, der nur mit ihrer Schwierigkeit verglichen werden kann. Trotz

dieser Schwierigkeit mag in einem folgenden Artikel wenigstens der Versuch dazu gemacht werden.

Es ist ein sehr bemerkenswertes Eingeständnis fast aller praktischen Hypnotiseure, daß der wahre Grund aller hypnotischen Erscheinungen in dem Willen der Versuchsperson liege — ein Verhältnis, auf welches schon im Jahre 1814 der Abbé Faria aufmerksam machte, indem er die Überzeugung aussprach, daß es ein magnetisches Fluidum, an welches damals noch vielfach geglaubt wurde, nicht gebe, daß überhaupt eine fremde Kraft zur Herbeiführung der Erscheinungen nicht nötig sei, sondern daß alles auf den Willen der Versuchsperson zurückzuführen, d. h. subjektiv sei. Eine Anzahl französischer Ärzte schloß sich den Lehren Farias an, bis dieselben in neuester Zeit durch Dr. Liébeault, das bereits genannte Haupt der jetzt tonangebend gewordenen Nanziger Schule, wissenschaftlich begründet wurden. Er wies nach, daß die psychische Beeinflussung von seiten des Hypnotiseurs die Hauptsache sei, und wurde damit zum Begründer der modernen Suggestionstherapie.

Vorbedingung zur Erreichung des hypnotischen Zustandes ist also der gute Wille der Versuchsperson, sich hypnotisieren zu lassen, während der Erfolg ausbleibt, wenn die Person ihren Willen entgegensetzt oder sich absichtlich gegen das Gefühl eintretender Müdigkeit wehrt. Daher Skeptiker, Menschen mit ausgesprochenem Oppositionsgeist, Realisten, sarkastisch angelegte Naturen schwer oder gar nicht zu beeinflussen sind, während schwärmerisch veranlagte Menschen, Idealisten, weichherzige und zartbesaitete Naturen eine besondere Disposition zur Hypnose besitzen. Es wohnt dem Menschen, namentlich dem nicht an selbständiges Denken gewöhnten, die Neigung bei, sich von anderen durch Vorstellungen beeinflussen zu lassen und vieles oder manches ohne bewußte Logik zu glauben, während ein auf solche Weise erwarteter physiologischer oder psychologischer Effekt die Neigung hat, auch wirklich einzutreten. Es kommt dabei alles darauf an, daß die Versuchsperson richtig versteht, was der Experimentator will, und daß sie weiß oder

zu wissen glaubt, was sie thun oder lassen soll. „Jedenfalls," sagt A. Moll in seiner dreimal aufgelegten und als standard work betrachteten Schrift über Hypnotismus (Berlin 1895), „ist festzuhalten, daß die Wirkung nur dann stattfindet, wenn das Individuum eine Vorstellung von dem hat, was eintreten soll. Wenn zum Beispiel bei der tiefen Hypnose nur der Experimentator Muskelzusammenziehungen hervorrufen kann, während Reize von anderen Personen unwirksam bleiben, oder wenn der Hypnotisierte nur denjenigen hört oder fühlt, der ihn eingeschläfert hat, während dieses anderen gegenüber nicht der Fall ist, so wäre ein solches Verhalten vollkommen unbegreiflich ohne Beteiligung des Bewußtseins oder ohne das Zugeständnis, daß die meisten oder alle Erscheinungen der Hypnose auf psychischem Wege zu stande kommen. Ist doch M. Hirsch (Suggestion und Hypnose, Leipzig 1893), der selbst sehr viel experimentiert hat, der Ansicht, „daß der Hypnotisierte nur zu schlafen glaubt und die Illusion des Schlafes hat, aber nicht wirklich schläft!"

Dieses Zugeständnis ist für die Beurteilung der hypnotischen Erscheinungen von der größten Wichtigkeit. Denn es führt in diese Erscheinungen ein subjektives Moment ein, welches wissenschaftlich gar nicht kontrolliert werden und daher Anlaß zu den gröbsten Täuschungen geben kann. Damit vereinigt sich, um die Sachlage noch unklarer zu machen, die Subjektivität des Experimentators oder Beobachters, welche ebenfalls keiner anderen Kontrolle als der eigenen persönlichen unterliegt. Aus diesem Zusammentreffen zweier subjektiven Momente erklären sich denn auch die zahllosen Unklarheiten, Widersprüche und Verschiedenheiten in den Angaben der einzelnen Beobachter oder in den von ihnen erhaltenen Resultaten. Während der eine unter hundert Personen kaum eine oder zwei hypnotisierbar fand, gelang es anderen bei 30, 50, 70, 80, ja selbst 90 oder noch mehr Prozent ihrer Versuchspersonen. Während die meisten Experimentatoren fanden, daß die hypnotische Erregbarkeit mit der öfteren Wiederholung der Experimente steigt, wollen andere das Gegenteil beobachtet

haben. Während die einen drei, sechs oder neun verschiedene Gradationen des hypnotischen Schlafes unterscheiden, finden andere, daß sich alle möglichen Abstufungen zeigen und daß es nicht schwer wäre, hundert verschiedene Grade der Hypnose zu beschreiben. Während einige Beobachter hysterische und nervöse Personen vorzugsweise zur Hypnose geeignet finden, finden andere das Gegenteil und haben es am liebsten mit kräftigen, vollsaftigen Personen zu thun. Auch in Bezug auf die während der Hypnose beobachteten Erscheinungen lauten die Angaben der Beobachter sehr verschieden. Ebenso verschieden sind die von denselben gegebenen Erklärungen, namentlich bezüglich Art und Umfang der psychischen Beteiligung, noch verschiedener die Meinungen über Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit der Hypnose. Denn während die einen eine Reizung der Hirnrinde befürchten, nehmen die anderen eine Herabsetzung der Hirnrindenthätigkeit an. Einige nehmen Anstand an dem mystischen Charakter der Hypnose, während andere darin gerade ihren Heilwert finden. Bald wird das Bestehen einer hochgradigen Hyperästhesie der Sinnesorgane in der Hypnose, durch welches manches Rätselhafte seine Erklärung finde, behauptet bald das Gegenteil, u. s. w.

Nur in einem Punkt lauten die Urteile ziemlich übereinstimmend, obgleich es ein solcher Punkt ist, der nicht gerade als vertrauenerweckend angesehen werden kann. Es betrifft die hypnotische Erziehung oder Erziehbarkeit oder — um es mit einem in den hypnotischen Schriften häufig wiederkehrenden Ausdruck zu bezeichnen — die hypnotische Dressur. Die hypnotischen Subjekte sind — mit wenigen Ausnahmen — nicht fix und fertig da, sondern sie müssen, um ganz willfährig zu sein, erzogen, gedrillt oder dressiert werden.

Der Ausdruck „Dressur“ wird vielleicht manchem übertrieben scheinen, aber dennoch sprechen wir ihn nur hypnotischen Autoritäten nach. „Die Frage der Dressur“, sagt Moll (a. a. O.) „ist von ungeheurer Wichtigkeit. Weil die hypnotischen Zustände anscheinend so verschieden sind, haben viele an Simulation gedach

Die Verschiedenheit ist in Wahrheit im großen Teile Folge der verschiedenen Dressur. — Die Dressur ist für den Experimentator die größte Fehlerquelle, weil die Versuchsperson geneigt ist, den Intentionen des Experimentators zu folgen und dadurch unbewußt diesen schließlich irre führt. — Durch die Dressur ist das hypnotische Individuum imstande, alles zu ahnen, was der Experimentator will. — Oft tritt eine tiefe Hypnose erst ein, wenn eine gewisse Dressur in mehreren Sitzungen stattgefunden hat; auch wird durch Dressur die Hypnose nicht nur tiefer, sondern sie tritt auch schneller ein." Forel (Der Hypnotismus, 1895, S. 103) gesteht zu, daß jeder Hypnotisierte schwach und gefällig ist und die Absichten des Hypnotiseurs zu erraten sucht, um ihm folgen zu können. Nach ihm ist die Begeisterung für die Sache bei beiden Teilen ein wichtiger Faktor." Er spricht sogar von „Überrumpelung" suggestibler Personen und davon, daß ein geübter Experimentator imstande sei, sich nach und nach allerhand „Kniffe" anzueignen, mittelst deren man den Widerstand einer refraktären Person zu brechen vermöge. Es findet ein förmliches Unterhandeln oder Nötigen und eine Anwendung verschiedener Methoden nacheinander statt, um endlich zum Ziele gelangen zu können. Daß dabei der anfängliche Widerstand der Versuchsperson nach und nach erlahmt, ist sehr begreiflich. Wenn Moll erzählt, daß es ihm bisweilen erst nach vierzig vergeblichen Versuchen gelungen sei, ein Resultat zu erlangen, so muß man unwillkürlich denken, daß der arme vierzigmal Gequälte endlich aus der Not eine Tugend macht und dem Experimentator seinen Willen thut. Oder wenn eine Versuchsperson Molls, welcher die Anwesenheit eines Tigers suggeriert worden war, nach dem Erwachen zugiebt, daß sie nur „ja" gesagt habe, weil es ihr bequemer gewesen sei, daß sie aber einen Tiger nicht bemerkt habe, oder wenn Moll zugesteht, daß eine suggerierte Person, welcher man ein Tuch als ihren Feind vorstellt, wohl auf dasselbe losgeschlagen, sich aber wohl gehütet habe, dasselbe gegen eine der anwesenden, als Feind vorgestellten Personen zu thun, so muß man doch notwendig daran

denken, daß hier Dichtung und Wahrheit sehr nahe aneinander grenzen.

Mit vollem Rechte wendet sich Benedikt (Hypnotismus und Suggestion, Leipzig und Wien 1894) gegen die künstliche oder mutwillige Erziehung zum Hypnotismus, wie sie von den meisten Hypnotiseuren geübt wird. Er nennt dieselbe geradezu „unsittlich“ und weist darauf hin, wie eine wissentschaftliche Kontrolle solcher Versuche unmöglich sei. Man muß ihm daher auch vollständig recht geben, wenn er alle Versuche an sogenannten Medien oder künstlich dressierten, eingeübten Personen für wissenschaftlich vollständig wertlos erklärt und behauptet, daß, wenn man einen wirklich kritischen Maßstab an die in der modernen Litteratur bergehoch aufgehäufte Kasuistik anlegt, mindestens neunzig Prozent aller Fälle aus der Reihe des Faktischen ausgeschieden werden müssen. Nur Versuche an unbefangenen, mit den Mysterien der Hypnose unbekannten Individuen können einen Wahrscheinlichkeitswert beanspruchen. Insbesondere gilt dieses für das weibliche Geschlecht, welches ja das weitaus größte Kontingent zu dem Heer der Hypnotisierten, insbesondere der Medien, liefert und in dessen Existenzkampf das Interessantwerden bekanntlich eine so große Rolle spielt.

Bis zu welchem Grade selbst angesehene Gelehrte durch die Komödienspielereien solcher Medien in die Irre geführt werden können, ist durch zahlreiche eklatante Beispiele bekannt geworden. Als vor einigen Jahren Aufsehen erregende Berichte durch die englischen Zeitungen gingen über die wunderbaren Erfolge, welche Dr. Luys in Paris, ein sonst geachteter Arzt und ärztlicher Schriftsteller, auf seiner Klinik erzielt haben wollte, sah sich ein Londoner Arzt, Dr. E. Hart, dadurch veranlaßt, sich an Ort und Stelle zu begeben, um die Sache zu prüfen. Es gelang ihm, nachzuweisen, daß Dr. Luys von seinen Subjekten auf das gröblichste getäuscht worden ist. Durch nichts kann dieses besser bewiesen werden als durch einen sehr unorthographisch geschrieb[enen] Brief, welchen eines der erprobtesten Subjekte, ein[e]

Dr. Hart richtete und in dem sie sich rühmt, daß man bei ihr mit Leichtigkeit alle klassischen Zustände des Hypnotismus, welche sie einzeln mit nicht geringer Sachkenntnis aufzählt, mit Einschluß von Hellsehen und Gedankenübertragung hervorbringen könne.

Veranlaßt war der Brief durch Eifersucht auf eine jüngere Kollegin, welche sie durch ihre Geschicklichkeit auszustechen drohte und von der sie behauptet, daß ihr dieselbe während acht Monaten als ihr eigenes Subjekt gedient habe. Sie nennt dieselbe eine elende Schauspielerin und Schwindlerin, welche alles, was sie könne, von ihr gelernt habe, und bietet sich selbst zu Experimenten an. Dr. Hart hat eingehende Rechenschaft über seine Beobachtungen in der englischen Zeitschrift „Nineteenth Century“ in einem Aufsatz abgelegt, welcher inzwischen als besonderes Schriftchen erschienen ist (London 1893).

Ein Opfer solcher Täuschungen scheint auch der bekannte Psychiater Krafft-Ebing in Wien geworden zu sein, dessen Experimente mit dem Medium Karoline P. und dessen suggestive Versetzung in frühere Lebensperioden oder Hervorrufung früherer Ich-Persönlichkeiten vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregten. Diese Karoline P. ist oder war ein dreiunddreißigjähriges Mädchen, welches schon seit zehn Jahren von einem gräflichen „Amateur“ häufig hypnotisiert worden war und schon um deswillen nicht als reines oder wissenschaftliches Versuchsobjekt dienen konnte. Ob Herr Benedikt recht hat, wenn er seinem Kollegen Krafft-Ebing, der sich übrigens inzwischen von dem Schauplatz seiner Verirrungen zurückgezogen zu haben scheint, bei dieser Gelegenheit vorwirft, daß er „keine Idee von der Schlauheit, Verstellungskunst und Komödiensucht der Weiber habe“, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls vereinigt sich dieses Urteil schlecht mit demjenigen des Herrn Moll, welcher Herrn Krafft-Ebing als einen „sehr objektiven Forscher“ bezeichnet.

Übrigens kann man nicht sagen, daß bei den Schaustellungen der Medien alles Betrug sei. Es können auch bei ihnen tiefere Bewußtseinsstörungen stattfinden, welche mit einer willenlosen Hin-

gabe an den Hypnotiseur verbunden sind. Nur liegt dabei die Fortsetzung in die Komödie außerordentlich nahe, namentlich da, wo die bürgerliche oder gesellschaftliche Stellung der Versuchsperson einer Unterordnung unter den Willen des Hypnotiseurs günstig ist. Nach den Erfahrungen, welche der Verfasser dieses bei seinen odisch-magnetischen Experimenten auf der Tübinger Klinik in den fünfziger Jahren in Gemeinschaft mit Prof. Rapp und Dr. Ranke gemacht hat, möchte er alle hypnotischen Versuche, welche an den Insassen der Krankenhäuser und dem Wärterpersonal von deren Vorständen angestellt werden, (und deren sind sehr viele), für wissenschaftlich wertlos erklären. Das Bestreben dieser Art von Leuten, sich ihren Vorgesetzten gefällig zu erweisen oder sich ihnen interessant zu machen, ist so groß, und ihre Intelligenz ist dabei so wenig selbständig, daß man sie zu allem bringen kann. Sie erraten sehr bald, was man von ihnen will oder erwartet, und kommen dem um so williger entgegen, als sie dabei Vergnügen, Unterhaltung und eine gewisse Befriedigung der Eitelkeit finden. Auch spielt die Erregung der nicht durch den Verstand in den nötigen Schranken gehaltenen Phantasie dabei eine nicht geringe Rolle; nicht minder eine einfache Obedienz besonders schwachsinniger oder schwachwilliger Personen, von der sich diese selbst keine rechte Wissenschaft zu geben wissen. Moll gesteht selbst trotz seiner Voreingenommenheit und seiner Leichtgläubigkeit gegenüber den zahllosen in der Litteratur kursierenden „Jagdgeschichten" zu, daß die Übergänge zwischen Simulation und Hypnose so allmählich seien, daß sich selbst ein erfahrener Beobachter täuschen könne, oder daß es oft unmöglich sei, zu entscheiden, wo die Simulation aufhöre oder anfange. Wie viele Versuchspersonen handeln nicht in der Absicht, den Experimentator zu täuschen, sondern einfach getrieben von dem Wunsche, ihm gefällig zu sein! Auch ist nach Moll nichts darauf zu geben, wenn Hypnotisierte nach der Hypnose sagen, daß sie sich verstellt hätten, während sie in Wirklichkeit unter einem Zwange gestanden hätten.

Am schwierigsten gestaltet sich indessen die Unterscheidung von

Dichtung und Wahrheit im Hypnotismus, von Täuschung und Selbsttäuschung oder von Einbildung und Wirklichkeit auf dem Gebiet der bald physiologischen, bald pathologischen, bald psychologischen Einwirkung der Suggestion auf den Organismus selbst. Wollte man hier alles für bare Münze nehmen, was von einzelnen Beobachtern berichtet wird, so müßte man in der That eine Einwirkung des Psychischen auf das Physische annehmen, welche alles bisher bekannt Gewordene in den Schatten stellen und die, wenn begründet, auf dem Gebiet der Krankheitsheilung die weitestgehenden Aussichten eröffnen würde. Nicht bloß die heftigsten Schmerzen, z. B. Zahnweh, sollen durch suggestive Einflüsterung fast augenblicklich gehoben, sondern es sollen auch physiologische Funktionen, wie Körpertemperatur, gewisse Sekretionen, wie Menses, Stuhlgang, Diurese, nach Belieben beeinflußt, angehalten oder in Gang gesetzt werden. Blutungen, Erbrechen sollen erzeugt oder zum Stillstand gebracht werden. Hautrötungen, Schweiß oder Frostgefühl, Jucken, Gänsehaut, Quaddeln, ja sogar Blasenbildungen, Brandwunden und lokale Blutungen aus der Haut, blutige Thränen, blutiger Schweiß sollen als Folge hypnotischen Einredens oder hypnotisch angeregter Einbildungskraft beobachtet worden sein. Hunger und Durst soll auf gleiche Weise erzeugt oder gestillt werden. Nicht bloß nervöse Leiden aller Art, sondern auch tiefere Erkrankungen, wie Emphysem, schweres Asthma, schwere Magenerkrankungen, Rheumatismen, Trunksucht, Schlaflosigkeit sollen dem hypnotischen Einreden gewichen sein. Bestimmte Träume, Vergessen einer gelernten Sprache, tagelang andauernde Starrsucht, Altersversetzungen und Personenverwandlungen oder Verwandlungen in Tiere (Löwen, Tiger, Hunde rc.) mit dem entsprechenden Benehmen, kurz Einbildungen jeder, auch der lächerlichsten Art, Illusionen, Hallucinationen u. s. w. sollen suggeriert werden können. Junge Damen sollen in betrunkene alte Väter oder Onkels verwandelt oder veranlaßt werden, sich unbewußt schamlos zu entblößen. „Ich ließ“, erzählt Forel (a. a. O., S. 71) „einer Somnambule posthypnotisch längst ver-

storbene Angehörige erscheinen, mit welchen sie sich lange unterhielt. Andere ließ ich wie Petrus auf dem Meere oder über einen Fluß zu Fuß wandern. Andere verwandelte ich in hungrige Wölfe oder Löwen, so daß sie sich bellend (!) auf mich warfen und mich beißen wollten. Ich wurde dabei sogar einmal bis zum Blut gebissen. (!) Einen Mann verwandelte ich in ein Mädchen, das sich seiner Menstruation erinnerte, und umgekehrt ein Mädchen in einen Offizier. Bei Suggestion der Kindheit wandeln sich bei guten (!) Somnambulen Sprache und Schrift entsprechend um", u. s. w.

Nicht weniger wunderbar sind die Erfolge, welche Moll (a. a. O., S. 134) mit seinen Subjekten erzielte: „Der Hypnotische glaubt jetzt in meinem Zimmer zu sein, und im nächsten Augenblick schon meint er, er liege im Bett oder er schwimme im Wasser. Jetzt glaubt er neunzig Jahre alt zu sein, und ist im nächsten Augenblick in sein zehntes Lebensjahr zurückversetzt. Er glaubt jetzt Napoleon I. zu sein, kurz darauf hält er sich für einen Tischler, einen Hund und so weiter."

Im Widerspruch mit solchen Erfahrungen, wobei nach Forels Ausdruck der Experimentator auf dem Versuchsobjekt spielt wie auf einem Klavier, geben andere wieder zu, daß die suggerierten Personen oft aus der angenommenen Rolle fallen, und daß man ihnen nichts zumuten kann, was mit ihrem Charakter oder ihrer ganzen Denkweise im Widerspruch steht. So wird man eine gut katholische Person niemals dahin bringen, etwas zu thun oder zu sagen, was gegen ihren Glauben oder gegen ihre Unterwürfigkeit unter die Kirche streitet. Oder man wird einen friedfertigen oder ängstlichen Menschen niemals zu thätlichen Angriffen auf andere veranlassen oder einen lebensfrohen Menschen durch posthypnotische Suggestion zwingen können, andern Tags in das Wasser zu springen oder auf demselben Wege einen eiteln Menschen im Wachzustande zu einem Betragen veranlassen können, das seiner Eitelkeit vollständig zuwider ist und so weiter. Dagegen werden ganz dumme oder lächerliche Aufträge oder Handlungen, zu denen

ein besonderer Entschluß nicht nötig ist, wie Stellen eines Blumentopfes auf das Sofa, oder Träumen vom Teufel, oder Einschlafen und Aufwachen zu einer bestimmten Stunde, oder Kratzen hinter dem Ohre, oder unmotiviertes Lachen, oder Verstellen eines Gegenstandes und so weiter prompt posthypnotisch ausgeführt, ohne daß sich die Versuchsperson Rechenschaft über die Gründe ihres Verhaltens zu geben vermag. Jedenfalls aber liegt bei der posthypnotischen Suggestion die Verführung zum Komödienspiel näher als bei irgend einer andern Art suggestiver Beeinflussung. Wenn zum Beispiel eine Person posthypnotisch eine Polka tanzt, nach den Tönen einer Musik, die sie zu hören glaubt, oder wenn sie nach Verlauf von acht Tagen beim Eintritt in das Zimmer ihres Arztes entweder kein Wort hervorzubringen vermag, oder aber eine bestimmte Phrase hersagt, weil ihr dieses Verhalten acht Tage vorher suggeriert worden ist, oder wenn sie aus gleichem Grunde ihren Namen vergessen hat, oder wenn hypnotisierte Personen, nachdem der Arzt das Zimmer verlassen hat, sich ruhig mit einander unterhalten, so ist es in solchen Fällen schwer, an etwas andres zu denken, als an eine absichtliche Nachgiebigkeit oder Willensherabsetzung der Versuchsperson gegenüber dem Experimentator, oder an eine Autosuggestion (Selbsthypnotisierung) zum Nutzen des Experiments.

Will man aus dem Gesagten ein allgemeines Facit ziehen, so kommt man zu dem Schluß, daß auf diesem Gebiete des Wissens eine solche Fülle von Täuschungen und Unklarheiten möglich und unvermeidlich ist, daß die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Einbildung und Wirklichkeit kaum zu ziehen ist. Namentlich ist, wie schon erwähnt wurde, die ganze Kasuistik oder sind die zahllosen Mitteilungen einzelner Beobachter, solange sie keine andere Stütze haben als diese selbst, wissenschaftlich ohne Beweiskraft. Moll (a. a. O.) schließt seine Schrift mit dem Verlangen, daß man sich durch keine Autorität hinreißen lassen solle, Thatsachen ohne Beweise anzuerkennen. Aber er selbst sündigt am allerstärksten gegen diese Regel, indem er von

allen Seiten her eine Masse unbewiesener und unkontrollierter Beobachtungen ohne weitere Prüfung zusammenträgt und dabei keinen Anstand nimmt, sich auf angebliche Autoritäten, wie einen du Prel oder O. v. Leixner oder die Londoner Psychologische Gesellschaft, zu berufen. Ja er geht in Befangenheit und Leichtgläubigkeit so weit, daß er physiologisch und physikalisch unmögliche Dinge, über die ein ehrlicher Naturforscher nicht den geringsten Zweifel haben kann, wie Hellsehen, Telepathie oder Fernwirkung des Gedankens, Fernwirkung von Medikamenten, magnetischen Rapport oder magnetisches Fluidum und so weiter, nicht einfach als das zu bezeichnen wagt, was sie in Wirklichkeit sind, sondern sich zweifelnd und unentschlossen darüber ausspricht. Er hätte sich ein Beispiel an dem berühmten Vater oder Paten des Hypnotismus, an dem Schotten Braid nehmen können, welcher es bereits verstand, die ganze Lehre von ihren unsauberen und unwissenschaftlichen Beigaben gründlich zu säubern und durch seine vortreffliche Schrift über die Macht des Geistes über den Körper nachzuweisen, welche entscheidende Rolle bei diesen Dingen Einbildung, Nachahmungstrieb und nervöse Erregung zu spielen imstande sind. Er bemerkt ausdrücklich, daß er bei seinen Versuchen nichts hätte wahrnehmen können, was nicht mit anerkannten physiologischen und psychologischen Prinzipien hätte in Einklang gebracht werden können; weder Zeichen höherer Inspiration noch übernatürliche Fähigkeiten, sondern nur eine Steigerung natürlicher Fähigkeiten im Stadium des Somnambulismus seien zu bemerken gewesen. — „Eine Hellseherin", sagt Benedikt, „sieht nie etwas, was sie nicht schon früher gesehen hat. — Ein denkender Seelenkenner wird kaum jemals in Verlegenheit kommen, eine auffallende Erscheinung zu erklären und eine schwindelnde Hellseherin, die es liebt, sich als ‚höheres Wesen' aufzuspielen, zu entlarven." Selbst Forel (a. a. O., S. 23), dem es doch auch auf eine Handvoll Leichtgläubigkeit in hypnoticis nicht ankommt, spricht sich diesen Dingen gegenüber sehr reserviert, wenn auch nicht mit genügender Deutlichkeit aus.

Bei dieser Lage der Dinge ist, wie Benedikt mit Recht bemerkt, den hypnotischen Experimenten gegenüber die größte Vorsicht geboten, um Dichtung von Wahrheit zu unterscheiden. So lange jeder Experimentator nur auf eigene Faust operiert, ist dies kaum möglich, da das subjektive Moment auf beiden Seiten nicht genügend kontrolliert werden kann. Um den in der Sache verborgenen Kern rein und klar herauszuschälen, bedürfte es einer Vereinbarung oder Kommission von Sachverständigen oder gelehrten, gänzlich vorurteilslos prüfenden Männern, welche unter Beobachtung aller möglichen Kautelen gegen Täuschung oder Selbstbetrug und mit Ausschluß aller bereits eingeübten oder „trainierten" Subjekte eine ähnliche Untersuchung anstellen würden, wie sie die Pariser Kommission unter Bailly im Jahre 1784 über den Mesmerismus angestellt hat. Eine solche Untersuchung würde auch nicht bloß wissenschaftlichen, sondern in fast noch höherem Grade praktischen Wert beanspruchen gegenüber der Bedeutung, welche der Hypnotismus in medizinischer und juristischer Hinsicht gewonnen hat. Denn wenn es möglich ist, wie die Hypnotiseure behaupten, Krankheiten weg zu suggerieren, so muß es auch möglich sein, solche an zu suggerieren, ja eventuell sogar direkt oder indirekt den Tod herbeizuführen. Eine solche Macht in der Hand eines Arztes gegenüber den von ihm beeinflußten Personen müßte aber die schwersten Gefahren für die letzteren und für den Bestand der Gesellschaft überhaupt im Gefolge haben. Noch größer würde diese Gefahr werden, wenn Verbrechen gegen Leben oder Eigentum posthypnotisch derart suggerirt werden könnten, daß sie wirklich in unzurechnungsfähigem Zustande zur Ausführung gebracht würden. Sind überhaupt posthypnotische Suggestionen bezüglich leicht auszuführender Handlungen oder Unterlassungen möglich, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch bezüglich schwerer auszuführender möglich sein sollten. Versuche, verbrecherische Handlungen durch hypnotische Beeinflussung zu beschönigen oder zu entschuldigen, sind ja bereits öfter, wenn auch erfolglos, gemacht worden. Also eine wissenschaftliche Klarlegung

und Klarstellung dessen, was hier für wahr oder nicht wahr gehalten werden darf, ist eine Forderung, welche nicht bloß im Namen der Wissenschaft, sondern auch in demjenigen der Humanität, der Heilkunde und der Rechtspflege erhoben werden muß.

Wir haben im Eingang unseres Aufsatzes gesagt, daß alles Neue oder Überraschende im Anfang der Übertreibung und Übereilung anheim zu fallen pflegt und daß erst die ruhiger abwägende Zeit die Aufgabe hat, die Spreu von dem Weizen zu sondern oder die Dichtung von der Wahrheit zu scheiden. Für den Hypnotismus scheint diese Zeit noch nicht gekommen zu sein, da der mystische Zug, der die Gegenwart beherrscht, seinen Ausartungen allzu wirksam zu Hilfe kommt. Aber ausbleiben kann die Zeit nicht, wo der psychologische Gewinn aus dieser Gruppe von Erscheinungen, wenn auf wissenschaftliche Formeln gebracht, unseren Nachkommen mehr zu gute kommen wird als uns, die wir noch unter den Übertreibungen zu leiden und mit ihnen zu kämpfen haben.





Die Philosophie des Egoismus.



Wie es keinen absolut gesunden Menschen giebt, so giebt es auch keine Periode der Zeitgeschichte, der man das Prädikat absoluter Gesundheit beilegen könnte. Da wie dort wird es immer bei genauerer Nachforschung irgend einen Winkel des körperlichen oder geistigen Befindens geben, der mehr oder weniger von der Norm abweicht, d. h. krankhaft ergriffen erscheint. Neben anscheinend strotzender Gesundheit auf der einen, kann auf der anderen Seite der Keim einer peinlichen Krankheit wüten oder eine solche ausgebrochen sein, ohne daß sie stark genug wäre, das Bestehen des Organismus selbst zu erschüttern. Man könnte den Gedanken auch mittelst eines bekannten Sprichworts ausdrücken. „Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten:“ Daß nun aber unsere Zeit neben viel Licht auch viele Schatten oder neben Anzeichen strotzender Gesundheit auch solche krankhafter Entartung oder verdrehter Neigungen und Geschmacksrichtungen birgt, könnte leicht durch eine Aufzählung zahlreicher bekannter „Ismen“, wie Spiritismus, Occultismus, Ultramontanismus, Antisemitismus, Naturalismus, praktischer Materialismus u. s. w., bewiesen werden. Für dieses Mal wollen wir uns damit begnügen, einer einzigen dieser tungen oder krankhaften Neigungen näher zu treten, welch

moderner Schriftsteller mit einem treffend gewählten Ausdruck als „Philosophie des Egoismus" bezeichnet.[1])

Die Wissenschaft der Ethnologie hat uns noch nicht darüber aufgeklärt, ob unsere ältesten Vorfahren auf dem Boden des deutschen Vaterlandes der „blonden schweifenden Bestie" glichen, von welcher der Modephilosoph Fr. Nietzsche soviel zu erzählen weiß. Aber wenn es auch so wäre, so würde es doch schwerlich ein Gewinn für die Gegenwart sein, wenn es gelänge, diese Bestie mit ihren egoistischen Instinkten wieder neu aufleben zu lassen. Es wäre ein Rückschritt aus den geordneten Staats- und Gesellschaftszuständen, wie sie sich auf Grund vieltausendjähriger Entwickelung allmählich und langsam bis zu ihrer heutigen Höhe erhoben haben, in die Zeiten prähistorischer Barbarei. Der einzelne oder einsame Mensch, der keine Rechte außer den eigenen zu achten hat, mag lediglich seinen egoistischen Instinkten folgen und vor keinem Verbrechen zurückschrecken, das ihm Vorteil oder Genuß verspricht. Sobald er aber aus dieser Vereinsamung heraus und in die Gesellschaft mit anderen tritt, hat er deren Rechte ebenso zu achten, wie seine eigenen, wenn er nicht alsbald aus der Gemeinschaft ausgestoßen sein will. Herrn Nietzsches Vorläufer und Vorbild Max Stirner (der Einzige und sein Eigentum) findet, daß nur der Egoist an und für sich vollkommen, wie Gott, und keinem Gesetz, keiner Kritik unterworfen sei, daß die Worte Sünde und Verbrechen für ihn keine Bedeutung haben, ja daß er im Verbrechen seine Gottähnlichkeit am meisten zu genießen meine oder daß das Verbrechen sein Leben sei. Auch die Gesetze des Denkens haben für ihn ebensowenig Verbindlichkeit wie die Gesetze des Staates; Vernunft und Wahrheit in unserem Sinne existieren für ihn nicht. „Wahrheiten sind nur Phrasen, Redensarten, Worte."

Wie Stirner leugnet auch Nietzsche jede Verpflichtung des

[1]) Hermann Türck: 1. Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. — 2. Der geniale Mensch (beide bei O. Raßmann in Jena und Leipzig, 1891 und 1897).

Menschen, Rücksicht auf seine Nebenmenschen zu nehmen. Liebe, Rücksicht, Güte sind in seinen Augen nur „Schwäche". Das Gebot der Nächstenliebe ist „Sklavenmoral". Den Begriff der Freiheit versteht Nietzsche nur als Freiheit der kompletten Selbstsucht oder der Freiheit, ohne jede Rücksicht auf andere zu thun was einem beliebt. In dem Verbrecher verehrt Nietzsche den in jeder Rücksicht freien Menschen, den wahren Egoisten. Als Ur- und Grund-Instinkt des Menschen betrachtet Nietzsche den Trieb zur Grausamkeit. „Leiden sehn thut wohl, leiden machen noch viel wohler."

Allerdings lassen sich für die Wahrheit dieses Satzes leider zahllose Beispiele aus Geschichte und täglichem Leben anführen. Aber niemals hat man solche menschlichen Bestien als philosophische Ideale angesehen, sondern sie da, wo man ihrer Herr werden konnte, wie wilde Tiere niedergeschlagen.

Auch im Bereich des Denkens geht Nietzsche treu in den Spuren seines Vorläufers. Vernunft, Wahrheit und Wissenschaft werden vom Throne gestoßen, nur Irrtum, Blindheit und Lüge sollen sich als göttlich erweisen. „Wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, das Ohr auch für den besten Gegengrund zu schließen, auf keine Vernunft und keine Wahrheit zu hören, so ist das ein Zeichen des starken Charakters, also ein gelegentlicher Wille zur Dummheit." Den bekannten Wahlspruch des Meuchelmörder-Ordens der Assassinen: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" macht Nietzsche zu seinem eigenen. Wer noch an die Wahrheit glaubt, gehört nicht zu den freien Geistern; der eben citierte Wahlspruch ist nach Nietzsche der vollkommenste Ausdruck dessen, was er „Freiheit des Geistes" nennt. Alle, welche diesem Wahlspruch huldigen, bilden den „Freigeister-Orden par excellence". Wer die Selbstsucht zum Lebensprinzip erhebt, wer in der Borniertheit der Individualität die Lebenswahrheit findet, was geht den die wissenschaftliche Wahrheit an? Die einsam schweifende Bestie wie der bestialische Verbrecher, der keine Rücksicht und keine Schranken seiner Willkür kennt — voilà die Ideale Nietzsches! Wenn die Gesellschaft sich auflöst, wenn alles zu einer einzigen Zerstörung

oder Orgie wird, dann reibt sich Nietzsche vor Vergnügen die Hände und preist mit hohen Worten das herrliche Schauspiel.

Wie es für Nietzsche keine wissenschaftliche Wahrheit giebt, so giebt es für ihn auch keine sittliche oder ästhetische Wahrheit. Weder die Gesetze der Menschlichkeit, noch die Kunstformen, noch das Einmaleins und die Regeln des Denkens sollen irgend etwas Verbindliches für den selbstsüchtig bornierten Menschen haben. Der Egoist zieht alles in Zweifel, aber nicht etwa aus Liebe zur Wahrheit, sondern einfach aus Leugnung alles Gesetzmäßigen, aller Regeln der Sitte, des Verstandes oder der Kunst. Anarchie auf allen Gebieten und selbstsüchtige Beschränktheit oder Borniertheit in Wissenschaft, Kunst und Leben ist die Devise dieses neuen Freiheitsapostels. „Es lebe die Selbstsucht, es lebe der Irrsinn! Nieder mit dem asketischen Ideal im Handeln, Denken und Empfinden, weg mit der scheußlichen Dreiheit des Wahren, Guten und Schönen! Die Zuchthäuser geöffnet und die Irrenanstalten! Die Verbrecherkaste, die „Herrenkaste" möge herrschen und von sich aus alle Werte bestimmen, auch den Wert des Schönen, dann erst werden wir die wahre Moral, die wahre Wissenschaft und die wahre Kunst kennen lernen. Das walte der Teufel!" (Türck, a. a. O.)

Sollte man es für möglich halten, daß solche wahnsinnige Verblendung Schule machen und ein ganzes Heer von Nachbetern mit sich ziehen konnte? Aber leider beherbergt die menschliche Gesellschaft in ihrem Innern immer eine Anzahl von Menschen, welche sich infolge eines moralischen oder geistigen Defekts im Gegensatz zu den Forderungen der Gesellschaft befinden und daher mit Jubel einen durch den Professoren-Mantel gedeckten Autor begrüßen, welcher alle Sittlichkeit und Wahrheit für überflüssig erklärt und jeden einzelnen nach dem Spruch: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" in seinen selbstsüchtigen Instinkten nicht bloß bestärkt, sondern zum Idealmenschen erhebt. „Jene Falschmünzer der Wahrheit" sagt Türck (a. a. O.), „welche nur selbstsüchtige, persönliche Zwecke verfolgen, jene gewissenlosen Schnell-Feuille-

tonisten, jene verlogenen Rezensenten, Litteratur-Diebe un
kanten pseudo-realistischer Schundware fühlen sich „unter
Deckmantel als die wahren Helden, als die Herren der S
als die Angehörigen eines Freigeister-Ordens par excelle
dem Motto: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."

Dieses harte Urteil mögen wir nicht ganz unterschre
gerechtfertigt auch der darin zu Tage tretende Unwille se
Gewiß finden sich unter den Anhängern Nietzsches auch
welche es ehrlich meinen, welche aber geblendet durch d
fallende, Paradoxe und anscheinend Geistreiche der gan
scheinung, sich und ihre Überlegung unter dem ersten
einer kraftvollen Persönlichkeit gefangen gaben. Dazu ko
Schwäche der menschlichen Natur, namentlich derjenigen des
Haufens, gegenüber dem Neuen, was in einem gegebenen
blick immer höher geschätzt wird, als das Alte, mag es
Wert hinter diesem noch so sehr zurückstehen. Dafür ist
seine Dauer in der Regel nicht lang. Auch das Nietzsche
wird wohl ebenso rasch vergehen, wie es gekommen is
blendenden Leuchtkugeln eines Verrückten, wie Nietzsche, w
wie Türck bemerkt, „verpuffen mit dem einzigen Effekt,
auf einen Augenblick Licht geworfen haben auf jene K
denen solchen Anomalien oder Perversitäten der sittlichen
besondere Sympathie entgegengebracht wird. Verpuffen
aber auch die blendenden Leuchtkugeln eines anderen
Genies, Henrik Ibsens, der, was Nietzsche in ein
gebracht hat, dichterisch verherrlicht — nur mit dem Unte
daß hier die Bestie im Menschen, die sittlich bornierte Individ
die gemeine Selbstsucht im Handeln, Denken und Empfinde
sorgfältiger maskiert wird." — „Ebenso wie Stirner und
preist Ibsen in „Baumeister Sollneß" das „robuste Gewisse
mit anderen Worten den verbrecherisch angelegten, besti
Menschen, der rücksichtslos seinen Weg geht und jeden, de
Willkür und maßlosen Selbstsucht entgegentritt, wo es
ohne Skrupel vernichtet. Der Grund dieser Sinnesrichtung a

in einer völlig falschen Auffassung des Begriffs der Freiheit." Die wahre Freiheit ist nicht Willkür, sondern weise Selbstbeschränkung gegenüber den Mitmenschen und der Gesellschaft. Der Mensch ist ein soziales Wesen und kann nur in Gemeinschaft mit Seinesgleichen leben. Er muß daher die Rechte anderer ebenso achten, wie die eigenen. Daher auch der allein den Gesetzen der Selbstsucht Folgende immer früher oder später Schiffbruch leiden muß. „Er ist der eigentliche Unfreie und frei nur so lange, als er sich auf rohe Gewalt, Betrug oder Hinterlist zu stützen imstande ist. Der Verbrecher vereinzelt sich und wird ausgestoßen, der selbstlose, geniale Mensch aber findet Freiheit, Wirksamkeit und Leben im Leben des Ganzen. Sein Ich erweitert sich, je mehr seine Person zum Mittelpunkt selbstloser Interessen wird." — „Leider wird heutzutage wahrhafte, gesunde Genialität von gewissen Leuten als mürrischer Idealismus, als philisterhafte Altbackenheit verspottet, während verrückt für genial gilt." — „Aber die Zeit kann nicht ausbleiben, wo der Ekel an dieser Art von Poesie überhand nehmen und dem unverdienten Ruhme eines Schriftstellers ein Ende machen wird, dessen Kunst einzig und allein darin besteht, die bornierte Selbstsucht als etwas Großes und Edles hinzustellen."

Wer an der menschlichen Natur oder der Natur im allgemeinen mit Vorliebe nur die süßlichen Seiten hervorsucht, die kleinlichen Züge, das Unvollkommene, Formlose, Unvollendete, Fehlerhafte, der hat Wesen und Aufgabe der Kunst, welche uns über das Gemeine und Alltägliche in höhere Sphären emporheben soll, nicht oder falsch verstanden. Von der heutigen naturalistischen Kunst, wie sie sich in einzelnen schlimmen Auswüchsen zeigt, kann man, wie Türck mit Recht bemerkt, sagen: „So malt und dichtet nicht die Liebe, sondern der Haß." Der wahre Künstler wird an den Dingen nicht das Unvollkommene, Formlose und Fehlerhafte, sondern im Gegenteil das Vollkommene, Formvolle und Charakteristische aufsuchen und betonen. Das Ideal, dem er nachgeht, ist nicht etwas Unnatürliches, künstlich Zurechtgestutztes, sondern im Gegenteil die Natur selbst in ihrem innersten Wesen oder in

ihrer höchsten Vollendung. Daher der bekannte Ausdruck „Naturalismus“ wie Spott und Hohn auf eine Richtung klingt, die gerade das innere Wesen der Natur, ihr Streben nach Vollendung übersieht und vernachlässigt. Wenn der sich fälschlich Naturalist nennende Künstler irgendwo in der Natur bei flüchtiger Betrachtung nur Farbenkleckse sieht, so malt er auch nur solche und bildet sich Wunder was ein auf sein Streben nach Naturwahrheit, während seine grasgrün oder grau in grau angestrichene Leinwand in Wirklichkeit den Eindruck einer Weißbinder-Arbeit macht. Hört er die Menschen zufällig eine banale oder gemeine Sprache reden, so bringt er sie auch mit dieser Sprache in seinem Drama an und nennt das Lebenswahrheit. Daß die Dinge nicht bloß in Farbenklecksen bestehen, das ficht ihn nichts an. Nicht die Dinge und Menschen in ihrer Innerlichkeit interessieren ihn, sondern nur der oberflächliche äußere Eindruck, den er von ihnen gewinnt, wobei ihn das Häßliche, Fehlerhafte, Kleinliche am meisten anzieht. Wenn die Kunst nur die Aufgabe hätte, die Wirklichkeit abzukonterfeien, so würde die Photographie die Malerei, die Wissenschaft die Dichtkunst, die Nachahmung von Naturlauten die Musik ersetzen. Aber eine Rafaelsche Madonna ist kein schmutziges Proletarierweib mit halbverhungertem Säugling an welker Brust; ein Hamlet oder Faust ist kein Mensch, wie man ihn täglich auf der Gasse findet; eine Shakespearesche, Goethesche oder Schillersche Frauengestalt ist ein Produkt verklärter dichterischer Phantasie, nicht der Wirklichkeit; ein Analogon einer Beethovenschen Symphonie wird man vergeblich in der Natur suchen. Die Natur verzettelt alles in Einzelheiten oder Ansätzen, während der Kunst die Aufgabe zufällt, aus diesen Einzelheiten das ewig Wahre, Schöne und Gute herauszusuchen und zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen oder die in der Natur liegenden Ansätze zu weiterer Entwickelung zu bringen — wobei sie freilich ihren Fuß immer fest in der Wirklichkeit haben und keine Gestalten, Bilder, Empfindungen oder Situationen schaffen darf, welche an und für sich der Naturwahrheit entbehren. Dieses alles schon hat Shake-

speare in seiner berühmten Anrede an die Schauspieler bezüglich des Dramas so deutlich ausgesprochen, daß es unbegreiflich erscheint, wie dies jemals vergessen werden konnte. Aber weil es unseren modernen Künstlern an Shakespeareschem Genie fehlt, flüchten sie sich gern unter den Schatten einer Geschmacksrichtung, welche einem geistlosen Kopieren der Natur günstig ist. Hoffentlich wird diese Geschmacksrichtung ein Ende finden, wie alles in der Welt, und der jetzt leider dem Geschmack der Zeit entsprechende Naturalismus in der Kunst wird demselben Schicksal unterliegen, welches Türck in seinen beiden vortrefflichen Schriften der eng damit verwandten Philosophie des Egoismus vorhersagt, trotz der Versicherung ihres vom äußersten Größenwahn besessenen Apologeten, daß nur die höchstgesinnten und strengsten Geister ihn zu verstehen imstande wären; der Rest habe keine Ohren dafür. Ein Glück, daß es so ist, und daß diese Philosophie des Wahnsinns, wie man sie auch nennen könnte, keine Aussicht hat, die Geister der Nation auf die Dauer gefangen zu nehmen. Um das Verstehen dieser Philosophie braucht sich ja niemand zu bemühen, da ihr Autor selbst seinen deutschen Landsleuten die Möglichkeit dieses Verstehens ganz und gar abspricht. „Ich habe,“ sagt er mit anerkennenswerter Bescheidenheit, „den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen“ (!). Übrigens will Nietzsche auch gar nicht verstanden sein; denn er sagt in einem lichten Anfall von Selbsterkenntnis: „Wenn Leute mit mir übereinstimmen, so fühle ich immer, daß ich Unrecht habe.“ Er will wohl damit sagen, daß seine eigenen wirren Gedanken, wenn sie ihm in fremdem Gewande und in dem Munde eines Anderen wieder entgegentreten, ihm abstoßend erscheinen. Was sagen seine zahlreichen kopflosen Nachbeter, welche Nietzsche für den größten Denker und glänzendsten Schriftsteller der Gegenwart erklären, zu dieser ihrer Abfertigung durch ihren Heros selbst?





Zur Seelenkunde.



Der Umstand, daß es wahrscheinlich eine Menge von Er-
regungen in der Natur giebt, die uns in keiner Weise zur Er-
kenntnis kommen, und die unzweifelhafte Thatsache, daß die Außen-
welt eigentlich anders ist, als sie uns infolge der besonderen Art
unseres Nervensystems erscheint, muß die oft geäußerte Ansicht
unterstützen, daß alle unsere Erkenntnis nur ein Sinnbild und
vielleicht ein Zerrbild der wirklichen Außenwelt sei. Und dennoch
giebt es eine Grundthatsache, welche beweist, daß wir die Fähig-
keit besitzen, die Natur in sachlicher Weise zu erkennen. Wir sehen
nämlich viele Thatsachen und Vorkommnisse aus vorausgegangenen
Erfahrungen vorher, und der Umstand, daß sie wirklich eintreten,
beweist, daß unsere Auffassungsweise und die Verbindung der
Eindrücke zu Schlüssen dem Wesen der Dinge und den Gesetzen
der Natur entsprechen. Besonders in der Mathematik ist dies
sehr augenfällig. „Gehäufte Erfahrung und mathematisch über-
prüfte Schlußfolgerung sichern den Satz, daß unsere Erkenntnis
eine richtige Projektion (Bild-Darstellung) des Wirklichen ist."

Mit diesen Sätzen stellt sich Prof. Dr. M. Benedikt in
Wien in seiner vortrefflichen Schrift „Die Seelenkunde des Men-

schen als reine Erfahrungswissenschaft" (Leipzig, Reisland, 1895) sogleich auf den Boden des Wirklichen und der Erfahrung in einer Wissenschaft, welche von jeher als Domäne ausschweifender Spiritualistik hat dienen müssen. Für ihn ist die Seelenthätigkeit eine Leistung der Gehirnrinde, welche letztere das eigentliche Seelenorgan bildet und äußere Kraftwirkung in Gefühls-, Willens- und Denkkraft umsetzt. Die anatomischen Elemente dieser Thätigkeit sind die schichtenweise in drei oder mehr verschiedenen Formen angeordneten Ganglienzellen, deren verschiedene und verschiedenartige Verknüpfung untereinander es möglich macht, daß sich aus den an verschiedenen Stellen der Gehirnoberfläche zustande kommenden Erregungen oder Wahrnehmungen ein Begriff bildet.

Das (zu so vielen Irrtümern der Philosophen Anlaß gebende — der Ref.) Bewußtsein ist nichts anderes als eine Seite der soeben charakterisierten Seelen-Umsetzungskraft oder „eine eigenartige Umsetzung äußerer physikalischer und innerer biochemischer Kräfte in eine neue Seelenkraft-Leistung mit Hilfe einer eigenartigen Kraft-Umsetzungs-Vorrichtung, die aus dem Nervenapparate und besonders aus den Ganglienzellen der Gehirnrinde besteht", und „diese Thatsache des Bewußtseins durch Gehirnzellen-Erregung ist nicht wesentlich anderer Ordnung als die Thatsache der an den Stoff gebundenen Schwerkraft."

Damit ist gezeigt, daß die Gesetze des Bewußtseins und der Seelenvorgänge überhaupt an die Erforschung der Leistungen des Gehirns unmittelbar anknüpfen, womit die Psychologie endgültig in die Reihe der Erfahrungswissenschaften und ihrer Forschungsmethode eintritt. Mit anderen Worten: „Die wissenschaftliche Seelenkunde der Gegenwart ist in die Lehre vom Baue und den Leistungen des Gehirns aufgegangen."

Das Bewußtsein kann dunkel und klar sein, wobei der dunkle Teil den klaren bei weitem überwiegt, wie die Geschichte der Menschheit, die tägliche Erfahrung und die Beobachtung am Krankenbette deutlich beweisen. Übrigens geht kein einmal ge-

schehener Eindruck verloren, und jeder dunkle Eindruck kann unter Umständen zu einem klaren werden.

In der alten Streitfrage über die Apriorität der Denkformen von Raum und Zeit entscheidet sich Benedikt, wie bei einem Empiriker nicht anders möglich, gegen Kant, auf den er im übrigen sehr große Stücke hält. Beide Begriffe müssen sich notwendig schon aus den Bewegungs-Empfindungen der Nerventhätigkeit hervorentwickeln. Ebenso beruht das Kausalitätsgesetz auf einem Erfahrungssatz, der sich während Jahrtausende unbewußt aus dem Element des Vorstellungslebens entwickelt hat.

Als gefährliche, die wahre Erkenntnis verhüllende sog. Wissenschaften bezeichnet Benedikt die Physiognomik, die Phrenologie, die Hypnotismuslehre, die Graphologie, vor allem aber den Spiritismus, „dem nur einige Taschenspieler-Kunststücke, an deren Aufhellung eigentlich wenig gelegen ist, zu Grunde liegen.“ Mit Ausnahme dieses letzteren giebt es allerdings in diesen „Lehren“ einen Kern von Thatsächlichem, der aber durch die mit hineingetragene Auffassung entstellt und mehr oder weniger wertlos gemacht wird. Speziell beim Hypnotismus ist schon die Unaufrichtigkeit der Medien und der Mangel an Klarheit eine reiche Quelle der Verirrung. „Intrigante, hysterische und spekulative simulierende Dirnen sind auf diesem Gebiet imstande, kritiklose Gelehrte oder schwachsinnige Laien an der Nase herumzuführen.“ Das hypnotische Hellsehen ist Schwindel. „Eine Hellseherin sieht nie etwas, was sie nicht schon früher gesehen hat.“ Nur das Gedächtnis einer Hellseherin kann geschärft sein, und es können Dinge klar in das Bewußtsein treten, die sie sonst nicht klar beachtet hat. Aber von einer wirklichen Steigerung oder gar dem Erscheinen einer neuen Seelenkraft kann keine Rede sein. Eitelkeit und krankhafter Ehrgeiz der Hysterischen spielen bei derartigen Experimenten eine große Rolle. „Wer dies kennt und zu beurteilen versteht, wird sich von hysterischen Medien und Hellseherinnen keine pythischen Orakel aufbinden lassen.“

Das Vorstellungs- und Begriffsleben entwickelt sich lediglich

auf synthetischem Wege, und es ist ein Hauptgrundsatz der Seelenlehre, daß alle zusammengesetzten Vorstellungen und Begriffe sich aus einfachen aufbauen. Erst durch die Synthese oder den Aufbau kann man zur Analyse oder der Auseinandersetzung gelangen, indem wir die von den ursprünglichen Eindrücken losgelösten Vorstellungen und Begriffe als Werkzeuge zur Bildung neuer Begriffe höherer Ordnung (sog. „abstrakte") benutzen. Diese durch Erfahrung gewonnene Fähigkeit macht dann das Wesen des eigentlichen Denkens oder des Verstandes aus, während die Vernunft als dessen oberste Spitze, Stufe und Hüter darüber zu wachen hat, daß die bei den Menschen vorhandene Neigung zur Spekulation nicht störend auf die wirkliche Erkenntnis wirkt. Ihr liegt die eigentliche Überwachung der Wahrheit ob.

Übrigens ist der Verstand eine zweischneidige Waffe, und wenn wir die Ergebnisse der Geschichte betrachten, so müssen wir uns gestehen, daß aus der Summe des Gedachten sich immer nur ein verschwindend kleiner Teil als wahr erwiesen hat. In jedem rein durch Denken geschaffenen Satze ist schon im Augenblick des Entstehens in der Regel ein kleiner Teilsatz von Wahrheit mit einem großen Teilsatz von Irrtum verbunden. Dieses ist auch der Grund, warum in neuerer Zeit die „Nur-Denker" um ihren ehemaligen Einfluß gekommen sind, und warum die Methode der Naturwissenschaften führend geworden ist. So ist namentlich das Denken der Theologen als verfehlt zu betrachten, weil ihre Axiome außerhalb der menschlichen Erkenntnisfähigkeit stehen. Kaum besser ergeht es den Philosophen, bei denen die Gefahr des Irrtums um so größer wird, je allgemeiner und von der Erfahrung losgelöster die Begriffe werden, mit denen sie operieren. Aber auch der Mediziner leistet Erkleckliches an Unvernunft, da die Unvollkommenheit seiner wissenschaftlichen Grundlagen leicht zu falschen Verallgemeinerungen und Anschauungen verführt. Bei den Juristen fließt ebenfalls eine reiche Quelle für Begehung von Denkfehlern, weil sich die Rechtswissenschaft auf dem falschen Satz von der absoluten Freiheit des

Willens aufbaut, und weil hergebrachte Rechtsbegriffe da
von vornherein gefangen nehmen. Daher der bekann
„Summum jus summa injuria!“ Auch beruht di
Rechtslehre zum Teil auf Gesetzen der Gesellschaftslehre
in einer fortwährenden Wandlung begriffen sind, ohne
diesen Wandlungen gleichen Schrittes folgen kann.

Wohl am meisten kommt nach Benedikt die Unver
der Politik zu Tage, weil hier Leidenschaft und Se
eine so große Rolle spielen, „daß nicht nur die Vernunft,
auch der Verstand häufig Ursache haben, ihr Gesicht aus
zu verhüllen.“

Am seltensten verstoßen die Ergebnisse der Verstand
bei den Vertretern der sog. exakten Wissenschaften gegen
nunft; am allerseltensten, eigentlich nie, bei den Mathem

Als den eigentlichen Sitz der Denkkraft bezeichnet
das Stirnhirn. Doch können die hohen Stirnen nur
Zeichen entwickelter Denkkraft sein, weil sie einfach ein
hoher Entwickelung des ganzen Schädels, resp. des ganzen
sind. (Es kommt wohl mehr auf die Breite als auf d
einer Stirne an. Hohe und dabei schmale Stirnen dürf
auf geringe Denkkraft deuten. Der Ref.) Jedenfalls
außer Zweifel, daß jede Vorstellung und jeder Begriff die
einer Summe von Zellen in den verschiedensten Teilen
Gehirnoberflächen darstellen. Vielleicht befindet sich in der
Substanz des Stirnhirns nur ein eignes Sammelorga

kranken sprechen für eine Trennung der Hirnorgane für die Empfindungen von Lust und Unlust und dafür, daß letztere in den Hinterhauptslappen, erstere in den Stirnlappen zustande kommen. Übrigens sind die Verhältnisse bei der Bildung von Empfindung und Gefühlen viel verwickelter als bei der Bildung von Vorstellungen, und daher schwerer übersehbar oder berechenbar. Das ganze verwickelte Spiel psychischer Thätigkeit läßt eine „Großartigkeit in der Vorrichtung des Zellensystems im Gehirn erkennen, welche mit scheinbar einfachen Mitteln eine unendliche Mannichfaltigkeit der Leistung ermöglicht.“

Indem der Verfasser von hier den Übergang zur eigentlich theoretischen Seelenkunde macht, bestreitet er zunächst, wie bereits angedeutet, die juristische Annahme der vollen Zurechnungsfähigkeit oder Verantwortlichkeit des einzelnen für seine Handlungen. Nach ihm steht es fest, daß kein Mensch für sein Thun und Lassen, weder im guten noch im schlechtesten Sinne, volle Verantwortlichkeit besitzt. Das Bestehen eines „freien Willens“ kann von der Wissenschaft nur insoweit anerkannt werden, als eine Unterordnung des „triebartigen Dranges“ unter die sittliche und unter die Denkvernunft durch gute Anlage und reife Entwickelung möglich ist. Wahnsinn und Verbrechen sind Zwillingsgeschöpfe — was aber nicht verhindert oder verhindern darf, daß sich die Gesellschaft durch Unschädlichmachung des Verbrechers gegen ihn schützt. Weit besser würde sie sich freilich schützen durch geeignete Vorbeugungsmaßregeln und durch möglichste Entfernung derjenigen mannigfachen Ursachen, welche die Verbrechen gegen Staat und Gesellschaft hervorrufen und unterhalten. Nur kann dieses nicht auf einem seit Jahrtausenden vergeblich betretenen, aber dennoch nicht aufgegebenen Wege geschehen. Denn „die Behauptung, daß Sittenlehre und Sittenübung naturgemäß an Religion und Religiosität gekettet sei, ist ein Irrtum oder eine Fälschung.“ — „Die Sittlichkeit und ihre Gesetze sind ein Ergebnis der Natur des Menschen und seiner Verhältnisse und stehen mit seinen Anschauungen über die großen Rätsel der

Schöpfung und ihrer Lösung in keinem notwendigen, w
geschichtlich dagewesenen Zusammenhang. Weiß doch je
der Freidenker ebensogut ein homo nobilis sein kann,
Gottesfürchtigste ein abgefeimter Schurke! Wozu also diese
werk?" — „In Zeiten, in denen die Erschütterung des
tischen Glaubens immer weiter um sich greift, ist die an
Vermischung von Glaube und Sittlichkeit eine gesellsc
und sittliche Gefahr, weil mit dem Rosten eines Gli
ganze Kette reißt." Namentlich tragen die über dem Erk
gebiet stehenden Anschauungen über die Fortdauer der S
wiß nicht mehr dazu bei, um die Leistungslust der M
und das Lustgefühl des eigenen Daseins zu heben, als
kenntnis von dem Fortbestand aller Elemente unseres g
Daseins und ihrer Arbeitsleistung in dem Fortbestand un
der Menschheit. Wenigstens gilt dieses für solche M
deren geistige Entwickelung nicht künstlich herabgedrückt u
geführt ist.

In der Frauenfrage erklärt sich Benedikt, so sehr
die Frau durch die größere Erschütterbarkeit ihres Nerven
dem Manne gegenüber für benachteiligt hält, doch im allg
für die Bestrebungen der Frauenemanzipation und spri
Meinung aus, daß das Eindringen des Weibes in das öf
Leben ein Hebel für die zukünftige Veredlung des M
geschlechtes sein müsse! Allerdings bleiben nach ihm die
Leistungen den Männern vorbehalten, nicht weil die
erziehung bisher vernachlässigt war, sondern weil die N
so verfügt hat (?). Die Ausnahme einzelner Genies un
Frauen bestätigen nach ihm nur die Regel.

Benedikt bekennt sich auch in einem gewissen Sin
Sozialist, indem er die Wegschaffung des körperlichen
aus dem Schoße der menschlichen Gesellschaft zugleich
wichtigste Frage des sittlichen Fortschritts der Gesellsch
und die Bekämpfer dieses Elends (z. B. Marx) als Ar
sittlichen Entwickelung betrachtet. Wenn dabei Über

mitunterlaufen, so sind solche „Übertreibungen schöpferischer Geister immer noch wertvoller als die Wahrheiten landläufiger Begabungen."

Besonders interessant ist das Kapitel über das Seelenleben der „geborenen Verbrecher", welche indessen im Verhältnis zu den regelrecht angelegten und entwickelten Menschen, die nur unter dem Zwang gesellschaftlicher Verhältnisse oder mächtig erregter Leidenschaften Verbrechen begehen, ziemlich selten sind. „Vergessen wir nicht, daß Hunderttausende von Arbeitslosen jährlich Frost, Hunger und jede Art von Qual erdulden und doch nicht zu Verbrechern werden, obgleich die Gleichgiltigkeit und Hartherzigkeit der Gesellschaft sie doppelt dazu anreizt." Man hat den Seelenzustand dieser Menschen als moral insanity (sittliches Irresein) bezeichnet, obgleich sie eigentlich nicht krank, sondern nur durch Angeborenheit oder Erwerbung krankhaft veranlagt sind. Kälte, Hunger, Durst, alle Formen gesellschaftlicher Erniedrigung und Mißhandlung sind nicht imstande, die der Vagabondage oder Landstreicherei durch Geburt oder durch Erwerbung während der ersten Kindheit eigene Arbeitsscheu zu überwinden. Die seelische Entwickelung dieser arbeitsscheuen Lumpen zu Eigentumsverbrechern ist danach leicht zu begreifen. Dazu kommen jene unwiderstehbaren Gelüste der berufsmäßigen Eigentumsverbrecher, die jedem in der Seelenkunde der Verbrecher Erfahrenen (Richter, Ärzte, Seelsorger, Gefängnisbeamte, Polizisten) wohl bekannt sind, und denen der Betroffene schließlich immer unterliegt. Berufsmäßige Diebe empfinden einen Hang zum Stehlen oder eine Freude an der Ausübung ihrer Fertigkeit, auch wenn sie keine augenblickliche Not dazu treibt. Dasselbe gilt in anderer Richtung von den Fälschern oder von der weitverbreiteten Gruppe der Hochstapler. Raufbolde und Gewaltthätigkeitsmenschen folgen einem Hang zur Bethätigung besonderer körperlicher Kräfte. Mörder einer unnatürlichen Freude am Blutvergießen, Lustmörder einem Übermaß geschlechtlicher Veranlagung, Giftmörderinnen einer hysterischen Lust an der Qual ihres Opfers u. s. w. Man ist heutzutage davon überzeugt, daß die Jus [illegible] Justiz-

verbrechen begangen hat, indem sie Kranke für Krankh
bestraft hat; und noch heute wehren sich Richter und
den wahren Sachverhalt durch seelenkundige Untersuchun
stellen zu lassen. Sittlich Abgeartete, Entartete und Au
sollten jedesmal um ihre Vergangenheit und das M
Willensfreiheit untersucht werden — was aber, wie be
merkt, die Gesellschaft nicht abhalten darf, für ihre Un
machung zu sorgen. „Es ist eine absichtliche Entstellun
dem großen Publikum eingeredet wird, daß die sogenann
minal-Anthropologen für die Freisprechung gerade der gefä
und unverbesserlichsten Verbrecher eintreten. In Mehrz
dieselben für energische Elimination derselben aus der Ge
und für vollständige und dauernde Lahmlegung der Un
lichen." Nur die Todesstrafe muß aus denselben Gründ
schafft werden, aus denen man die Prügelstrafe abgesch
Es ist des Staates und der Gesellschaft unwürdig, mi
Blute zu töten.

Die heutzutage viel ventilierte Frage, ob es äußere
im Bau des Gehirns und Schädels giebt, an denen ma
den geborenen Verbrecher erkennen könne, kann bei der
Schwierigkeit derartiger Beurteilungen nur sehr bedingu
bejaht werden. Die Entartungszeichen können nur einen
auf regelwidrigen inneren Bau und regelwidrige Leis
gründen, welcher aber insofern einen gewissen Wert hat,
diese Zeichen bei entarteten Menschen häufiger und in
Zahl antrifft, als bei gewöhnlichen.

Selbstmord ist in der Regel Zeichen krankhaft ver
Seelenstimmung, welche ihre Sühne in sich selbst hat. „
Friede, Versöhnung und Mitleid mit ihnen, wenn sie
oder verstümmelt davonkommen, und Friede ihrer Asche
sie ihr Ziel erreichen!"

In der E r z i e h u n g s f r a g e spricht sich Benedikt,
Mehrzahl heutiger Realisten, gegen den heute noch üblich
sischen Sprachunterricht aus; er nennt ihn „schwachsi

weist darauf hin, daß weder Homer, noch Sophokles, weder Herodot, noch Xenophon, weder Demosthenes, noch Plato, weder Euklid, noch Hippokrates eine Ahnung davon hatten, was ein Haupt- oder Zeitwort ist. Die unserer Bildung notwendige Pflege der Antike braucht darunter nicht Not zu leiden, wenn die Pflege der Sprachen und einer toten Grammatik nicht die kostbarste Zeit und Arbeitskraft unserer Jugend absorbiert. „Die vorhandenen Schätze der Litteratur und Kunst müssen popularisiert und Litteratur und Kunst müssen wieder volkstümlich werden.“ Als einen physischen Erziehungsfehler unserer Zeit bezeichnet Benedikt mit vollem Recht den üblichen Mißbrauch des kalten Wassers, sowohl im kindlichen wie im erwachsenen Alter, und den damit verbundenen übertriebenen Nervenreiz, der oft das Gegenteil dessen herbeiführt, was damit bezweckt wird.

In der Frage über das seelische Verhältnis von Mensch und Tier stellt sich Benedikt auf Seite Linnés und seines berühmten Ausspruchs, daß die Natur keinen Sprung mache. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei dem Tier die Triebreize mehr Gewalt über die Überlegungsreize haben als bei dem Menschen. Aber denselben Stufengang macht ja auch der einzelne Mensch in seiner Entwickelung durch. Sittliche Gefühle und die aus der Soziabilität sich entwickelnden Tugenden besitzt auch das Tier. Ebenso sind alle Elemente, welche das höhere Seelenleben des Menschen bedingen, in der Tierreihe vorhanden, aber vereinzelt und unvollkommen, weswegen auch die Summe der einzelnen Verknüpfungen eine ungleich niedrigere ist, als bei dem Menschen. Bei dem letzteren wächst mit der Entwickelung der Menschheit und des einzelnen die überwiegende Ableitung der Triebreize gegen die Gehirnrinde und der Überlegungsreize, während bei dem Tier nur ein kleiner Teil jener Reize zu dem Seelenorgan abgeleitet wird, um dort bewußt zu werden. Je mehr übrigens das Tier Gesellschaftsgeschöpf wird, entweder unter sich oder durch Domestikation, umsomehr entwickeln sich auch seine seelischen Anlagen und Fähigkeiten.

Auf einem Gebiete der Wissenschaft, welches so viel Gele heit zum Betreten von Irrwegen oder zu haltlosen Spekulatio giebt wie die Seelenkunde, ist es eine wahre Wohlthat für nicht durch Vorurteile Geblendeten, wenn er mit einem Fü zusammentrifft, der, wie der Verfasser des hier besprochenen Buc die einfache und klare Sprache der Natur und Erfahrung ver und wiedergiebt. Die Lektüre seiner Schrift kann allen de die sachliche Belehrung auf diesem Gebiete suchen, bestens pfohlen werden.





Phantome des Glaubens.



Phantome oder Zwangsvorstellungen des religiösen Glaubens zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sind es, welche Prof. Svoboda in Stuttgart in einer soeben erschienenen zweibändigen Schrift*) an der Hand einer bewunderungswürdigen Belesenheit und mit echt philosophischer Vorurteilslosigkeit dem lesenden Publikum vorführt und dabei zeigt, welche geistigen und moralischen Verwüstungen die Glaubenshypnose in dem Leben und Denken der Einzelnen wie der Völker bereits angerichtet hat und immer noch anzurichten fortfährt. Nur wenn man, wie Svoboda, viele Religionen auf ihren Wert vergleichend geprüft hat, ist man nach ihm imstande, unbefangen darüber zu urteilen und einzusehen, daß religiös sein so viel heißt als unrichtig denken und ungesund empfinden. „Wollte jemand die Entwickelungsgeschichte menschlicher Thorheiten schreiben, so würden ihm die Religionen aller Völker und aller Zeiten hierzu den ausgiebigsten Quellenstoff liefern.“ „Es ist immer dieselbe menschliche Phantasie, dieselbe Unwissenheit, welche man als „Mutter Gottes“ und der Götter ansprechen muß.“

---

[1]) Albert Svoboda: Gestalten des Glaubens, I. und II. Band, Leipzig 1896 und 1897 (C. G. Naumann).

wie die Juden unter dem Einfluß von Jahve." Auch taucht die Frage auf, in welcher Form der Christengott, dem doch Ewigkei zugesprochen wird, vor Gründung des Christentums bestanden habe, ob als einer der vielen Götter fremder hochgebildeter Völker oder als einfacher Nachfolger Jahves? Was den Islam-Gott betrifft, so hat er fortwährend das Schwert gegen die Ungläubigen in der Hand. Der Koran, dieses schlechte, geistlose Buch, welches nichtsdestoweniger Millionen von Menschen als geistiger Führer dient, schildert Allah in seiner Selbstgefälligkeit, Anmaßung, Blutgier, Mordlust und Furcht vor Konkurrenten. Mahomed selbst verübte bekanntlich die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen Anhänger von Konkurrenz-Religionen und ließ jede Unhöflichkeit gegen sich selbst mit dem Tode bestrafen. „Und dieser hartherzige Mensch hat eine Weltreligion gegründet und ließ Gott als den Allerbarmer anrufen!"

Übertroffen wurde er in seiner Verfolgungswut nur noch von dem Papsttum, welches um weltlicher Vorteile willen den Fanatismus der Koranwächter noch überbot. Wie wohlthuend hebt sich dagegen der Glaube der mehr als 100000 Seelen starken Parsi-Gemeinde in Bombay ab, für welche der Glaube an Gott nicht mehr wert ist als der Glaube an einen Teufel, und deren Mitglieder ihr Leben mit Thaten werkthätiger Nächstenliebe ausfüllen, ohne daß sie für ihre Sittlichkeit eine religiöse Grundlage für nötig halten. Oder die Erinnerung an den großen Kalifen Al-Mamun, welcher die Wissenschaften höher achtete, als die Religion, und das Hervorragen im Wissen für die höchste aller Ehren erklärte!

Trotz ihrer gegenseitigen Verfolgungswut sind die Religionen doch unter einander wahlverwandt, so daß eigentlich keine einer andern etwas vorzuwerfen hat. So glaubt die blöde Menge in Afrika und Asien an die Zaubereien der Seelen Abgeschiedener, während in Europa und Amerika die zahlreiche Sekte der Spiritisten aus dem Jenseits Geister kommen läßt, welche auf läppische Fragen läppische Antworten geben. „Der Unterschied zwischen

dem Geisterglauben der Schwarz- und Weißhäute ist nicht groß; die Weichköpfe aller Volksstämme ergötzen sich an den vermeintlichen Zauberthaten der Seelen verstorbener Leute." — Manche Glaubensthorheit besitzt eine schier unsterbliche Dauer; sie pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und wird sich so lange vererben, bis das Volk vom Glauben und vom Aberglauben befreit sein wird." — „Es ist sicher, daß sich von allen Religionen Fetische herumtummeln, welche alle dasselbe bedeuten: Selbsttäuschungen."

Dabei ist der wirtschaftliche Nachteil des Götterglaubens ein enorm großer, indem den Menschen entzogen, was den Göttern und dem Gottglauben geopfert wird. „Ein jeder Religionswahn fordert eben die Hingabe großer wirtschaftlicher Werte, er ist wie die Unwissenheit überhaupt, jene dämonische Macht, welche das Glück der Menschen boshaft verzehrt." — Welche riesige Vermögen hat allein im alten Ägypten der Totenkultus, welcher den Toten mehr Rechte einräumte, als den Lebenden, verschlungen! Oder man denke an den, wenigstens vom künstlerischen Standpunkte aus zu entschuldigenden religiösen Tempelbau! „Die vom Glauben umklammerten Völkerhirten gaben Riesenvermögen aus, um Götter prächtig wohnen zu lassen, während das arme Volk beim Bauen der Andachtspaläste kaum vor Hunger geschützt war."

Im Grunde waren es aber nicht die Götter, welche prächtig wohnten und lukullisch lebten, sondern diejenigen, welche sich dem armen, unwissenden Volke als Mittelspersonen zwischen ihm und dem Himmel aufdrängten und dasselbe nicht bloß unter geistlicher, sondern auch unter weltlicher Zuchtrute hielten. Man behauptet zwar von den Zauberern und Priestern, und für viele derselben gewiß mit Recht, daß sie nicht absichtlich betrügen. „Dies zugegeben, sind sie gleichwohl die Besiegten ihrer eigenen Thorheit." Dabei haben sie aber nie oder höchst selten sich selbst vergessen und gefunden, daß das Bedienen der Götter ein ebenso einträgliches, wie angenehmes Geschäft ist.

Für die größte Tugend erklärten sie jederzeit die Frei
keit gegen ihren eigenen Stand, während unfromme Leute,
ihre Hand geschlossen hielten, als die größten Sünder ersch
auf welche im Jenseits die härtesten Strafen harrten. W
das Volk hungerte und darbte, genossen die ägyptischen P
den üppigen Nutzen von Tempelgütern, welche ein Drit
ägyptischen Ländereien umfaßten.

Schon Euripides bezeichnete den damaligen Priester als
süchtiges Menschen-Unkraut", und Svoboda citiert den Aus
eines chinesischen Schriftstellers gegen die dortigen Priester:
habt nur das Äußere des Menschen, im Innern seid ihr
gefräßige Tiere."

Leider ist die Dummheit und Gleichgültigkeit der M
so groß, daß sie sich immer von neuem ausbeuten lassen.
erkennen es die Zulus, daß sie von ihren Magiern wirtsch
ausgebeutet werden, und daß mit ihnen ihre Zustände eine
schwungs unfähig sind, und doch setzen die Regenmache
Krankheitsbeschwörer ihr einträgliches Geschäft ungehindert

Und ist etwa bei den gebildeten Nationen Europas
Geschäft ein anderes, wenn es auch andere Formen anni
„Zauberer der Naturvölker", sagt Svoboda, „besitzen viele g
same Züge mit Priestern der sogenannten „aufgeklärten" Relig
Diese geben sich wie die Schamanen für Stellvertreter des Him
herrn aus; sie zaubern, beschwören und verfluchen; sie sorg
das „ewige Seelenheil", schildern das Jenseits als ein J
für Belohnungen und Strafen, lassen sich für alle ihre V
tungen ausgiebig bezahlen und verlegen, soweit sie könne
Wege zu vernünftigen Einsichten, weil durch diese ihre Sub
unterwühlt würde u. s. w." — „Die Minorität der Vernün
wurde immer ins Unrecht gesetzt, während die Mehrhe
Dummen immer den Sieg davontrug."

Dabei waren die Vertreter der höchsten Weisheit n
unter einander einig, „und zankten und zausten sich wegen

und abgeschmackter Fragen, bei deren Diskussion man sich schämen muß, Mensch zu sein."

Christus hat bekanntlich gesagt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Aber seine priesterlichen Nachfolger haben dieses Wort in sein gerades Gegenteil verkehrt und nicht bloß die Herrschaft über die Gemüter, sondern auch über die Leiber ihrer Pflegebefohlenen beansprucht. Dies hätte zwar längst ein Ende nehmen müssen, wenn nicht die Denkfaulheit und der Einfluß vererbter Glaubensthorheiten bei den Menschen so überaus groß wären. „Immer wieder zeigt es sich, daß der Mensch die Naturanlage zum Vernünftigwerden zwar besitzt, daß er sie aber nur in dem langsamsten Tempo und nur in besonderen Fällen zur Entwickelung bringt. Sonst bestände der geistliche Einfluß längst nicht mehr, welcher selbst am Schlusse des 19. Jahrhunderts mit so großer Anmaßung die Geister beherrschen will. Und er beherrscht in der That, zumal in katholischen Ländern, jene Mehrheiten der Völker, welche mit Hilfe der Religion geistig verwahrlost sind u. s. w."

„Ob man," fragte Svoboda mit Recht am Schlusse eines Kapitels über die Bedeutung der Priester in der Geschichte menschlicher Thorheiten, „je die furchtbare Lehre der Religionsgeschichte beherzigen wird, daß Priesterschaften jeden Fortschritt gehemmt, die Gewissen beängstigt, das Denken von vernünftigen Zielen abgedrängt und die Wege zu jener Bildung immer verstellt haben, welche zur religionsfreien Sittlichkeit führt? Für Bildung und Sittlichkeit sind Götter und Priester überflüssig. Der Kulturstaat der Zukunft, wenn man diesen überhaupt erhoffen darf, wird vor allem die Anstalten für Züchtung von Priestern aufheben, damit endlich die Dämmerungen aufhören, in welchen die Gefoppten des Glaubens so lange herumirren. — — Gleichwohl können es die Priester aller Religionsfarben annehmen, daß sie noch manches Jahrhundert ein sicheres Brot genießen werden. Die Weisheit der Staatslenker und die Einsicht der Völker reifen langsam."

Was speziell das Christentum betrifft, so schließt es sich rch seinen nder- und Teufelsglauben eng an die

abergläubischen Vorstellungen seiner und der vorhergeh
an. Auch hat es bekanntlich im Laufe seiner weiteren En
eine große Menge heidnischer Elemente in sich aufgenomm
den Teufelsglauben betrifft, so ist derselbe freilich ein n
Bestandteil christlicher Weltanschauung, und jeder gläub
der nicht an die Macht des Teufels ebenso fest glaubt
die Macht Gottes, denkt nicht folgerichtig.

Auch ist es eine ganz unrichtige Vorstellung, daß das
tum auf eigenen Füßen stehe oder eine Religion eigenen
sei; vielmehr hängt es eng mit früheren Religionsvor
zusammen, und man weiß oder ahnt gewöhnlich nich
Asiatisches in demselben steckt. Es hat namentlich groß
keit mit dem Buddhismus, von dem es aber leider
Schlechte als das Gute angenommen hat, und dessen Le
bloß klarer gedacht, sondern auch poetischer in der F
Wenn man behauptet, daß das Christentum zuerst die
Menschen- oder Nächstenliebe gelehrt habe, so stehen
Worte des buddhistischen Somadeva (IV. 27) entgeg
liebevoll gegen alle Wesen." „Ich kenne die Liebe al
allen Wesen Schutz zu verleihen," während die neun
Hexen, Ketzer und Zauberer, welche das Christentum v
ließ, ein schlechtes Zeugnis für dessen Nächstenliebe able
gegen zogen der Pessimismus der buddhistischen Religion,
achtung der Sinnlichkeit und übermäßige Verehrung der
keit feierlich in das Christentum ein, zum großen Sch
nun folgenden Kulturentwickelung. Die christliche P
Sage ist eine direkte Anklage gegen das Diesseits und
leitung zur Unzufriedenheit mit dem diesseitigen Leben,
nach christlicher Anschauung nur ein Vorbereitungsstadium
Jenseits bildet.

Auch die Christus-Mythe hat die größte Ähnlichke
mit der Buddha-Mythe, wie mit der indischen Krischn
wie bezüglich der ersteren Seydel (das Evangelium vor

seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre) und bezüglich der letzteren Chr. Lassen (Indische Altertumskunde) überzeugend nachgewiesen haben.

Aber nicht bloß altindische, sondern auch altpersische und altägyptische Reminiscenzen spielen in das Christentum herein. Doch ist der zoroastrische Glaube dem christlichen darin überlegen, daß er die Herrschaft der Teufel in der Hölle nicht ewig dauern und diese einem Reiche der Seligen weichen läßt, während sich der christliche Fanatismus mit viehischer Wollust an den ewigen Qualen der Verdammten weidet.

Wieviel dogmatische Ansichten aus der altägyptischen Religion in das Christentum übergeflossen sind, kann man besonders in dem ägyptischen „Totenbuch" verfolgen. Von ihr hat auch das Christentum als Erbstück den Glauben an Hölle und Fegefeuer, sowie an die Gnadenmittel, welche von Priesterhänden gespendet werden, übernommen. Ebenso eignete sich dasselbe die Hauptgebete der ägyptischen Moral an, welche empfahl, Hungrige und Durstige zu erquicken, Nackte zu kleiden, jedem Unglücklichen Trost und Hilfe zu spenden. Überhaupt beweist die Geschichte des ägyptischen Schrifttums die auch sonst unbestreitbare Wahrheit, daß sich die Ethik ohne Religion entwickelt, und daß Sittengebote des Glaubens an Götter nicht bedürfen, um in Geltung zu treten. Denn schon 5400 Jahre früher besaß dieses Schrifttum, wie der im Jahre 1847 in Theben entdeckte Papyrus Prisse beweist, Sammlungen von Sittenregeln und Lehrwinken für das Gesamtverhalten der Menschen, in welchen gegen Unwissenheit und „Dickbäuchigkeit" geeifert wird, und deren ethische Gebote sich nur auf menschliche Verhältnisse, nicht aber auf das Verhältnis zu Gott beziehen. „Nächstenliebe", so heißt es, „ist höher zu achten, als Opferkuchen". Wissen und Vernunft werden als das Höchste empfohlen.

„Das Christentum," so resumiert Svoboda seine Forschungen über den Gegenstand, „ist eine Barockreligion, in welcher Rückstände und Niederschläge aus anderen Religionen zu finden sind".

Was die Entstehung des Christentums anlangt, so wäre wohl diese Entstehung ohne die grenzenlose Ausartung der römischen Vielgötterei, welche der gequälten Volksseele nicht mehr genügte, kaum möglich gewesen. Dazu kamen sein kommunistischer Charakter, welcher den Armen und Bedrückten der Gesellschaft Erlösung versprach, und die damals allgemein verbreitete Sage von dem bevorstehenden Weltuntergang, welcher die Weltflucht in ein besseres Jenseits als sehr annehmbar erscheinen ließ. Endlich der von Svoboda unerwähnt gebliebene Einfluß des Neuplatonismus, welcher damals die gebildete Welt beherrschte und viele Verwandtschaft mit christlichen Vorstellungen hatte!

Wenn unter der Herrschaft des Christentums die Welt Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, so geschah dies nicht durch, sondern trotz des Christentums. Solange die Religion durch fünfzehn Jahrhunderte unbestritten am Ruder war, wurde weder in Kunst noch in Wissenschaft Erhebliches geleistet; es war zumeist eine lange öde Todesstarre des Geistes, in welcher sich die Menschen um der lächerlichsten Wortstreitigkeiten willen gegenseitig verfluchten und mordeten. Erst mit der Reformation und dem Wiederaufleben des Studiums der Antike stellte sich eine freiere Gedankenbewegung ein, welcher übrigens von den Wächtern der christlichen Religion immer neue Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. Dem Vorurteil, daß das Christentum die beste aller Religionen sei, verdanken wir die gründliche Vertilgung der hochgesteigerten Kultur im alten Mexiko und Peru durch die allerchristlichsten Spanier, denen es ein religiöses Verdienst dünkte, ganze Volksstämme durch Massenmorde zu vernichten, und welche in ihrem eigenen Lande durch Priesterherrschaft heruntergebracht worden sind. Außer Spanien denke man an die geistige Verwilderung jener breiten Bevölkerungsschichten, deren Gedankenbewegung nur von der Religion beeinflußt wird, wie in Italien, Bayern, Frankreich, Rußland u. s. w. „Es heißt die Geschi[illegible] irgend einer Religion der Einfluß auf „die [illegible] der Menschheit“ zugesprochen wird“.

Am wichtigsten und durchschlagendsten sind wohl Svobodas Nachweise über die gänzliche *Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Religon*, welche letztere wenig oder nichts für die Pflichtenlehre, um so mehr dagegen für Äußerlichkeiten und Gebräuche gethan hat, mit denen man sich den Göttern oder Gott angenehm zu machen glaubte. Man denke an die greulichen, bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten üblichen, jedem menschlichen Gefühl hohnsprechenden Menschenopfer, in denen sich zum Teil eine Herzensroheit offenbart, welche zeigt, daß durch den Götterglauben die Sitten nicht gemildert, sondern verwildert wurden. „Tiere", sagt S. „können, weil sie religionslos sind, nie in so tiefe Abgründe der Thorheit und Grausamkeit sinken, wie der gottergebene Mensch." Man denke an die rituelle, jede Unsittlichkeit förderliche Nacktheit der Frauen in vorchristlicher Zeit, welche sich noch tief bis in das Mittelalter hinein erhielt und selbst heute noch teilweise in Afrika, Indien, Rußland u. s. w. besteht, oder an den von den Priestern als religiöse Institution eingeführten und im Altertum weitverbreiteten, aber auch heute noch in Indien bestehenden Tempeldienst der Geschlechtslust, während das Gegenteil dieser Verirrung sich in wahnsinnigen Selbstpeinigungen und Selbstkasteiungen oder in gewaltsamer Ertötung der Sinnlichkeit erschöpft. „War es nicht", fragt Svoboda, „ein sittlicher Frevel ohne Gleichen, wenn bei den alten Römern eine Vestalin deshalb, weil sie liebte, lebendig eingemauert wurde, während ihr Freund zu Tode gegeißelt wurde?"

Man denke endlich an jene vielfachen lächerlichen und sinnlosen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, in welchen so oft das wahre Wesen der Religion gefunden wurde und zum Teil noch gefunden wird, und welche mit der Sittlichkeit auch nicht das Geringste gemein haben. Wollte ein indischer Brahma tadellos bleiben, so durfte er gewisse Personen nicht ansehen, mit dem Kopf nicht nach Westen schlafen, nicht auf Haaren oder Asche stehen, nicht mit gewissen Personen speisen u. s. w. Die indischen

auf Kleiderordnung, Zähneputzen u. dgl. Mit de
hatten diese Thorheiten, wie gesagt, ebensowenig zu t
Ritualformen der Römer oder die Speisegebote der
die Gesichtsverhüllungen der Orientalen u. s. w. N
war und ist dies selbstverständlich der Fall bei je
Mörderbande der Thugs, welche den heimlichen Mord
Zwecken ausüben. Sobald die Religion oder di
religiöser Vorschriften in nähere Beziehung zu Pflich
bracht werden, büßen diese letzteren sofort ihre Reinh
übrigen sind Religionen ebenso Menschenwerk, wie e
ungen, welche sich erst allmählich aus gesellschaftliche
und Bedürfnissen entwickelt haben. Von Naturvölkern
fänglich nur das Nützliche oder Schädliche für gut
gehalten, und es mußten viele Stationen der Erfahru
dankenarbeit zurückgelegt werden, ehe ethische Ein
religiöser Hemmnisse ihr Ziel erreichten. Wo aber
gewicht auf den Gottesbegriff gelegt wurde, kam die
immer schlecht weg. Dieser Begriff ist, wie bereits b
das Eingeständnis, daß die Wunder und Rätsel de
gebenden Natur nicht verstanden werden, und der A
Verlegenheit, welche den Menschen beim Welterklä

besser kennen, so wären sie überzeugt, daß sich Religion und Sittlichkeit wechselseitig ausschließen, und daß deshalb die Verquickung beider unzulässig ist." Haben doch schon König *Asoka*, der Constantin des Buddhismus, sowie die chinesischen Religionsstifter *Confucius* und *Laotse* mit dürren Worten darauf hingewiesen, daß wahre Sittlichkeit nur ohne Götter und Religion gedeihen könne. Die Annäherung an Gott bezeichnete Confucius als eine Gefahr, von der man sich fern halten solle, weil er das Unerforschliche sei, und wies dafür auf die Herzen aller Menschen hin, in welchen das „sittliche Gesetz" zu finden sei, während Laotses Ethik ebenfalls ihre Grundsätze nur in den Beziehungen des Menschen zum Menschen suchte und fand.

Was S.'s allgemeine Weltanschauung angeht, so steht der freidenkende und tiefgelehrte Verfasser fest auf dem Boden der modernen monistischen Naturphilosophie und erklärt sich sowohl gegen philosophischen Dualismus, wie gegen Pantheismus. Er erklärt das Zerschlagen des Menschen oder menschlichen Wesens in zwei ungleiche Hälften nach Leib und Seele für einen Jahrtausende alten Irrtum, welcher nur seines hohen Alters wegen von den Menschen als heilige Wahrheit hingenommen wird. Es bedarf nur wenig Nachdenken, um einzusehen, daß das Versenken eines persönlichen oder unpersönlichen göttlichen Geistes in den Leib der Welt eine unzulässige Analogie menschlicher Verhältnisse ist. Die menschliche Seele aber ist nichts für sich Bestehendes, sondern nur eine Personifikation menschlichen Denkens, Wollens und Empfindens in derselben Weise, wie die Götter der alten oder Naturvölker Personifikationen der Naturkräfte sind. Aber fast allen Gottesvorstellungen des Altertums voran ging die Vorstellung eines Chaos oder einer Urmaterie, aus der bereits Homer und Hesiod die Götter geboren werden lassen — eine Vorstellung, welche im Altertum viel allgemeiner und verbreiteter war, als man gewöhnlich weiß oder annimmt, und welche mit dem philosophischen Materialismus oder Monismus der Gegenwart ganz

nahe verwandt ist. „Man ist gewohnt," sagt sehr treffend Svoboda, „den Materialismus zu beschimpfen, weil man naturwissenschaftlich unvollständig unterrichtet ist und nicht weiß, daß die reinsten Ideale dem menschlichen Gehirn entspringen, dessen Stofflichkeit doch nicht bezweifelt werden kann. Unsere Voreltern waren nur Materialisten und konnten sich unstoffliche Seelen gar nicht vorstellen." — „Die indischen Philosophen sprachen auch von der beseelten Materie als der Quelle des Lebens." Die Skandinavier haben eine Sage, zufolge welcher Gott nicht das Erste ist, sondern der feuchte, im Riesen Ymir Person gewordene Urstoff am Anfang der Weltentwickelung steht. Slavischen Volksstämmen dünkte es, wie vielen andern Völkern, widersinnig, die körperliche Welt aus nichts entstehen zu lassen. Sie nahmen deshalb ein Urmeer oder Urgemenge der Stoffe an und ließen Gleiches aus Gleichem, Ähnliches aus Ähnlichem werden. Andere Mythen über den Urbeginn der Dinge lassen die Welt aus einem Ei hervorgehen, wobei sie sich ebenfalls auf den Standpunkt des Materialismus stellen. Jedenfalls ist diese Ei-Hypothese, welcher man auch bei Javanesen und Neuseeländern begegnet, vernünftiger, als die Annahme, daß die Welt aus dem Nichts durch ein Wunder in das Leben trat. In ähnlicher oder verwandter Weise sah Giordano Bruno im Weltstoff die Mutter aller Formen und erklärte die Welt für ein großes Lebewesen. Die ägyptischen Tempelweisen erblickten ebenfalls im feuchten Weltstoff die Keime aller Dinge. Am Nil und am Indus wurde für solche Ansichten niemand hingerichtet, während G. Bruno für diese philosophische Harmlosigkeit verbrannt wurde. „Die arabische Sekte der Dahriten leugnete das Bestehen eines Geisterreichs und eines Schöpfers, weil der Stoff aller Weltkörper ewig sei und nur einen Wechsel der Formen gestatte." Also ganz wie die heutige Wissenschaft!

Die bei unseren heutigen Materialismus-Bekämpfern so beliebt gewordene Leugnung der Wirklichkeit der Materie ist nicht neu, sondern uralten indischen (vedischen) Ursprungs. So wird in einem Vedalied der Urgeist Brahma für das allein Bestehende,

die Körperwelt dagegen für eine bloße Täuschung erklärt. „Es giebt sich“, sagt Svoboda, „in dieser ungereimten Behauptung, bei welcher die dogmatische Spitzfindigkeit auf dem Gipfel des Aberwitzes steht, so recht der Standpunkt des Glaubens kund, der Irrtümer für wirklich und das Gegenständliche für eine Illusion erklärt.“

Über Weltentstehen und Vergehen haben wunderbarerweise die nordamerikanischen Indianer eine Ansicht, welche ganz mit den Resultaten moderner Naturforschung zusammenstimmt. Nach ihnen gab es viele Welten, von denen mehrere bereits untergegangen sind, während andere in der Zukunft neu entstehen. Übrigens lassen sich ähnliche Vorstellungen in den Kosmogenien vieler älterer und neuerer Völker nachweisen, am deutlichsten in der Mutter-Philosophie des Buddhismus oder der sog. Sankjah-Philosophie.

„Sollte“, so fragt S. am Schlusse seiner vortrefflichen Ausführungen, „sollte man wirklich religiöse Täuschungen als ewig unantastbare Herzensgüter behandeln? Sollte den Zwangsvorstellungen des Glaubens nicht der Zwang geschichtlicher Thatsachen und nüchterner Erwägungen der Vernunft entgegengesetzt werden?“ — „Möge auch der Glanz der Poesie, ein Kranz hochgestimmter Eigenschaften auf Gestalten des Glaubens liegen, es ist immer dieselbe menschliche Phantasie, dieselbe Unwissenheit welche man als „Mutter Gottes“ und der Götter ansprechen muß.“ — „Leget in den Räumen der „Gotteshäuser“ Schulen, Museen, Büchereien, Schutzstätten für Arme, Kranke und Arbeitsunfähige, an! Richtet in alten Kirchen Säle für Lehrvorträge zur Erbauung des Volkes, für Musik- und Dramen-Aufführungen, sowie für Kunstausstellungen ein. Bauet Schulen erster, mittlerer und hoher Ordnung für beide Geschlechter und führet darin einen Unterricht ein, der das Weltwirkliche unbefangen betrachtet und die Rückstände des mittelalterlichen Lehrsystems beseitigt. — Bauet Paläste für Kopfarbeiter, welche an der Entwickelung der Wissen-

schaft arbeiten, die Bildung verallgemeinern und an der V
der Sitten, wie an der Herbeiführung eines religionslose
staates thätig sind, u. s. w."

Zu diesen Forderungen des geistvollen Verfassers
stalten des Glaubens" kann jeder frei und vorurteilslos
gewiß nur Amen oder „Möge es so geschehen" sagen.





Über Blutverteilung im tierischen und staatlichen Organismus.



Das gesamte Leben des tierischen und menschlichen Organismus konzentriert sich im Blut. Wenn Menenius Agrippa in seinem berühmten Gleichnis den Magen als den Mittelpunkt des körperlichen Lebens hinstellte, der alle von außen kommenden Nahrungsstoffe in sich aufnehme, um sie wieder an die einzelnen Organe zurückzugeben, so hätte er dafür treffender, wenn auch weniger populär, das Blut wählen können. Keine Art von Nahrung kann dem Körper Kraft und Leben zuführen, ohne vorher durch bekannte Vorgänge in die allgemeine Ernährungsflüssigkeit des Blutes verwandelt worden zu sein. Durch die Thätigkeit des Herzens wird diese Ernährungsflüssigkeit mit Hilfe zahlloser Kanäle oder häutiger Röhren nach allen, auch den kleinsten Teilen des Organismus hingeführt, um einerseits deren stete Verwandlung und Neubildung zu unterhalten und andererseits die durch den Lebensprozeß verbrauchten Bestandteile wieder hinwegzuführen. Man hat diese Vorgänge mit dem bekannten Namen des „Stoffwechsels" bezeichnet und hat sich durch die Erfahrung überzeugt, daß von dem richtigen und ungehinderten Vonstattengehen dieses

Stoffwechsels die Gesundheit, Kraft und Leistungsfähigkeit de
Körpers in erster Linie abhängt. Nichts bringt denselben schnelle
herunter oder führt schneller zum Tode, als übertriebene Verlust
dieses kostbaren Lebenssaftes. Aber schon einfache Stockungen ode
Hindernisse in dem steten Zu- und Abfluß desselben führen di
schwersten Gefahren für Leben und Gesundheit mit sich. Ein kleines
in die Blutbahn gelangendes Blut-Gerinnsel kann blitzartigen To
zur Folge haben. Aber auch eine einfache Stockung in der peri
pherischen Verteilung des Blutgefäß-Systems oder eine Anhäufun
an unrichtiger Stelle ist der Gesundheit im höchsten Grade nach
teilig und kann früher oder später zu Krankheiten oder zum Tod
führen. Je lebhafter der Austausch zwischen Centrum und Peri
pherie oder zwischen dem allgemeinen Sammelbecken des Blute
im Herzen und den einzelnen Teilen oder Organen stattfindet
um so kräftiger und leistungsfähiger ist der Gesamtorganismus

Ein ganz gleiches oder ähnliches Verhältnis zwischen de
Gesamtheit und den diese Gesamtheit zusammensetzenden Teilen
d. h. Individuen, besteht in dem staatlichen Organismus. Ma
könnte zwar von nicht genügend unterrichteter Seite gegen dies
Vergleichung einwenden, daß eine Ähnlichkeit zwischen den de
Staat zusammensetzenden Individuen mit ihren oft grundver
schiedenen Naturen oder Strebungen und den dem Ganzen durch
aus untergeordneten Bestandteilen des körperlichen Organismu
nicht gefunden werden könne. Aber die moderne Physiologi
hat uns an der Hand der Zellenlehre eine Selbständigkeit de
einzelnen Teile kennen gelehrt, von der man früher keine Ahnun
hatte, und hat gezeigt, daß beinahe jede der zahllosen, den Organis
mus zusammensetzenden Zellen oder Zellenkomplexe gewissermaße
ein Leben für sich führt, nur eingeschränkt durch die Zwecke, welch
sie im Leben der Gesamtheit zu erfüllen hat. Dieses geht so wei
daß ein berühmter medizinischer Forscher der Gegenwart da
Wesen der Krankheit geradezu in der veränderten Zelle sucht, un
daß eine solche Veränderung, wie sie z. B. die Krebszelle e
kennen läßt, zu den scheußlichsten, das Leben bedrohenden Wuch

rungen an diesem oder jenem Teile des Organismus führen kann. Auch hat jedes einzelne Organ wieder seine besondere Individualität und Stellung innerhalb des Ganzen, darf aber dieser Stellung nicht zum Schaden des Ganzen ein Übergewicht einräumen. Ein zu großes Herz, eine zu große Leber, eine zu große Milz rc. ist dem Bestehen und der Gesundheit des Ganzen ebenso nachteilig, wie es im staatlichen Organismus z. B. ein Eisenbahn-Monopol sein mag. Oder eine übermäßige Zellenwucherung an einer einzelnen Stelle des Körpers ist dessen Gesundheit ebenso gefährlich, wie eine übermäßige Anzahl großer, dem Verkehr entzogener Privat-Vermögen an einzelnen Stellen der Gesundheit des staatlichen Organismus. In dem normalen Gleichgewicht zwischen Centrum und Peripherie, zwischen den Interessen der Gesamtheit und denjenigen der einzelnen Teile liegt das ganze Geheimnis beiderseitiger Gesundheit.

Daß der Staat nicht aus einer einfachen Summierung von Individuen oder, wie noch Lassalle an der Hand der preußischen Steuerlisten herausrechnen zu dürfen glaubte, aus der großen Association der armen und notleidenden Klassen besteht, sondern daß er aus sehr vielen verschiedenen und verschiedenwertigen, zu einem Ganzen zusammengefaßten Teilen, Organen, Geweben rc. besteht, dürfte wohl nicht bestritten werden können. In einem solchen Organismus kann ein einzelner Mann oder eine einzelne Schicht der Gesellschaft oder eine Vereinigung Einzelner zur Erreichung gemeinsamer Zwecke eine größere Bedeutung haben, als Hunderte und Tausende einfacher Staatsbürger. Schon der bloße Besitz verleiht dem Besitzer einen weit über denjenigen eines solchen einfachen Staatsbürgers hinausreichenden Einfluß auf das Leben des Ganzen; und in gleicher Weise verhält es sich mit der Intelligenz, deren Eigner ganze Heere der großen Masse aufzuwiegen imstande sind.

Man könnte diese Verteilung des staatlichen Einflusses als eine gerechte ansehen, wenn man sich sagen dürfte, daß sie in der Natur der Dinge selbst gelegen sei, und daß bei dieser Ver-

teilung Fähigkeit und Verdienst die allein Ausschlag gebenden Faktoren seien. Leider ist dieses so wenig der Fall, daß man eher geneigt sein dürfte, das Gegenteil als Regel anzunehmen. Wenigstens gilt dieses für den Besitz, sowohl an beweglichem, wie an unbeweglichem Eigentum, welcher bekanntlich zwischen den äußersten Extremen schwankt und eine den Interessen der Gesamtheit zuwiderlaufende Ungleichheit der einzelnen Staatsbürger im Gefolge hat.

Hier ist nun der Punkt, wo die Analogie zwischen dem tierischen und dem staatlichen Organismus zum Nachteil des letzteren eine große Lücke aufweist. Dort wirkt alles in einheitlicher Weise zum Bestehen des Ganzen zusammen, während widernatürliche Stockungen oder lokale Anschwellungen alsbald zu Krankheit und Tod führen. Es ist, wenigstens in allen höheren Organismen, der Kollektivismus in seiner idealsten Gestalt — während allerdings in niederen Organismen die Selbständigkeit der Teile so groß ist, daß Individuen, welche man in Stücke zerschneidet, als solche weiter leben können. Hier dagegen oder im staatlichen Organismus spielt der Individualismus eine den Interessen der Gesamtheit vielfach entgegengesetzte Rolle. Die großen, mitunter alles Maß überschreitenden Privatbesitze mit dem entsprechenden Privat-Einfluß gleichen den Stockungen oder Eiterbeulen des tierischen Körpers — nur mit dem Unterschied, daß sie nicht, wie hier, entweder zu Genesung oder Tod führen, sondern zum Schaden des Ganzen unbehindert und vom Gesetz geschützt fortbestehen. Anstatt der Gesamtheit oder dem Blute des staatlichen Organismus in unaufhörlichem Säfteaustausch oder Stoffwechsel dasjenige wieder zurückzugeben, was sie demselben vorher entnommen haben, speichern sie im Gegenteil das Gewonnene an abgesonderten Plätzen auf, indem sie es dem allgemeinen Kreislauf der Säfte entziehen, oder lassen, selbst unthätig, mit Hilfe der Zins-Sklaverei andere für sich arbeiten. Wenn man es unternimmt, die großen Vorzüge und Vorteile des Kapitals an das Licht zu stellen, s
doch nicht versäumen, strenge zwischen Privat- und G

zu unterscheiden. So unberechenbar wohlthätig das letztere für die Gesamtheit wirkt oder zu wirken imstande ist, so wenig kann dieses von dem ersteren gesagt werden. Es ist niemals auf das Wohl des Ganzen, sondern immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht und vermietet sich nur da, wo es privaten Gewinn einzuheimsen hofft. Die Folge ist eine fortdauernde und das Ganze schwächende Blutentziehung zu privaten Zwecken. Wenn die Arbeiter und Arbeiterführer das Kapital für ihren Feind erklären und gegen dasselbe deklamieren, so liegt darin eine enorme Kurzsichtigkeit. Das Kapital ist nicht ihr Feind, sondern ihr bester Freund, oder könnte es wenigstens sein; und wenn alle Kapital hätten, so würde niemand anderes, als von seinen segenbringenden Wirkungen zu erzählen wissen. Feind ist ihnen nur der Privatkapitalismus insofern und insoweit, als er sie in seinen privaten Dienst zwingt ohne eine entsprechende Gegenleistung. Eine gerechtere Verteilung oder vielmehr Nutzbarmachung des Kapitales im Interesse *aller* würde wahrscheinlich alle zufriedenstellen und einen großen Teil der so schwer zu bewältigenden sozialen Frage lösen. Nicht *so* freilich, daß man jedem Einzelnen Kapital als Eigentum, sondern nur leihweise in die Hand geben würde, oder so, daß die Gesamtheit *selbst* als der einzige Groß-Kapitalist im staatlichen Organismus mit Hilfe seiner unerschöpflichen, weil fortwährend sich erneuernden Mittel allen gerechten oder notwendigen Anforderungen gerecht werden könnte. Damit wäre das schöne Vorbild erreicht, das uns die Blutverteilung im tierischen Organismus liefert, indem sie mit ihren sich nie erschöpfenden Mitteln ihren Segen nach allen, auch den entferntesten Teilen des staatlichen Organismus verbreitet. Es ist derselbe Gedanke, welchem der berühmte Nationalökonom *Schäffle* in seiner „Quintessenz des Sozialismus“ Ausdruck gegeben hat, indem er die *Ersetzung des Privatkapitales durch das Kollektivkapital* in Vorschlag bringt. Es müßte ein fortwährendes, nach bestimmten Prinzipien geordnetes Zurückströmen des Privatbesitzes in den Besitz der Gesamtheit und von da wieder eine Verteilung nach der Peripherie oder zu Gunsten

der Einzelnen stattfinden. Die große Staatskasse muß gewissermaßen das Herz des Organismus bilden, welches einerseits seinen befruchtenden und ernährenden Inhalt durch zahllose Kanäle in die Organe und Gewebe des staatlichen Körpers hineintreibt und andererseits denselben aus eben so vielen Kanälen und Adern wieder zurücksaugt. Ohne das verhaßte kommunistische „Teilen“ würde gewissermaßen in jedem einzelnen Augenblick geteilt und ein Zustand hergestellt werden, in welchem das schöne, so oft citierte Wort „Einer für alle und alle für einen“ zur Wahrheit würde.

Man könnte vielleicht vermuten, daß diesem Programm der Gedanke an eine Aufhebung des individuellen Besitzes zu Grunde läge. Doch ist dieses in keiner Weise der Fall. Im Gegenteil soll der individuelle Besitz oder dasjenige, was der Einzelne durch Fleiß und Thätigkeit als Eigentum erworben hat, ihm bis zum Augenblick seines Todes ungeschmälert und möglichst wenig bedrückt durch Steuern oder Abgaben an den Staat erhalten bleiben. Nur wenn der Einzelne in die Lage kommt, von seinem Erworbenen keinen Gebrauch mehr machen zu können, soll er den Überfluß desjenigen, was er in der Gesellschaft und durch dieselbe erworben hat, an diese zurückgeben. Das auf solche Weise entstehende Gesamtvermögen bildet (nach Nordaus Ausdruck) das ungeheure Sammelbecken, welches aus dem Überfluß der Einen dem Mangel der Anderen abhilft und die fortwährend entstehenden Ungleichheiten des Besitzes fortwährend wieder ausgleicht, während das bis jetzt bestehende Recht der Vererbung im Gegenteil diese Ungleichheiten nicht bloß fixiert, sondern sie mit jeder neuen Generation schroffer macht.

Die Einschränkung der Erbrechte oder des Erbkapitalismus bildet neben der Rückgabe des allen gemeinsamen Grundes und Bodens an die Gesamtheit eine der gebräuchlichsten Forderungen fast aller sozialistischen Parteien und Schriftsteller, einschließlich der sogenannten „Katheder-Sozialisten“ — abgesehen davon, daß die einfache Erbschaftssteuer längst als die
und am wenigsten drückende Form der Besteuerun

Diese Forderung ist nicht bloß eine solche ökonomischer Zweckmäßigkeit, sondern auch eine solche der sozialen Gerechtigkeit. Niemand wird in Abrede stellen, daß alle Menschen, so verschieden sie auch ihrer Natur nach sein mögen, doch mit dem gleichen Anrecht an Existenz zur Welt kommen, und daß es diesem Anrecht in keiner Weise entspricht, wenn der Eine gewissermaßen mit dem Breilöffel, der Andere mit dem Hungerlutscher im Munde zur Welt kommt. Der Eine wälzt sich schon in der Wiege auf Millionen oder nennt einen großen Teil des Grundes und Bodens, welcher von Rechtswegen allen gehören sollte, sein Eigentum, während der Andere haltlos zwischen Himmel und Erde schwebt und verhungern müßte, wenn er nicht seine von der Natur ihm verliehenen Körperkräfte sofort in die Dienste anderer, mehr Begünstigter stellen wollte. Das sogenannte Testament oder freie Verfügungsrecht des Einzelnen über die Hinterlassenschaft ist kein Ausfluß des Naturrechtes, sondern eine Erfindung späterer Zeit, wahrscheinlich römischen Ursprunges; es war z. B. im alten Deutschland ganz unbekannt. Vielmehr war, wie gelehrte Untersuchungen über die Entstehung der Eigentumsbegriffe nachgewiesen haben, das Gemein-Eigentum die älteste Stufe des Eigentumes. Erst das römische Recht mit seiner übermäßigen Betonung des Individualismus und der persönlichen Besitz- und Eigentumsrechte machte dem ehemaligen Zustand der Dinge ein Ende und trieb die letzteren im Sinne des persönlichen Egoismus auf die Spitze — ein Verhältnis, das heute noch schwer auf den Schultern des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft lastet. „Jeder für sich! Helfe sich, wer kann! Untergehe, wer muß!" so lautet das allgemeine Feldgeschrei, in welchem die Stimme der wirtschaftlich Schwachen erstickt wird durch das allgemeine Getöse der vorwärts Strebenden, unter deren Füßen der einmal Gefallene mitleidslos niedergetreten wird.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu der Frage des Erbrechtes zurück, welches schon um deswillen kein unbeschränktes oder willkürliches sein darf, weil der Erwerb des Ein[illegible] rein persönlicher, sondern nur möglich ist in der

Gesellschaft und durch deren Mitwirkung. Durch nichts kann dieses besser illustriert werden, als durch die bekannte enorme Wertsteigerung des Grundes und Bodens im Innern und in der Umgebung wachsender Großstädte, welche dem einzelnen Besitzer ohne jedes eigene Verdienst oder Zuthun Millionen in den Schoß wirft und der Gesamtheit, obgleich sie allein die Ursache dieser Wertsteigerung ist, durch die enorme Steigerung der Wohnungsmieten keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringt.

Selbstverständlich könnte eine so durchgreifende soziale Maßregel, wie die Beschränkung der Erbrechte, nicht plötzlich oder auf einmal, sondern nur allmählich in nach und nach steigender Progression in das Leben gerufen werden. Es könnte dabei vorerst unentschieden bleiben, ob es bei einer bloßen Einschränkung belassen werden, oder ob diese Einschränkung nach und nach bis zu einer gänzlichen Aufhebung der Erbrechte gesteigert werden soll.

Den Hauptnutzen oder Hauptvorteil des ganzen Vorschlages für die einzelnen Glieder der Gesellschaft selbst erblicken wir in dessen ausgleichender Gerechtigkeit und darin, daß jeder nur die Früchte seines eigenen Fleißes, seiner eigenen Einsicht und Thätigkeit und nicht diejenigen der Thätigkeit oder des Glückes seiner Vorfahren genießen würde. Nicht dasjenige Eigentum soll angetastet werden, welches durch eigenen Fleiß oder eigene Sparsamkeit erworben worden ist, sondern es soll nur dasjenige in gewissen Schranken gehalten werden, welches seine Entstehung dem Fleiß oder den Glücksumständen anderer verdankt. Eine Ungerechtigkeit wird auch derjenige nicht darin erblicken können, der die Ausführbarkeit des Vorschlages in Zweifel zieht.

Ein weiterer, kaum weniger hoch anzuschlagender Nutzen für Staat und Gesellschaft liegt darin, daß auf diese Weise der widernatürlichen Anhäufung großer Privatvermögen in einzelnen Händen, welche gewissermaßen einen Staat im Staate, eine Geldmacht gegenüber der Staatsmacht darstellen, eine unübersteigli
gesetzt wird. Die enormen, aktiven und passiven N
solchen Anhäufung liegen auf der Hand und ki

schlagende Beispiele aus der Gegenwart illustriert werden. Sie entziehen nicht bloß der allgemeinen Säfte-Cirkulation einen großen Teil ihres Inhaltes, sondern wirken auch direkt schädlich auf die Gesundheit des Staatskörpers in ähnlicher Weise, wie Säftestockungen oder lokale Anschwellungen auf die Gesundheit des tierischen Körpers.

Den größten Vorteil wird aber der Staat, d. h. die Gesamtheit der Staatsbürger, davontragen, indem er, ohne die verhaßte Steuerschraube allzusehr anziehen zu müssen, in den Besitz hinreichender Geldmittel kommen wird, um alle im Interesse der Allgemeinheit notwendigen Maßregeln, wie Erziehung und Erhaltung der Kinder, da wo die Mittel der Einzelfamilie dazu nicht ausreichen, Unentgeltlichkeit des gesamten Unterrichts, Versorgung von Witwen und Waisen, Abschaffung des Pauperismus und unverschuldeter Arbeitslosigkeit, Beschaffung der Arbeits- oder Produktionsmittel, Besorgung des übrigens sich selbst nährenden und in der Regel Überschüsse abwerfenden Verkehrswesens, endlich Organisierung des gesamten Versicherungswesens gegen Alter, Krankheit, Unfall und Tod u. s. w. — durchführen zu können. Wenn man bedenkt, daß nach den Veröffentlichungen des preußischen Finanzministeriums in Preußen allein jährlich zwölfhundert Millionen Mark vererbt werden — eine Schätzung, welche höchst wahrscheinlich viel zu gering ist und vielleicht auf mehr als das Doppelte veranschlagt werden darf — so erhellt daraus, wie groß das Erträgnis einer entsprechenden Erbschaftssteuer — obendrein in Verbindung mit dem staatlichen Bezug der Bodenrente — sein müßte.

Natürlich hat man gegen diese Art der Besteuerung und ihre Ausführbarkeit eine Menge von Einwänden bereit, unter denen die zu befürchtende Beeinträchtigung des Erwerbtriebes, die Gefahr der Verschwendung und die Umgehung des Gesetzes durch Schenkung unter Lebenden neben befürchteter Schädigung des Familien-Prinzips die Hauptrolle spielen. Ein näheres Eingehen auf diese, übrigens leicht zu entkräftenden Einwände würde die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten[1]. Nur das mag nicht unerwähnt bleiben,

[1] Ein solches Eingehen findet sich in des Verfassers Schrift über den

daß der Einfluß des Erbrechtes im Vergleich mit dem Eig
recht als **Antrieb zur Arbeit** als ein ziemlich unterge
betrachtet werden darf. Wenn man auch alle Tage ve
hört, daß man nur für seine Kinder spare, so müßte ma
ein schlechter Kenner des menschlichen Herzens sein, wen
dies in allen Fällen für baare Münze nehmen wollte. Die
sparen für sich selbst und für ihre Freude am Besitz, wa
daraus hervorgeht, daß gerade unter denjenigen, welch
Leibeserben haben, so oft die größten Geizhälse und Spa
angetroffen werden. Im Gegenteil würde es ein viel natür
Gesichtspunkt sein, wenn solche, welche ihre Reichtümer od
Wohlstand durch eigene Anstrengung erworben haben, vo
Nachkommen dieselben Anstrengungen, dieselbe Arbeit ve
oder erwarten würden, statt daß sie sich mit Aufbiete
Kräfte bemühen, denselben ein Lotterbette zu bereiten, a
sie sich nur behaglich auszustrecken haben. Wir könnten i
Beziehung von den Tieren lernen, welche ja auch mit rühr
Sorgfalt für die Ernährung und Erziehung ihrer Kleinen
aber dieselben von dem Augenblicke an, wo sie imstande si
durch eigene Anstrengung zu erhalten, sich selbst überlassen

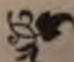
Der Durst nach Geld und Besitz hat leider das Eig
liche an sich, daß er durch Befriedigung nicht gestillt, sond
stärker angeregt wird. Zugleich macht er sehr leicht geizig
herzig und egoistisch und giebt nur ausnahmsweise Einzeln
laß, mit ihrem Reichtum anderen Gutes zu thun oder all
nützliche Zwecke zu verfolgen.

Allem diesem wird ein klug angelegtes Erbschaftssteu
auf die wohlthätigste Weise entgegenwirken und die Reic
der Nation aus der Hand des Einzelnen immer wieder
zurückführen, wohin sie gehören — in den Schoß der
nämlich, welche letztere die Sorge für die Minderjährigen
da übernehmen wird, wo nicht bereits ausreichend für di

Menschen und seine Stellung in Natur und Gesellschaft, dritte A
der dritten Auflage.

gesorgt ist. Ein solches Gesetz wird der übertriebenen Sparsamkeit, dem Geiz, der Habgier, dem nutzlosen Aufspeichern und der allzu großen Anhäufung toten, dem Verkehr entzogenen Reichtums in den Händen Einzelner einen Damm entgegensetzen, ohne dabei den Einzelnen desjenigen Antriebes zum Erwerb zu berauben, welcher in der Liebe zur Arbeit, in der Freude am eigenen Besitz und in der ersten Sorge für die Nachkommenschaft ruht. „Denn," wie Professor Hallier (Die sozialen Probleme und das Erbrecht, München, 1892) treffend bemerkt, „es kann kaum etwas Ehrloseres geben, als die Arbeit als eine Last zu betrachten und sie nicht um ihrer selbst willen hoch zu schätzen. Wer gesund ist und bei guten körperlichen oder geistigen Kräften, für den ist die Arbeit der höchste Lebensgenuß. Und der Reiche sollte so ehrlos sein, sich auf die Faulbank zu legen, weil er weiß, daß der Mehrerwerb nicht zum Verderben seiner Kinder, sondern zum Wohl des Staates, zum Wohl seiner Mitbürger verwendet wird? Ist jemand mit Glücksgütern gesegnet, so hat er doppelt und dreifach die Pflicht, sich durch Arbeit dieser Güter wert zu zeigen u. s. w."

In der That sollte das Bewußtsein, daß er mit seiner Arbeit nicht bloß für sich und die Seinigen, sondern zugleich für das Wohl der Gesamtheit, für das Glück seiner Mitbürger, für den Zweck des Staates wirkt, weit edler und erhebender auf den Einzelnen wirken, als die bloße Befriedigung egoistischer Instinkte. Ein bis jetzt leider nicht erreichter Zustand, in welchem das Glück des Einzelnen derart mit dem Glück der Gesamtheit zusammenfällt, daß sich beide gegenseitig notwendig bedingen, und daß der Einzelne das, was er auf der einen Seite zu verlieren glaubt, auf der anderen mit Zinsen zurück erhält — das ist das Ideal einer zukünftigen Verfassung von Staat und Gesellschaft, welches, wenn verwirklicht, allen Träumereien einer utopistischen Sozialistik, mit Einschluß der Sozialdemokratie, ein Ende machen würde!





Neu-Lamarckismus.



Es ist ein bekanntes Schicksal großer Männer, daß sie, w
sie ihrer Zeit und deren Verständnis vorausgeeilt sind, von d
Mitlebenden nicht verstanden werden und in das Grab sink
ohne den Triumph ihrer Ideen erlebt zu haben. Erst eine sp
Nachwelt läßt ihnen die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen
Leben versagt war. Eins der hervorragendsten Beispiele die
Art bildet der geniale Vorläufer Darwins, der Franzose Lama
der bereits im Anfang dieses Jahrhunderts, also lange vor D
win, in seiner „Philosophie der Tierlehre" (1809) die Grundz
der heute geltenden Entwickelungstheorie der organischen W
gegenüber dem damals noch feststehenden Dogma von der Unv
änderlichkeit der Art aufgestellt und verteidigt hatte. Bis dal
hatten nur sehr vereinzelte Stimmen der Gelehrten die Meinu
geäußert, daß die jetzigen Lebensformen durch allmähliche U
bildung aus früher dagewesenen hervorgegangen sein möcht
Aber sie konnten dem allgemeinen Vorurteil gegenüber ebenso we
durchdringen, wie die Stimme Lamarcks selbst, der es sogar
leben mußte, daß man einige Schwächen seiner Beweisführu
benutzte, um seine ganze Theorie dem Gespött der Zeitgen
preiszugeben. Die philosophische Betrachtungsweise d

die Lamarck verteidigt hatte, mußte der rein empirischen Richtung, wie sie von dem großen Cuvier hauptsächlich vertreten wurde, weichen; und es mußten nach dem bekannten Streit, der am zweiundzwanzigsten Februar 1830 in der pariser Akademie zwischen Cuvier und seinem Kollegen Geoffroy-St. Hilaire, einem Vertreter der philosophischen Richtung, ausgefochten und zu Gunsten Cuviers entschieden wurde und an dem bekanntlich Goethe ein so großes Interesse nahm, dreißig ganze Jahre vergehen, bis durch Darwins berühmtes Werk über den Ursprung der Arten die Frage wieder von neuem vor das Forum der wissenschaftlichen Welt gebracht und nun gegen Cuvier entschieden wurde.

Der arme Lamarck sollte diesen Triumph seiner Ideen freilich nicht erleben. Er starb arm und vergessen am achtzehnten Dezember 1829, nachdem er die letzten siebenzehn Jahre seines Lebens infolge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte, in einem Alter von fünfundachtzig Jahren. Besondere Freude oder Genugthuung würde ihm aber auch der glänzende Erfolg von Darwins Auftreten schwerlich bereitet haben, da Darwin in seinen Versuchen einer Erklärung der Ursachen der Arten-Umwandlung einen ganz anderen Weg betrat als sein Vorgänger und an die Stelle der von Lamarck angenommenen Selbstthätigkeit des Individuums vielmehr dessen passives Verhalten gegenüber den umändernden Einflüssen betonte, während er allerdings in Bezug auf Vererbung, Anpassung, Verwerfung des Artbegriffes und der Katastrophen-Lehre und einiges andere mit ihm einig war. Dagegen that er durch seine berühmte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl oder Auslese im Kampf um das Dasein einen sehr großen und bedeutsamen Schritt über Lamarck hinaus.

Aber auch die anfangs bewunderte und in den Himmel gehobene Lehre Darwins mußte die Ungunst der Zeit und der Kritik erfahren. Namentlich glaubte man die allgemeine Giltigkeit der natürlichen Zuchtwahl und ihren bestimmenden Einfluß auf die Bildung neuer Arten mehr oder weniger in Zweifel ziehen zu sollen, ohne daß man jedoch wagte, diese Zweifel auf die

Giltigkeit der durch philosophische Gründe gestützten Ent
theorie selbst auszudehnen. Die Theorie als solche
Urteil aller Berufenen festzustehen, während über die in
gänge und bestimmenden Gründe der Entwickelung die
sehr weit auseinandergehen.

Bei einem solchen Zustand der Dinge war es nu
daß man sich wieder den halb vergessenen Lamarck i
dächtnis rief und sich die Frage vorlegte, ob er nicht
Theorie in so manchen Punkten mehr das Richtige get
als Darwin selbst. In der That hat sich auf die Resul
Untersuchung eine ganze Schule des Neu-Lamarckismus
die namentlich in Amerika unter den dortigen, über ein g
paläontologisches Material verfügenden Gelehrten nam
treter gefunden hat. Einer der Bedeutendsten unter ih
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie a
sylvanischen Universität, E. D. Cope, der in seiner
neten Schrift über die Ursachen der organischen En
(Chicago, 1896) dem großen französischen Forscher s
Recht angedeihen läßt. Lamarck hat, wie Cope ganz ri
zuerst nachgewiesen, daß „die Natur, indem sie nach
mit dem Niedersten beginnend, und mit dem Höchste
alle Arten von Tieren hervorbrachte, stufenweise deren Or
verbessert hat und daß diese Tiere, indem sie sich über
der bewohnbaren Erde verbreiteten, dem Einfluß der sie
den Medien unterworfen und durch diesen Einfluß in
und Gewohnheiten verändert wurden.“ Als Ursachen d
änderung nennt Lamarck hauptsächlich Gebrauch und Nic
der einzelnen Teile oder Organe im Verlauf langer
und Übertragung der so bewirkten Veränderungen d
Mittel der Vererbung. Als hervorragendstes Beispiel
Wirkung von Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe
der blinden Höhlentiere angeführt, deren Sehorgane d
beständigen Aufenthalt in der Dunkelheit verkümmert
brauchbar geworden sind. Beweis für die

Augen der Jungen dieser Tiere bedeutend größer im Verhältnis zum Körper sind als bei den erwachsenen Tieren, bei denen sich oft in höherem Alter jede Spur des Organs verliert, und daß ihre Embryonen oder Keimzustände zum Teil normal entwickelte Augen haben.

Übrigens hat Lamarck, wie Professor A. S. Packard von der Brown-Universität in einem vortrefflichen Artikel über Neu-Lamarckismus nachgewiesen hat, auch den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl Darwins bereits in Rechnung gezogen. Seine Ansichten und Beispiele sind leider oft karikirt oder mißverstanden worden. Wenn er z. B. behauptet, daß Vögel, die genötigt waren, ihre Nahrung im Wasser zu suchen, ihre Eigenheiten nach und nach diesem Bedürfnis anpaßten, so will er nicht sagen, daß ein einzelner Vogel nach und nach Schwimmfüße oder verlängerte Beine oder einen langen Hals bekommen habe, sondern, daß dieses Resultat nur im Laufe einer langen Reihe von Generationen durch Bevorzugung der angepaßten Individuen erlangt werden konnte. Oder wenn man Lamarck die Behauptung zuschreibt, daß die Giraffe durch stetes Ausrecken ihres Halses nach dem Laub hoher Bäume den langen Hals erworben habe, so ist auch das nicht ganz richtig. Lamarck sagt nur, daß die Giraffe in trockenen, oft grasleeren Steppen lebt und daher genötigt ist, ihren Hals stets nach dem Laube hoher Bäume auszustrecken, und daß, wenn diese Gewohnheit durch eine lange Reihe von Generationen fortgesetzt wird, die vorderen Gliedmaßen länger als die hinteren werden und der Hals verlängert werden muß. Darwin erklärt dieses Verhältnis bekanntlich daraus, daß einzelne, durch längeren Hals bevorzugte Individuen in Zeiten des Mangels oder der Dürre ihre Genossen überlebt und diesen Vorzug auf ihre Nachkommen vererbt haben. Aber diese natürliche Auswahl im Kampf oder Wettbewerb um das Dasein ist nicht eine vera causa oder ein thätiger Faktor. Er ist nur ein Ausdruck für die Resultate einer Reihe von Faktoren, die Lamarck bereits ausfindig gemacht hatte, die großartigen Hilfsmittel der modernen

Zeiträume; das (im lamarckischen Sinne vielf
Bedürfnis; Gebrauch oder Nichtgebrauch der
der (allerdings nicht so deutlich wie bei Dar
Wettbewerb um die Lebenshaltung; die (ebe
Darwin betonte) Vererbung entstandener Va
haltung solcher Varietäten durch Kreuzung gle
duen; die geographischen Wechsel, — alles
der Annahme einer vielleicht heute noch fortda
der niedersten Lebensformen in frühester Zeit
eines Gesetzes fortschreitender Entwickelung ne
vielen Fällen der Degeneration oder Rückbild
warf auch bereits die bis auf Lyell herrschend
der großen geologischen Katastrophen und Rev
sierte gegen die Annahme einer besonderen „Le
den „Instinkt" als Folge ererbter Gewohnheit,
für die Mutter alles Organischen und das Ne
Mutter aller Akte der Intelligenz. Endlich erkl
für niemals wahrhaft frei.

Man sieht, wie weit Lamarck in seinen n
Ideen seiner Zeit vorausgeeilt war; und wenn
rechte Darwin seinem großen Vorgänger nicht
keit widerfahren läßt, so erklärt sich das nach
daraus, daß er dessen Schriften nicht gründl

unserer Gesichtspunkte seit jener Zeit hinzu, so bewegt man sich auf dem Felde der Naturbetrachtung, das der Neu-Lamarckismus betreten hat. Er ruht nach der Meinung seiner Parteigänger auf einer viel umfassenderen Basis als der Darwinismus, dem ohne die von Lamarck angeführten Faktoren der Boden fehlen müßte, auf dem das Spiel des Wettbewerbes und der natürlichen Zuchtwahl vor sich gehen soll. „Es ist klar“, sagt Packard, „daß diese lamarckischen Faktoren zusammen die Fundamente bilden, auf denen die natürliche Zuchtwahl ruht; denn ohne deren Wirksamkeit würden uns jene Ansammlungen von Pflanzen und Tieren fehlen, die das Feld für die Wirkung der darwinischen Prinzipien bilden.“ Natürliche Auswahl kann nicht die Ursache, sondern nur die Folge der Veränderungen oder Alternativen sein, zwischen denen sie auswählt. Die Darwinianer stellen sich vor, daß hier und da eine nützliche Varietät oder Spielart erhalten oder eliminiert und daß sie so lange gepflegt oder gehegt worden sei, bis daraus eine neue Art wurde. Aber der Gegner der natürlichen Zuchtwahl verlangt, daß nützliche Abänderungen, um dauernd werden zu können, in einer enormen Anzahl von Individuen auftreten, die alle eine kleine Verbesserung in derselben Richtung zeigen. Und das ist es gerade, was Lamarck betont hat. Die Veränderungen müssen nach ihm derart in Masse gemeinsam sein und sie müssen durch eine Änderung in den physikalischen oder biologischen Einflüssen herbeigeführt sein, die alle — oder wenigstens eine große Anzahl — Individuen einer Species nötigten, neue Gewohnheiten anzunehmen, und so die Umwandlung einer Art in eine andere begünstigten. Es ist eine große Schwäche und Inkonsequenz des Darwinismus, daß individuelle oder zufällige Änderung oder Spielartenbildung, die der ganze Gang der Natur durch Kreuzung oder durch den Tod untauglicher Individuen zu verwischen strebt, der Vorläufer neuer Arten sein soll. Allerdings mag das mitunter vorkommen; aber es bildet dann eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Gewöhnlich wird der Darwinismus in populären Kreisen als gleichbedeutend mit der

Entwickelungstheorie genommen, obgleich das ein gr
ist. Darwin hat nur eine der Seiten des großen P
gedeckt, während Lamarck die soliden Grundlagen er
denen die natürliche Zuchtwahl ruht.

Obgleich nun ein prinzipieller Gegensatz zwischen
mus und Neu-Lamarckismus nicht zu bestehen schein
vielmehr als eine Ergänzung des anderen betrachtet w
so dürfte doch von zahlreichen Anhängern Darwins
zu erwarten sein, ungeachtet des Umstandes, daß
zwischen selbst die Erklärung abgegeben hat, daß
Lamarck so stark betonten Einfluß der äußeren Lebens
auf die Umänderung der Naturwesen zunächst zu geri
habe. „Der größte Irrtum, den ich begangen habe“,
er am dreizehnten Oktober 1876 an den Professor Mo
in München, den Vater der Migration-Theorie, ist m
jetzigen Überzeugung der, daß ich auf den direkten
Nahrung, des Klimas u. s. w., ganz unabhängig von
Zuchtwahl, nicht genug Gewicht gelegt habe. Als ich
schrieb — und noch einige Jahre später —, konnte
guten Beweis von der direkten Einwirkung der äußer
bedingungen auf die Art finden. Jetzt sind derartige
reichem Maße erbracht.“ Auch haben inzwischen die F
über Heteromorphose gezeigt, daß man durch geschickt
Experimente einzelne niedere Tierformen zwingen kann,
eines verloren gegangenen Organs ein anderes, nach
Funktion von jenem verschiedenes Organ wachsen zu la

[redacted]

wahrscheinlich Professor Eimer in Tübingen richtig gekennzeichnet, als er sagte: „Nach meiner Auffassung sind die physikalischen und chemischen Veränderungen, die die Organismen während ihres Lebens durch Anwesenheit oder Abwesenheit von Licht, durch Luft, Wärme, Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, Nahrung u. s. w. erleiden und die sie durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen, die ursprünglichen Elemente für die Entstehung der mannigfachen Veränderungen der organischen Welt und die Entstehung neuer Arten. Aus dem dadurch gelieferten Material machte dann der Kampf um das Dasein seine Auswahl. Die Veränderungen aber stellen sich, einerlei auf welche Art, einfach als Folge des Prinzipes des Wachstumes dar.“



Idealismus und Positivismus.



Als denjenigen, welcher zuerst als Nachfolger der griechischen Materialisten und Kosmophysiker eine übertriebene und bis auf den heutigen Tag fortwirkende Idealistik in die Philosophie eingeführt hat, kann man unbedenklich den griechischen Philosophen Plato bezeichnen. Durch ihn erhielten zuerst die Ideen das Merkmal des Vollkommenen und Musterhaften, welches seitdem dem Begriff „Ideal" anhaftet. Angeregt wurde Plato zu seiner Wertbestimmung der Ideen durch Sokrates, welcher meinte, daß nur das begriffliche Wissen wahr sei. Plato behauptet nun in Anlehnung an diesen unrichtigen Satz, daß nur das im Begriff erkannte Wesen der Dinge ihre wahre Essenz und das Wirkliche überhaupt sei, oder daß die Ideen die Urbilder des Seienden seien, welchen alles Wirkliche nur nachgebildet sei.

Daß dieses ein grundsätzlicher Irrtum ist, liegt auf der Hand. Die Platonischen Ideen sind, wie alles Metaphysische, gegenstandslose Phantasmen, an denen sich so recht das Belieben unwissenschaftlicher Fiktionen zeigt. Der mystische Grundton, welchen Plato in seiner Ideenlehre angeschlagen hat, klingt nicht bloß in den Dogmen des Christentums, sondern auch in den Mysterien der Schulphilosophie bis auf Hegel und Konsorten nach.

Schon Aristoteles hat mit kritischem Scharfsinn die Ideenlehre Platos verurteilt. Er wies auf das Ungereimte der Behauptung hin, daß die Grundlagen der Dinge, die Ideen, von diesen selbst getrennt sein sollen; die Substanz hebe sich selbst auf, wenn sie dem Objekt, dessen Grundbedingung sie ist, nicht angehören dürfe. Dennoch blieb auch für ihn die Idee ein elastisches Wort, welches jede Dehnung und Deutung geduldig ertrug und den nachfolgenden religiösen wie philosophischen Irrtümern gewaltigen Vorschub leistete.

Auch die Zunftmetaphysiker des Mittelalters sind über die Ideenauffassung von Plato und Aristoteles nicht hinausgegangen. Nur in England machten Männer, wie Hobbes, Locke, Hume u. s. w. dagegen Opposition. Namentlich wies Hume mit überzeugenden Gründen die Nichtigkeit des Seelenbegriffes nach und erklärte die Ideen im vollen Gegensatz zu Plato nur für abgeschwächte Bilder sinnlicher Eindrücke. Er leugnete auch mit kritischer Schärfe die so oft bestrittene und immer wieder von neuem betonte Möglichkeit der Metaphysik, die Erkennbarkeit der Gottheit, die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit.

Dagegen erweiterte der französische Philosoph Descartes, ein vorzüglicher, aber ängstlicher Denker, die Idee dadurch zum Ideal, daß er dem Begriff das Merkmal des Vollkommenen, Unendlichen, Ewigen anfügte, und auf diese Weise zu seinem bekannten ontologischen Beweis für das Dasein Gottes kam.

Durch den deutschen Philosophen Kant gewannen die Ideen eine neue Bedeutung. Auch er erweiterte den Begriff Idee zum Ideal und legte dadurch den Grund zu der ganzen auf ihn gefolgten Periode des philosophischen Idealismus. Die Schwächen seiner Ideen stellte übrigens Kant selbst in scharfsinniger Weise bloß; sie erfüllen angeblich die Aufgaben der Erfahrungserkenntnis nicht, sind aber dennoch eine in der Organisation des menschlichen Geistes (dessen allmähliche Entstehung auf entwickelungstheoretischem Wege Kant unbekannt war) angelegte Notwendigkeit. Aber er

vergaß dabei, daß das aus theoretischen **Gründen als** haltlos und unmöglich Erkannte nie auf praktischem **Boden** für notwendig erklärt werden kann.

Seit Kant hat die deutsche Philosophie verschiedene Arten von Idealismus zu Tage gefördert: den subjektiven, transcendentalen, absoluten, logischen, psychischen, religiösen, sittlichen und ästhetischen Idealismus.

Im subjektiven Idealismus Fichtes spielt die Idee oder das bloß Gedachte die Hauptrolle. Aber die Idee vom weltbeherrschenden „Ich" ist eine unrichtige, und der Idealismus, welcher darin wurzelt, muß als ein haltloser bezeichnet werden.

Der transcendentale Idealismus verkörpert sich in der „Weltseele" Schellings, welchem auch der psychische und absolute Idealismus zuzuschreiben ist. Aber seine Beweisführung ist ein Spiel mit Phantasie-Einfällen, mit unwissenschaftlichen Beiläufigkeiten, mit hochtönenden Worten, hinter denen sich kein Gedankenkern verbirgt. Somit stehen die mannigfachen Idealismen Schellings, wenn auch in den Motivierungen derselben mancher bedeutende Gedanke aufleuchtet, auf dem Gegenpole positiver Ideale.

Nicht besser steht es um den logischen Idealismus Hegels, welcher darthun sollte, daß die Welt eine Entwickelungsgeschichte des absoluten Geistes sei, oder daß sich Logik und Metaphysik in Eins verschmelzen lassen. Der „absolute Geist" ist der Kathedergott der Hegelschen Schule, welcher sich gerade ebenso wie jeder andere Gott geduldig und langmütig bei jeder Art des Zurechtlegens und Ausnützens verhält. In ihm, der die ganze reale Welt aus sich herausholen soll, ist eine alte naive Form des Anthropomorphismus wieder aufgelebt, während die mehr und mehr sich entwickelnde Naturwissenschaft in diesen Wort-Wüsten keine Oasen für sich finden konnte. „Man sieht," sagt Professor Svoboda in seiner vortrefflichen nicht dringend genug zu empfehlenden Schrift: „Der Seelenwahn" (Leipzig, Grieben, 1886),

der wir in diesen Ausführungen im wesentlichen gefolgt sind, „daß auf dem Boden von Wahn-Ideen die religiöse und philosophierende Mystik vortrefflich nebeneinander gedeihen.“

Der religiöse Idealismus, welcher seit Kant von der Systemphilosophie eifrig kultiviert wurde, und auf dessen Boden sich Theologie und Metaphysik brüderlich die Hand reichen, ist die absolute Ungebundenheit wirrer Einbildungsvorstellungen. Wissenschaftlich kann er ebensowenig in Betracht kommen, wie der „Phrasen-Idealismus“, dem jene Geschichtsphilosophen huldigen, „welche die Rolle ehrlicher Vertreter gemeinschaftlicher Interessen spielen, während sie doch nur maskierte Vorkämpfer der Superstition sind.“

Was den sittlichen Idealismus anbelangt, so haben wir hier eine wahrhaft philosophische Vertiefung sittlicher Grundansichten oder Ideen Kant zu verdanken. Seine Forderung, daß der nach Sittlichkeit Strebende sich vor allem von religiösen und kirchlichen Einflüssen frei machen müsse, weil die Religion die Sittlichkeit mit Bestechungen oder Drohungen stützen wolle, stimmt ganz mit den freigeistigen Forderungen der Gegenwart.

Was schließlich den ästhetischen Idealismus angeht, so hat die Systemphilosophie für das Verständnis des Kunstschönen wenig geleistet, weil dualistische Vorstellungen auch in die Beantwortung ästhetischer Fragen verwirrend eintraten. „Das Schöne hat mit dem ‚Unendlichen‘ nichts zu schaffen; der ‚Geist‘ steht nicht auf dem Gegenpole der Natur; die Sinnesvorstellungen entsprießen nur der Wirklichkeit, und durch Begriffe gewinnt das Kunstsinnliche nichts.“

Faßt man nun die Ideale selbst in das Auge, so muß man zwischen positiven und Wahn-Idealen unterscheiden. Während die ersteren das Wohlsein des Menschen und der Menschheit im Auge haben, stützen sich die letzteren auf begriffliche Konstruktionen oder auf Einbildungsvorstellungen, welche ohne Rückhalt in der Wirklichkeit bleiben. Diese Wahn-Ideale, welche leider

verwegene und rücksichtslose Verteidiger verfügen, verhin
die positiven Ideale des Wissens, der Sittlichkeit und
schaftlichen Wohlfahrt zur vollen Geltung gelangen, und
daß die Erkenntnis der Wahrheit vereitelt und verlangs
Freilich wissen die Verächter der positiven Ideale ga
daß ihr persönliches Interesse mit der Aufrechterhaltun
tums-Ideale eng zusammenhängt, und setzen jenen d
zähesten Widerstand entgegen.

Über diese Zähigkeit der Wahn-Ideale kann der Um
wenig trösten, daß ihnen mitunter der Schein des H
Edlen anhaftet, wie bei der Göttlichkeit des Geistes, de
lichkeit der Seele u. s. w., oder daß die bildende Kunst
würfe ihnen so oft entnommen hat. Dagegen schafft d
immer Positives, auch wenn ihr Schaffen durch ein W
angeregt wurde. Allerdings hat sie durch viele großartig
ungen die Erhaltung von Irrtums-Idealen gestützt, alle
es nicht verhindern können, daß die letzteren dennoch i
sammengebrochen sind. Auch ihre herrlichsten Schöpfunge
das Ansehen ihrer populärsten Götter nicht erhalten,
Glaube an dieselben abgelaufen war.

Es giebt Schwarzseher, welche behaupten, daß die V
der positiven Ideale immer nur die Sache einiger einsa
lierter Denker sein werde. Aber sie denken nicht daran,
auch die Wahn-Ideale mit der Zeit zu Tode leben müs
sehen nicht die Morgenröte, welche den Tag der positive
einleitet. Die Herrschaft der letzteren wird um so

wirkliche Leben einzuführen. „Ist es Wahn-Idealen gelungen, ganze Völker in Botmäßigkeit zu erhalten, ihr gesamtes Denken und Schaffen jahrtausendelang zu beeinflussen, so wird die Herrschaft edler, menschenwürdiger Ideale um so fester und allgemeiner Wurzel fassen können; denn sie ist gleichbedeutend mit dem Glück der Menschheit."





Menschliche Pygmäen der Ste



Die weitverbreiteten Sagen von menschlichen R
Zwergen der Vorzeit haben sich bekanntlich bezüglich d
als Märchen erwiesen. Was man früher als knöcherne
eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts ansah, h
genauerer Untersuchung als Knochenreste vorweltlic
(Mammut, Nilpferd und so weiter) herausgestellt. Die
Mythe von den ehemaligen himmelstürmenden Gigante
durch solche Funde erzeugt oder wenigstens unterstützt n
damit ihren Charakter als Sage gekennzeichnet.

Auch bezüglich der menschlichen Zwerge waren die
lange Zeit derselben Meinung. Man wußte allerdi
einzelne zwerghafte oder in der normalen Entwickelun

Stanley, Stuhlmann, Junker und so weiter, verknüpfen sich mit diesen hochinteressanten Entdeckungen, welche die Mehrzahl der genannten Entdecker auf die höchst wahrscheinlich gegründete Vermutung gebracht haben, daß ganz Afrika von der Südgrenze der Sahara bis zum Kap der guten Hoffnung ursprünglich von diesen wilden, nomadisierenden, zwerghaften Jägervölkern, welche an verschiedenen Stellen verschiedene Namen (Acca, Batuas, Dokos, Obongos und so weiter) führen, bewohnt gewesen sei.

Inzwischen hat man aber auch in Asien, Amerika, auf dem Inselarchipel, ja selbst in Europa (zum Beispiel in Sizilien, Rußland und so weiter) die Anwesenheit von Überresten jener ehemaligen Zwergbevölkerung oder von Zwergrassen nachgewiesen, welche sich, ähnlich wie in Afrika, neben den großen Rassen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und welche man unter dem allgemeinen Namen der menschlichen Pygmäen oder Nannocephalen (Kleinköpfige) zusammenfaßt. Als eine besondere Varietät des Pygmäentypus können die Japaner betrachtet werden, welche zumeist aus verhältnismäßig kleinen Leuten bestehen, wenn sie auch lange nicht die Kleinheit der eigentlichen Zwergrassen (4 bis 4½ Fuß) erreichen. Im Durchschnitt bleibt die Körpergröße der Pygmäen um 300 Millimeter hinter derjenigen normal großer Menschen zurück. Auch zeichnen sie sich durch schlanke, zierlich geformte Knochen aus. Daß dieselben keine Abnormität des menschlichen Typus bilden, sondern eine Rasse oder eine anatomisch mit bestimmten Merkmalen ausgestattete Varietät des Menschengeschlechts, steht, wie noch gezeigt werden wird, außer Zweifel.

Unter solchen Umständen erscheint selbstverständlich eine Entdeckung des Vorhandenseins solcher Rassen auch in der Urzeit vom höchsten wissenschaftlichen Interesse und zwar dieses um so mehr, als bekanntlich die Auffindung zuverlässiger Reste des vorhistorischen Menschen zu den Seltenheiten gehört. Eine durch viele Jahrtausende sich erstreckende menschliche Niederlassung aus jener Urzeit wurde durch Zufall bei dem sogenannten Schweizersbil[illegible] der Nähe von Schaffhausen in der Schweiz zwischen [illegible]

1892 und 1896 entdeckt und wissenschaftlich erforscht. Ihr A
ist ein sogenanntes postglaciales, das heißt herrührend aus e
Zeit, welche auf den letzten Vorstoß des großen Rheingletsc
auf das Alpenvorland folgte. Übrigens muß nach dem Rüc
des Eises ein langer Zeitraum verflossen sein, bis sich im T
und auf den Höhen durch Verwitterung eine, wenn auch kümm
liche Humusschichte für Pflanzen von niedrigstem Wuchs gebi
hatte und bis eine entsprechende Tierwelt sich von der spärli
Pflanzendecke nähren konnte. Erst dann ließ sich der nur
der Jagd lebende Mensch vorübergehend an dieser Stelle nie
welche durch einen mächtigen, aus der Ebene aufragenden und
seinem Fuße etwas überhängenden Felsen gegen klimatische E
wirkungen möglichst geschützt war. Dieselbe liegt übrigens n
weit von einer früher bekannten berühmten Fundstelle vorhistoris
Überreste aus dem sogenannten Keßlerloch bei Thayningen
der Nähe von Schaffhausen.

Den Namen Schweizersbild erhielt die Stelle davon, daß
Mann Namens Schweizer daselbst vor Jahren ein Heiligent
auf seine Kosten hatte errichten lassen. Daß der Mensch
Urzeit ebenda Schutz vor klimatischen Unbilden suchte, erklärt
mit Leichtigkeit daraus, daß das Klima um jene Zeit ein kal
und rauhes, ähnlich demjenigen Nordsibiriens war, wie nach Sch
der Eiszeit nicht anders zu vermuten und durch die gefunde
Überreste einer arktischen Fauna oder Tierwelt bewiesen
Merkwürdigerweise sind die geologisch-paläontologischen Verh
nisse an dem Schweizersbild so klar und übersichtlich, daß n
sie fast schematisch nennen könnte. Zu unterst auf dem B
schotter liegt die ca. fünfzig Centimeter dicke Kulturschicht
paläolithischen Menschen, der bereits, nach den gefundenen Fe
stellen zu schließen, den Gebrauch des Feuers kannte, sich a
wohl nur vorübergehend daselbst aufhielt.

Von da an geschah (in der Richtung nach oben) eine allm
liche Änderung des Klimas, welche das Entstehen einer subarktis
Steppenfauna mit entsprechender Flora zur Folge hatte, währ

eine eigentliche Steppenfauna erst in der darauffolgenden „gelben Kulturschicht“ angetroffen wurde. Von menschlichen Kunsterzeugnissen fanden sich große Mengen paläolithischer, das heißt roher, durch Druck oder Schlag hergestellter Feuersteinwerkzeuge, zu denen die nicht weit davon gefundenen Silex- oder Kieselsteinknollen des Juragebirgs das Material geliefert hatten; ferner allerhand aus Horn oder Knochen hergestellte Werkzeuge. Alle größeren Tierknochen waren ohne Ausnahme zerschlagen, um das kostbare Mark daraus zu gewinnen. Weitaus am zahlreichsten vertreten fanden sich die Knochen des Renntiers; weiter fanden sich Knochen von Bär, Wolf, Fuchs, Hirsch, Reh, Bison, Wildschwein, Wildpferd, Hamster und so weiter neben denjenigen von allerhand Vögeln und Nagetieren. Die eigentlich arktische oder winterliche Fauna war um die Zeit der „Steppenfauna“ bereits zurückgetreten, so daß in dieser Zeit auf das Vorherrschen eines etwas wärmeren Klimas, ähnlich demjenigen des südwestlichen Sibirien, geschlossen werden darf. Damit vermehren sich auch die daselbst gefundenen Einschlüsse menschlicher Thätigkeit bis zu einer Zahl von ca. 14000 Feuersteininstrumenten und 1300 Artefakten aus Knochen oder Horn (meist vom Renntier). Klopfsteine, Schleudersteine, Ambosse, Hämmer aus Stein fanden sich neben künstlich aufgebauten Herden aus Steinplatten, Schiefern und so weiter mit angebrannten Knochen und großen Haufen von Asche oder Kohle. Auch fehlte es nicht an allerhand, aus Muscheln oder Zähnen hergestellten Schmuckgegenständen neben mit Farbstoffen (zum Bemalen des Körpers) angefüllten Schalensteinen, sowie an meist aus Vogelknochen hergestellten Musikinstrumenten und rohen Zeichnungen auf Steinplatten oder Skulpturen. Dagegen wurde in den hierher gehörigen Schichten kein einziges geschliffenes Steinwerkzeug sowie keine Spur von Töpferei gefunden, so daß der ganze, vorstehend beschriebene Zeitabschnitt noch in die Zeit des paläolithischen Menschen (älteste Steinzeit) gerechnet werden muß, wobei selbstverständlich das Bewohnen der Stelle durch Menschen mit Eintritt des wärmeren Klimas stetig zugenommen hatte.

Ein Rückgang der Bewohnbarkeit muß wieder wä
Zeit des nun folgenden Abschnitts, der sogenannten, a
Kalktrümmern bestehenden Breccienschicht, stattgefund
deren Dauer bei einer Mächtigkeit von 80 bis 120 cm
Entdeckern auf 8000 bis 12000 Jahre geschätzt wird,
die darunter liegenden Schichten eine Dauer von
8000 Jahren umfassen mögen, und während das chro
Alter der ganzen Ablagerung bei einer Mächtigkeit von
290 cm auf einen Zeitraum von 24000 bis 29000 J
schätzt wird.

Jedenfalls fand während der Dauer der Breccienschic
die Zwischenzeit zwischen der älteren und jüngeren Stei
stellt, eine zwar langsame, aber entschiedene Besserung de
mit entsprechendem vollständigen Wechsel der Fauna u
statt. Es war die Zeit des Überganges von der St
Wald und damit zum Auftreten größerer Mengen von W
Die Überreste menschlicher Thätigkeit aus dieser Zeit sin
nismäßig so wenig zahlreich, daß auf ein nur vorübe
Bewohnen der Stelle durch Menschen während der ges
Zwischenzeit geschlossen werden muß.

Dieses Verhältnis änderte sich wieder vollständig
der Bildung der nun folgenden vierten grauen oder n
schen oder eigentlichen Kulturschicht, deren Bildung
Mächtigkeit von 30 cm einen Zeitraum von 4000 Jahren
haben mochte. Sie gehört unter die allgemeine Ru
jüngeren, durch geschliffene Steinwerkzeuge charakterisierte
zeit. Zwar findet sich nur ein Teil der gefundenen S
zeuge in geschliffenem Zustande, während der weitaus gr
noch ganz dem Typus der Instrumente aus der paläo
Zeit angehört. Dagegen fanden sich sehr viele Feuerst
rohe, unglasierte, ohne Töpferscheibe nur mit der Hand
Töpferwaren. Die überaus reichhaltige Fauna der gra
turschicht, unter welcher übrigens merkwürdigerweise d
fehlt, ähnelt nach Studers Untersuchungen

ältesten steinzeitlichen Pfahlbauten, so daß man daraus sowie aus der geringen Anzahl geschliffener Steinwerkzeuge auf ein verhältnismäßig sehr hohes Alter der neolithischen Schicht des Schweizersbildes schließen darf. Sie bildet wahrscheinlich ein Bindeglied zwischen der rein paläolithischen Zeit und der ältesten Periode der Pfahlbauten. Die Artefakte aus Knochen und Horn, spärlich, aber gut gearbeitet, sind fast nur aus den Gebeinen und Geweihen des Edelhirschs hergestellt, im Gegensatz zu den älteren aus der Zeit und den Knochen des Renntiers.

Zu oberst und unmittelbar über der neolithischen Schicht liegt eine der Gegenwart angehörige Humusschicht von ca. 40 cm Mächtigkeit, welche zu ihrem Zustandekommen ebenfalls eine Dauer von ca. 4000 Jahren voraussetzt. Diese Schicht enthält allerhand Überreste aus älterer, neuerer und neuester Zeit, welche zum Teil bereits der Metallzeit angehören. Wandernde Horden hatten auch in der geschichtlichen Zeit hier ihre Feuer angezündet und ihre Jagdbeute verzehrt. Bildete doch der Felsen noch vor wenigen Jahren einen Lieblingsaufenthalt wandernden Volkes, namentlich wandernder Zigeunerhorden oder birschender Jäger der Neuzeit, welche der Felsen beschirmte. Und heute noch dient der Felsen der heranwachsenden Jugend Schaffhausens als beliebter Tummelplatz. —

Das Hauptinteresse bei dieser, die chronologische Reihenfolge der einzelnen Abschnitte in der Existenz des vorgeschichtlichen Menschen so deutlich illustrierenden Niederlassung am Schweizersbild nehmen natürlich die gefundenen Überreste des Menschen selbst in Anspruch. Diese Überreste wurden sowohl in der neolithischen, wie bereits in der gelben Kulturschicht angetroffen. Trotzdem darf mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die letztgenannten Überreste nicht dieser Schicht selbst angehören, sondern dadurch in dieselbe geraten sind, daß die Bewohner des Schweizersbildes in der neolithischen Periode ihre Toten in die darunter liegenden Schichten einbetteten. Es fanden sich im ganzen die Skelette von neun Personen normalen Wachstums und von

fünf Pygmäen, durch deren Entdeckung Europa in die
Kontinente eintritt, welche Pygmäen aufweisen.
J. Kollmann in Basel, einer der angesehensten Ana
Gegenwart, hat diese Pygmäenreste einer gründlichen Un
unterworfen und das Resultat dieser Untersuchung in
trefflichen Abhandlung niedergelegt, welche einen Teil d
auf Kosten der allgemeinen schweizerischen Gesellschaf
gesamten Naturwissenschaften mit Subvention des B
Jahre 1896 veröffentlichten ausführlichen Beschrei
Schweizersbildes nach den verschiedenen Seiten seiner B
durch eine Reihe von 11 verschiedenen Gelehrten (Studer,
Kollmann, Penck, Gutzwiller, Früh, Meister, Hedinge
Schötensack, Bächtoldt) bildet. Er konstatiert zunächst d
günstigen Verhältnisse für Erhaltung der Knochenreste
Stelle, welche aber nicht aus paläolithischer, sondern
dem älteren Abschnitt der neolithischen Zeit herrühren.
fanden sich außer normal großen Menschen von ca. 16
meter Höhe vier bis fünf Pygmäenindividuen, deren Kö
durchschnittlich um 300 Millimeter unter obigem Maß zu
Auch die Schädel waren verhältnismäßig klein und bl
Durchschnitt um 2- bis 300 Kubikcentimer hinter dem K
normaler Schädel zurück, waren aber gerade so wie bei d
Rassen teils mesocephal, teils dolichocephal, so daß es
zu jener Urzeit Lang- wie Breitgesichter gegeben hat
Aus der Kleinheit der Schädelkapsel kann man aber
Geistesschwäche schließen, da dieselbe durchaus im Verh
den übrigen, wohlgebildeten Skelettteilen steht. Dieselbe
in keiner Weise krankhafte Verhältnisse, so daß die g
Pygmäen nicht als abnorme Zwerge, sondern als eine a
mit bestimmten Merkmalen ausgestattete Varietät des M
geschlechtes zu betrachten sind. Dieselben sind nach K
wahrscheinlich Überreste einer menschlichen Zwergrasse, w
europäischen Kontinent vor Ankunft der hochgewachsene
bevölkerte, und repräsentieren die Formen einer früheren

ungsgeschichte der Menschheit als derjenigen der hochgewachsenen Varietäten. Sie können zugleich als Zwischenglieder zwischen der menschlichen Grundform und den heutigen Rassen betrachtet werden. Sein Endurteil über die Pygmäen faßt Kollmann in den Worten zusammen:

„Wenn die Zwergrassen Vorläufer der großen Rassen sind, wie als sehr wahrscheinlich angenommen werden muß, so bilden sie ein Zwischenglied der Menschheit, welches die Kluft zwischen uns und noch weiter zurückliegenden Stammeltern wenigstens teilweise ausfüllt, und der Stammbaum des europäischen Menschen erhält eine reichere Zusammensetzung, als dies jemals früher geahnt wurde.“

Jedenfalls eröffnet uns die merkwürdige Entdeckung an dem Schweizersbild im Verein mit den Aufschlüssen moderner Völkerkunde einen Blick in die Tiefen unserer menschlichen Vergangenheit, von deren Dasein man bisher keine Ahnung hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Entdeckung keine vereinzelte bleiben, sondern durch spätere Funde ihre Ergänzung finden. Die Ehre der ersten Entdeckung und nachfolgender höchst fleißiger Durchforschung gebührt ohne Zweifel Herrn Dr. Jakob Nüesch in Schaffhausen, welcher das obenerwähnte Sammelwerk redigiert und seine eigene, demselben einverleibte Abhandlung unter dem Titel „Die prähistorische Niederlassung am Schweizersbild bei Schaffhausen. Die Schichten und ihre Einschlüsse“ als Separatabdruck bei Georg u. Co. in Basel (1896) hat erscheinen lassen. Dieselbe bietet solchen, welche sich das große Sammelwerk zu verschaffen nicht imstande sind, genügende Information über das Wesentliche der interessanten Entdeckung, deren Einzelergebnisse Herr Dr. Nüesch in dem Vorwort, das er dem Sammelwerk beigegeben hat, folgendermaßen charakterisiert:

1. Konstatierung einer Aufeinanderfolge einer Tundren-, Steppen- und Waldfauna an demselben Platz in einer Vollständigkeit, wie eine solche von keinem andern Ort aus der Pleistocänzeit bis jetzt bekannt ist.

2. Nachweis aller dieser Faunen als postglacial und [...] postglacialer Klimaschwankungen.

3. Beweis der Gleichzeitigkeit der Existenz des paläolithi[...] Menschen mit den beiden älteren dieser postglacialen Faun[...]

4. Erste Auffindung einer ansehnlichen Begräbnisstätte [...] der neolithischen Zeit auf dem Lande und einer bisher in Eu[...] aus dieser Zeit noch nicht bekannten fossilen menschlichen [...] von kleinem Wuchs oder sogenannter Pygmäen.

5. Kenntnis einer klaren Aufeinanderfolge der einzelnen [...] schichten, welche es möglich machte, über das absolute Alte[...] ganzen Niederlassung sowie der einzelnen Ablagerungen annäh[...] Zahlenwerte abzugeben.

6. Nachweis der verschiedenen, aufeinanderfolgenden K[...] epochen von der ältesten Steinzeit bis zur Gegenwart.

Daß diese Resultate nur durch Aufwendung der [...] größten Sorgfalt und peinlichsten Umsicht bei den Ausgrab[...] sowie mit Hilfe der dabei erforderlichen Sach- und Fach[...] nis und eines ganz enormen Kostenaufwands erlangt [...] konnten, erscheint selbstverständlich. Auch haben dieselbe[...] die Verdienste der dabei beteiligten Forscher in den ge[...] und Fachkreisen des In- und Auslandes gebührende A[...] nung gefunden. „Solange man sich mit Anthropologi[...] vorhistorischer Urgeschichte des Menschen beschäftigen wird[...] schreibt Dr. Hoernes in Wien, Verfasser der „Urge[...] des Menschen“, an Dr. Nüesch, „so lange wird Ihr [...] eine Fundgrube sein und genannt werden.“ Professor J. [...] nennt es eine Großthat eines schweizerischen Forschers[...] Professor Géckie sagt von dem Buch: „Es ist der [...] wichtigste Beitrag zur Geschichte der Quaternärepoche, [...] seit Jahren erschienen ist“ — während Professor Bu[...] in Genf an den Verfasser schreibt: „Ich weiß wirk[...] was ich am meisten bewundern soll, ob das Glück

[redacted]

bei Ihren Nachforschungen so sehr begünstigt hat, oder die Energie, welche Sie dabei entwickelt haben."

Eine erste Auswahl aus den mehr als zwanzigtausend einzelne Stücke betragenden Fundgegenständen wird in das schweizerische Landesmuseum nach Zürich kommen und daselbst wohl eine seiner größten Sehenswürdigkeiten bilden.





Animismus, Spiritismus und Occultismus oder alte und neue Geister.



Das Geheimnisvolle, Unerklärliche, anscheinend Wunderbare hat von je große Anziehungskraft für den menschlichen Geist gehabt und reichlichen Anlaß zu allerhand Vorstellungen gegeben, welche sich im Laufe der Zeit als Irrtümer oder Phantasie-Produkte herausstellten. Dennoch sind damit die Irrtümer oder Phantasmen selbst nicht verschwunden, sondern haben nur andere Gestalten oder Formen angenommen. Es giebt heutzutage Geister und Gespenster noch geradeso wie vor Tausenden von Jahren; nur hat ihre ehemals bösartige Natur sich mit dem Fortschritt der Civilisation zum Besseren gewendet. Sie denken nicht mehr daran, den Menschen mit Hilfe ihrer übermenschlichen Kräfte allerhand Böses anzuthun, sondern begnügen sich mit der bescheidenen Rolle, welche ihnen der moderne Spiritismus zugewiesen hat.

Freilich ist damit auch jene schöne Poesie des sogenannten Animismus oder der frühesten Vorstufe der Religion verloren gegangen, in welcher der Urmensch die ganze Natur um ihn her für ebenso belebt oder beseelt hielt, wie er selbst es war. In jedem Tier, in jeder Pflanze, ja in jedem Stein fand er gewisser-

maßen sich selbst oder sein eigenes Ich wieder, und von jenen religiösen Zweifeln oder Skrupeln, welche die spätere Menschheit beängstigten, war er frei. Man kann dieses Stadium der Menschheitsentwickelung auch als Stadium absoluter Religionslosigkeit bezeichnen, da ein Bedürfnis für eigentlich religiöse Vorstellungen in keiner Weise vorhanden war, und da sich der Mensch in vollster Harmonie und Wesenseinheit mit der ihn umgebenden Natur fühlte. Auch gab es um jene früheste Zeit keine Götzen, keine Tempel, keine Priester, keine Opfergebräuche, überhaupt nichts, was den Charakter einer Religion oder eines frommen Brauches verraten würde — ein Zustand, dessen Nachwirkungen sich noch lange in späteren Religionsformen, z. B. dem Fetischismus, nachweisen lassen.

Aber dieser gewissermaßen idyllische Zustand konnte nicht lange dauern, da gewaltige und unerklärliche Naturereignisse dem Menschen den Gegensatz zwischen ihm selbst und der Natur allzu fühlbar mußten werden lassen, und da nur ein geringes Nachdenken dazu gehörte, um den aller und jeder Religion mehr oder weniger zu Grunde liegenden Gegensatz zwischen „natürlich“ und „übernatürlich“ zu eng zu finden und dien otwendige Schlußfolgerung daraus zu ziehen. Ist doch das sogenannte Kausalitäts-Bedürfnis oder das Gefühl des ursächlichen Zusammenhanges kein angeborenes Gut des menschlichen Geistes, wie manche Philosophen behaupten, sondern etwas auf empirischem Wege Erworbenes! Im Tierreich noch sehr unbestimmt, steigert es sich im Menschen und gelangt erst nach langer Erfahrung und Übung allmählich zum Bewußtsein. Ja das volle und klare Bewußtsein des allgemeinen Kausalitätsgesetzes kommt eigentlich nur in sehr wenigen, geistig durchgebildeten Menschen zum Durchbruch. Daher man sich nicht darüber erstaunen darf, wenn dem Geist des roheſten Wilden, welcher das Kausalitätsbedürfnis ebensowenig empfindet, wie Kinder oder Ungebildete, „natürlich“ und „übernatürlich“ als das nämliche erscheinen, und wenn er keinen Unterschied zwischen de Ich und der umgebenden Natur macht.

Als ersten Schritt zur Befreiung aus dieser geistigen
gebundenheit kann man den dem Animismus entspringenden G
des Naturmenschen an die umherirrenden Geister oder Se
Toten oder Gestorbenen ansehen. Schon das geringste Na
über die Zusammenhänge des Daseins mußte dem Natur
die Frage nach den Ursachen der demselben unverständlic
scheinungen des Schlafes und Traumes, der Ohnmacht, B
losigkeit und des Scheintodes, der Visionen und Halluci
vor allem aber diejenige des wirklichen Todes nahe legen
letzteren, welcher ja bis auf den heutigen Tag das größte
des Dasein bildet und von großen Philosophen mit R
die eigentliche Ursache aller und jeder Philosophie angeseh
konnte man sich im animistischen Sinne unmöglich als ei
liches Ereignis, sondern immer nur als durch besondere U
feindliche Einwirkungen u. dergl. herbeigeführt vorstellen.
der hieran anknüpfende Glaube, daß der Mensch aus zu
verschiedenen Wesen bestehe, einem leiblichen und
geistigen, von denen das letztere während der Dauer d
genannten Zustände sich von dem zu ihm gehörigen Leibe
oder für immer entferne, um die Welt zu durchstreifen u
dem Tode einen in der Regel nachteiligen oder zu für
Einfluß auf die lebenden Zurückgebliebenen auszuüben.
Seelen oder Geister wurden dabei als ganz materielle W
dacht, gewissermaßen als Schatten oder belebte Bilder des
welche ein gewisses Gewicht haben und daher beim Gehen
im Sande zurücklassen oder auch durch die Luft fliegen,
wohnten Orte und die Gräber, namentlich ihr eigenes G
schwärmen, Hunger und Durst und Hang nach sinnlichen G
empfinden, sprechen können und eine größere Macht ausü
da sie noch mit ihrem Körper verbunden waren. Bei
Völkern herrscht der Glaube, daß die Seelen nach ein
oder weniger entfernten Totenregion entfliehen, welche
der Tiefe der Wälder, bald auf hohen Bergen, bald auf e
Inseln, bald in der Höhe des Himmels

Erde gelegen ist. Diese Seelentheorie, welche übrigens mit dem Glauben an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode im christlichen Sinne nur eine sehr entfernte Verwandtschaft hat, ist auch die Veranlassung dafür, daß viele Völker Löcher in den Sarg oder in das Leichenhaus oder in das Dach des Hauses, in welchem der Tote liegt, machen, um der entfliehenden oder auch wiederkehrenden Seele einen Aus- und Eingang zu verschaffen. Höchstwahrscheinlich erklären sich die runden Löcher, welche man häufig in einer der die Dolmen oder Steingräber der Vorzeit umschließenden Steinplatten vorgefunden hat, auf dieselbe Weise. Auch die so vielfach üblichen Menschen- und Tieropfer bei dem Tode von Königen oder Häuptlingen oder die abscheulichen Wittwenverbrennungen finden ihre Erklärung in dem Glauben, daß die Seelen der Getöteten auch im Jenseits die Seele des Gestorbenen bedienen müßten. Ebenso findet das bekannte „Kopfjagen“ oder Kopfschnellen der Dajaks oder Dajaken auf dem malayischen Archipel seine Erklärung in dem Glauben, daß die Seelen der Ermordeten dem Mörder in der jenseitigen Welt dienen müssen.

In China und Japan hat derselbe Glaube oder dieselbe Theorie in geläuterter Gestalt Anlaß gegeben zur Entstehung einer bestimmten Form des religiösen Kultus oder des bekannten, übrigens auch von anderen halbgebildeten Völkern geübten Kultus oder der religiösen Verehrung der Ahnen, Voreltern oder Vorfahren, welcher dort als sogenannter „Ahnenkultus“ die Stelle der wirklichen Gottesverehrung vertritt.

Übrigens wirft dieser Glaube oder diese Vorstellung seine Schatten noch bis tief in die historische Zeit und in das klassische Altertum hinab, wofür die bekannte Schattenwelt der Griechen redendes Zeugnis ablegt. „So lesen wir in der Iliade, wie der tote Patroklus zu dem schlafenden Achilles kommt, der vergebens versucht, die wie Rauch entschwindende Seele zu ergreifen; oder wie der Seher Hermotimus seinen Körper zu verlassen pflegte, bis er einst zu einem körperlosen Geist wurde, weil sein Weib den Körper während der Abwesenheit des Geistes auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte.“ (Tylor.)

Auch bei der Entstehung dieses Glaubens spielt die F
vor dem Unbekannten oder Geheimnisvollen und vor schädl
Einwirkungen aller Art, welche man sich auf natürliche W
nicht zu erklären vermochte, eine wesentliche Rolle. Die S
des diesem Glauben ergebenen Wilden ist erfüllt von einer
ständigen Furcht vor den feindlichen Angriffen der Geister, w
die Ursache für alle den Menschen betreffenden Krankheiten
Übel bilden, und gegen welche er sich durch allerhand Za
mittel zu schützen sucht. Selbst der Tod ist, wie bereits erw
in seinen Augen nichts Natürliches, sondern jedesmal durch H
oder Zauberkünste herbeigeführt, und jeder Mensch gerät
seinem Tode ganz in die Gewalt der körperlosen Geister. Nat
lich sind es die Seelen derjenigen Personen, welche auch im L
eine hervorragende Stellung eingenommen haben, wie Häuptli
Könige, Priester u. s. w., von deren Wohl- oder Übelw
man jene Einwirkungen in besonderer Weise erwartete, so
sich daraus nach und nach eine förmliche, den menschlichen
sellschaftsstufen entsprechende Rangordnung oder eine Hierachi
Seelen entwickelte.

Manche Forscher oder Gelehrte sind der bestimmten An
daß der Gottesglaube und Götterkultus und vielleicht auch
Religion selbst sich allein aus diesem Kultus der Seelen oder V
fahren entwickelt habe. Mag sich dieses verhalten haben, wi
wolle, jedenfalls ist der Geisterglaube selbst dabei nicht verl
gegangen, sondern hat sich, wie bereits bemerkt, wenn auc
vielfach veränderter Gestalt, bis auf den heutigen Tag lebe
erhalten. Ob und welche Verwandtschaftsgrade zwischen
Geistern der Vergangenheit und denen der Gegenwart beste
mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls besteht eine große Ä
lichkeit zwischen beiden, nur mit dem Unterschied, daß sich.
sprechend dem Fortschritt der Civilisation, die grobsinnliche
schaffenheit von ehedem in eine mehr geistige oder ätherische
gewandelt hat, so daß die Geister der Gegenwart keiner Öffnu
mehr bedürfen, um ein- und ausspazieren zu können, sondern

geniert durch verschlossene Thüren hindurchgehen oder trotz aller mechanischen Hindernisse sofort da erscheinen, wo man sie von seiten der spiritistischen Medien verlangt oder herbeiruft. Allerdings glauben die amerikanischen Spiritisten gefunden zu haben (wie? bleibt unbekannt), daß die Geister ein Gewicht von drei bis vier Unzen haben. So gering ein solches Gewicht ist, so dürfte es doch seine Schwierigkeiten haben, ein solches durch eine verschlossene Thüre hindurchzubringen. Für den gläubigen Spiritisten existieren allerdings solche Schwierigkeiten nicht. Das in allen Menschen lebendige Verlangen, hinter das furchtbare Geheimnis des Todes zu blicken, ist so stark, daß es alle Zweifel der Vernunft oder des Verstandes niederschlägt, und daß sich daraus eine förmliche Geheimwissenschaft des sogenannten Occultismus entwickeln konnte, ohne daß die hochstehende Wissenschaft unserer Zeit imstande gewesen wäre, dem mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Auch die Vorstellungen der sogenannten „Antispiritisten", welche die Fäden der spiritistischen Taschenspielerkunst vor den Augen des Publikums bloßlegen, waren und sind nicht imstande, das letztere genügend aufzuklären.

Jedenfalls haben die modernen Geister vor ihren Kollegen aus der Vergangenheit den Vorzug, daß sie ihre bösen Neigungen von früher abgelegt haben und sich damit begnügen, bei besonderem Anlaß allerhand kleine Kunststücke zum Besten zu geben, wie sie jeder geschickte Taschenspieler ebensogut oder vielleicht besser produzieren kann. Man kann auch nicht annehmen, daß sie im Geisterreich Gelegenheit gehabt hätten, sich im Laufe der Zeit geistig weiterzubilden; denn ihre Äußerungen sind in der Regel recht wenig befriedigend und verraten nichts von jener höheren Intelligenz, welche notwendig mit dem verklärten Zustand eines besseren Daseins verbunden sein müßte. Vielleicht mag dieses damit entschuldigt werden, daß nach den Lehren der „Geheimwissenschaft" das Leben nach dem Tode nur eine einfache Fortsetzung des Lebens ist, und daß die sogenannten Toten, nachdem sie sich mit einem sogenannten „Astral- oder Ätherleib" umgeben haben, „viel leben-

diger sind als die Lebenden selbst". Beweis dafür die zah Mysterien, Geistererscheinungen und Spukgeschichten, von die Schriften der Spiritisten, Occultisten und Vertreter der heimwissenschaften" wimmeln, und von denen sie behaupten, damit eine Vereinigung von Religion und Wissenschaft, von physik und Naturforschung erzielt werden könne.

Eine solche Vereinigung wäre in der That recht wünsc wert. Aber wo sind die Theologen, Philosophen oder N forscher, welche eine solche auf Grund spiritistischer und gel wissenschaftlicher Annahmen für möglich halten? Die n Wissenschaft ist niemals „geheim", sondern kann von jedem er und begriffen werden, der die nötigen Voraussetzungen besitz während die Geheimwissenschaft des Spiritismus nur so Geistern zugänglich ist, welche in das Verborgene zu schauen stande sind. Der Spiritismus mit allen seinen Anhängsel eine jener geistigen Epidemien, welche von Zeit zu Zeit die Me heit zu befallen pflegen, aber, wie alle Epidemien, auch mi Zeit vorübergehen. Die wahre Wissenschaft aber wird ihren fortsetzen, wie sie ihn bisher fortgesetzt hat, und nur da halten, wo die unverrückbaren Grenzen menschlicher Erkenntni Halt gebieten. An dieser Stelle mag für diejenigen, welche so bedürfen, der Glaube an seine Stelle treten — aber als Gla nicht als Geheimwissenschaft. Denn Wissenschaft kann unmö dasjenige sein, was — bei Licht betrachtet — nichts andere als eine in modernes Gewand gekleidete Wiederholung oder Auflage des frühesten Gestammels der Unwissenheit.





Ein unmoderner Naturforscher.



Die Naturforscher und Gelehrten der Naturwissenschaft werden nicht wenig erstaunt oder verblüfft sein, wenn sie aus dem Munde des Herrn Dr. Adolf Wagner, welcher sich selbst einen „unmodernen Naturforscher" nennt[1]), erfahren, daß sie sämtlich philosophische Böotier und eingefleischte Materialisten sind, welche in naiver Selbsttäuschung an ganz unbeweisbare Dinge glauben und in einer Welt erträumter, aber nicht wirklicher Realitäten leben. „Gegen jeden philosophischen Gedanken, der sich nicht gerade im Fahrwasser durcheinander jagender Atome und Moleküle bewegt, haben diese Gelehrten einen förmlichen Haß (S. 107); ja, sie sind „unfähig, die Resultate der eigenen Fachwissenschaft bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgen." (S. 72.) Sie glauben an die Realität der Materie, obgleich diese „armselige, träge, passive Materie" ein rein subjektives, ideales Gedankending ist, welchem „außerhalb unseres Bewußtseins keine Realität zugesprochen werden kann". (S. 79.) Sie ist ein „Produkt der Vorstellung" oder

---

1) Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Berlin, Gebr. Bornträger.

„subjektives Vorstellungs-Phänomen“ (S. 82 und 2
freilich gänzlich unbegreiflich bleibt, wie dieses subjektiv
ding zugleich „armselig, träg und passiv“ sein kann.
ganze materielle Außenwelt ist nach Wagner nur aus d
hervorgegangen und von ihm abhängig, in ihm entstan
und 87). „Die Außenwelt ist uns nicht als solche, s
als Vorstellung in unserem Bewußtsein gegeben“ (S.
ist ein Erzeugnis unserer subjektiven Erkenntnisthätigkeit“
„Alles, was wir von der Erscheinungswelt wissen, ist
Phänomen“ (S. 30).

Die von Büchner und seiner Schule verlangte „E
philosophie“ ist nach Wagner „ein Unding“ (S. 15),
weder nur Empirismus und alsdann keine Philosophie
zeitig Spekulation und alsdann keine reine Erfahrungs
sein kann. Im Widerspruch damit wird auf S. 88
daß, „um zu wirklicher Erkenntnis zu gelangen, jede
jeder Begriff durch die Erfahrung kontrolliert werden m
er „sonst in der Luft schwebt“. Hätte Herr Wagne
Mühe genommen, sich des Referenten Aufsatz über „
und Erfahrung“ in dessen gesammelten Aufsätzen „A
und Wissenschaft“ anzusehen, so hätte er sich seine ga
denselben als einseitigen Empiriker gerichtete Einleit
dem Titel „Empirie und Spekulation“ ersparen könne
dort heißt es wörtlich: „Philosophie ohne Erfahrung
hohlen Schwärmerei; Erfahrung ohne Philosophie zur
Meinung. Im Grunde ist eigentlich schon jeder Phil
überhaupt nur wissenschaftliche Untersuchungen vorni
anstellt, und kann derselbe auch von vornherein nicht wiss
weit eine solche Untersuchung ihn in ihren weiteren Kon
in das Gebiet der Philosophie selbst hinüberführt.
unter dieser Bedingung von dem bisher angenommenen
zwischen Philosophie und Erfahrung eigentlich nicht mehr
sein, da sich beide ferner nicht mehr bekämpfen, sonde
seitig unterstützen; und selbst der Gegensatz zwischen

und Syllogistik oder derjenige zwischen Empirie und Spekulation, den man wohl dafür substituiert hat, verliert seine Spitze, da beide erkennen müssen, daß ihr Interesse nur in gegenseitiger Verbindung liegt und eines ohne das andere nichts ist. Die Spekulation an sich kann nicht etwas Schädliches sein, sondern ist in Wissenschaft und Philosophie unentbehrlich; und nur ihre bisherige falsche Anwendung in der Philosophie scheint all der auf sie gehäufte Tadel treffen zu sollen. Ja, ein großer Teil unserer Erfahrungswissenschaften selbst und vielleicht das Beste davon ist nicht Erwerb und Ausfluß unmittelbarer Erfahrung und Beobachtung, sondern gewonnen als Resultat einer bald spekulierenden, bald kombinierenden Naturbetrachtung, so z. B. das, was wir über die Geschichte der Erde oder die Entstehung der Organismen oder die Vorgänge am Sternenhimmel oder über die physiologischen Vorgänge im Inneren des Organismus u. s. w. wissen. Unsere Kenntnisse hierüber würden fast gleich Null sein, wären wir genötigt, uns lediglich an unmittelbare Erfahrung und Beobachtung zu halten. Ja selbst das unbedeutendste Experiment kann nicht ohne eine über die bloße Erfahrung weit hinausreichende Denkoperation oder ohne eine Hypothese angestellt werden. Zweck aller menschlichen Wissenschaft ist Erforschung der Wahrheit; und für Erreichung dieses Zweckes muß jede Denkmethode angewendet werden, welche Erfolg verspricht, einerlei, ob sie Induktion oder Deduktion, Synthese oder Analyse, Erklärung oder Hypothese, Analogie oder Abstraktion, Theorie oder Kritik, Empirie oder Spekulation heißt. In der That zeigt auch die Geschichte der Wissenschaften, daß alle diese Methoden in Wirklichkeit abwechselnd benutzt zu werden pflegen und bei jeder wissenschaftlichen oder philosophischen Untersuchung auf das Mannigfaltigste durcheinander spielen. Denn die Erfahrung besteht durchaus nicht, wie Viele meinen, in einer bloßen Anhäufung oder planlosen Nebeneinanderstellung von Thatsachen, sondern in einer Deutung und Verknüpfung dieser Thatsachen untereinander nach den Gesetzen der Logik und des Vernunftgebrauches. Die Schwierigkeit, eine richtige Erfahrung zu machen

oder — mit anderen Worten — aus bloßen Sinneswahrn
allgemeine und verbreitete Thatsachen abzuleiten, ist
schwieriger, als die Verarbeitung der einmal festgestell
sachen durch die Spekulation, und giebt nicht selten zu den
und folgewichtigsten Irrtümern Anlaß. Was ist nicht sc
unter dem ehrwürdigen Namen und der Maske der Erfa
die Wissenschaft oder in das allgemeine Bewußtsein einzusc
versucht worden und wird fortwährend versucht! Wel
so krasse Unsinn, welcher noch so handgreifliche Abergla
sich nicht auf sie berufen und beruft sich fortwährend
Also schon bei der ersten Feststellung dessen, was man E
zu nennen sich für berechtigt hält, beginnt die ordn
sichtende, Wahres vom Falschen trennende Thätigkeit de
lichen Verstandes — um wie viel mehr da, wo das vom
fahrung gelieferte Material nach einheitlichen Gesich
geordnet und weiter zu allgemeinen und allgemeinsten
folgerungen im Sinne der Erfahrungs-Philosophie veran
werden beginnt."

Freilich darf nicht vergessen werden, daß dieses Mat
einzige ist, welches dem menschlichen Geiste zu Gebote steh
eine erfahrungslose Philosophie giebt es nicht, und die Be
des Verfassers, daß die Philosophie „auch die Möglich
die Erfahrung hinausgehender Erkenntnisse offen halte"
oder daß es „auf spekulativem Wege gewonnene Erkenntn
die weit zwingender sind, als alles Thatsachenmaterial
pirismus" (S. 13), steht gänzlich in der Luft. Selbst
kühne Kombinationen spekulativer Denker eine spätere Be
fanden, zeigte es sich, daß keine darunter war, bei wel
verstohlenerweise eingeschwärzte Erfahrung das Beste
hätte. —

Damit ist nun freilich der Verfasser der vorliegende
als ausgesprochener subjektiver Idealist in keiner Weis
standen. Er setzt der äußeren Erfahrung der Naturfors

des täglichen Lebens, welcher er nur die bescheidene Rolle einer „Kontrolle" zugesteht, die innere, weit wertvollere Erfahrung des spekulativen Philosophen entgegen, welcher die ganze Außenwelt in seinem eigenen Inneren trägt und welcher davon überzeugt ist, „daß, wenn es überhaupt einen Schlüssel giebt, der uns die Welt begreifen läßt, derselbe zweifellos in unserem eigenen Selbst gegeben ist" (S. 120). Dem gegenüber ist alle Arbeit der Naturforscher als im philosophischen Sinne wenig wertvolle Zugabe zu betrachten. „Die so intensiv betriebene mikroskopische Beobachtung hat uns eine Unmasse wertvoller Kenntnisse erschlossen; aber zur Welterkenntnis hat die mikroskopische Thätigkeit auf der ganzen Erde nicht annähernd so viel beigetragen, als ein einziger Kopf mit der Denkkraft eines Kant oder Schopenhauer." (S. 108.)

Allerdings hat der Verfasser dem bis da geäußerten krassen Solipsismus auf Seite 96 einen Dämpfer aufzusetzen gesucht mit den Worten: „Es kann doch unmöglich sein, daß unser Intellekt die Außenwelt, d. h. die Vorstellungswelt, ganz aus sich schaffe. Mit dieser Annahme wären wir bei dem absoluten Idealismus angekommen, der auch die Welt der Wirklichkeit für ein bloßes Traumphantom erklären wollte, gegen welche Annahme aber Hunderte von Thatsachen sprechen, und gegen welche jedermann sich aus seinem tiefsten Innersten sträubt." Aber es bleibt total unverständlich, wie der Verfasser mit dieser Erklärung seine oben citierten Behauptungen von der gänzlichen Abhängigkeit der Außenwelt von dem erkennenden Ich in Einklang bringen will. Schon die eine Thatsache, daß alle erkennenden Ichs trotz großer individueller Verschiedenheit die Außenwelt im wesentlichen als die nämliche ansehen oder auffassen, macht das ganze superkluge Raisonnement zu nichte. Wenn der Verfasser auf Seite 69 und 70 kühner Weise behauptet, daß der Stoff nur eine Wirkung des Tastsinnes oder der Tastempfindung sei, so dürfen wir ihm wohl die Frage vorlegen, wie er wohl z. B. das Verhalten zweier gegen einander rennender Körper erklären will, die wir nicht

betasten. Die Haupteigenschaft des Stoffes oder d
dringlichkeit hängt doch wahrscheinlich nicht von un
gefühl ab, welches nur zwischen Subjekt und Objek
aber das letztere nicht erschafft.

Dieses sind im Grunde so banale Wahrheiten
Anstand nehmen müßte, sie zu wiederholen, wenn nic
Manier der Idealphilosophen, alles aus dem eigenen S
zu konstruieren, ihre Sinne derart umnebelt hätte, daß
Einfachste nicht zu sehen imstande sind. Bekanntlich
Philosophie bereits seit Jahrtausenden daran, aus eige
dem Geheimnis der Welterklärung auf die Spur zu ko
darin auch nur um einen Schritt vorwärts gekomm
ja man kann sagen, daß sie gegenwärtig weiter von
entfernt ist, als je. Dem gegenüber können die empiris
schaften, welche Herr Wagner so verächtlich behand
rechtigtem Stolze auf ihre großartigen Leistungen n
hinweisen und auf das, was sie gethan haben, um
heit materiell und geistig voranzubringen. Daß damit
ein Gefühl der Verachtung oder Geringschätzung f
fruchtbaren Spekulationen der Berufs-Metaphysiker
sein muß, ist leicht zu begreifen; und die schweren
welche Herr Wagner deshalb gegen die Naturwissen
hebt, sind um so ungerechtfertigter, als ja seine eig
im Grunde zu nichts anderem führt, als zu eine
Verzichtleisten auf eine vernünftige Welterklärung, s
Erfahrung eine solche zuläßt. „Es ist bezeichnend,“
Nordau (Entartung S. 10) in Beziehung auf di
lichen Versuche der Metaphysiker, die Außenwelt von d
Ich abhängig zu machen, „es ist bezeichnend für die
Wirkung, welche der Klang eines Wortes auf den
geist übt, daß dieses völlig sinnlose Geschwätz, w
und zum philosophischen System des Idealismus
beinahe acht Menschenalter hindurch die meisten Me
physiker von Berkeley bis Fichte, Schelling und

kommen befriedigt hat. Diese weisen Männer wiederholten mit überzeugter Miene die Lehre vom Nichtbestehen des Nicht-Ichs, und es störte sie nicht, daß sie selbst in ihrem Thun fortwährend ihrem eigenen Wortschwall widersprachen, daß sie selbst von der Geburt bis zum Tode unausgesetzt Handlungen vornahmen, welche gänzlich sinnlos waren, wenn es keine objektive Außenwelt gab, daß sie also selbst ihr System als Wind und Schatten, als ein kindisches Spiel mit begriffsleeren Worten erkannten."

Übrigens darf zur Ehre und Entschuldigung des Herrn Wagner nicht vergessen werden zu bemerken, daß sein wunderliches System nicht aus seinem eigenen Kopfe entsprungen, sondern nur eine einfache Wiederholung der Schopenhauerschen Lehre von der Welt als Wille und Vorstellung ist. Das ganze Buch kann als ein verspäteter und wohl verunglückter Versuch angesehen werden, der Schopenhauerschen Philosophie, über welche inzwischen der gesunde Menschenverstand zur Tagesordnung übergegangen sein dürfte, nochmals auf die Beine zu verhelfen. Schopenhauers, an Kant sich anlehnende Erkenntnistheorie und seine apriorischen Erkenntnisformen von Zeit, Raum und Kausalität werden als unbestreitbare Wahrheit angenommen und daraus die weitgehendsten Konsequenzen abgeleitet. Das Endurteil über das Wagnersche System kann daher kein anderes sein, als dasjenige, welches die Zeit über den einsamen und eigensinnigen Frankfurter Denker gefällt hat. Niemand wird bestreiten, daß derselbe ein genialer Kopf und vielseitig unterrichteter Denker, dabei scharfer Kritiker der „philosophischen Unredlichkeit" seiner Zeit- und Zunftgenossen war, wenn auch sein Mangel an naturwissenschaftlichem Verständnis und sein Glaube an die Schwindeleien des tierischen Magnetismus oder an die Lebenskraft und Ähnliches sofort abstoßend auf gelehrte Kreise wirken mußte. Was aber sein „System" betrifft, so ist dasselbe als System ebenso willkürlich und unhaltbar, wie alle zur Erklärung des Welträtsels ausgeheckten philosophischen Systeme und wird auch deren allgemeines Schicksal teilen, wenn es dieses Schicksal nicht bereits geteilt hat. Trotz

seiner vernichtenden Kritik der Kantschen Philosophie,
er nichts übrig läßt, als die bekannte Unterscheidun
scheinung“ von dem „Ding an sich“, war Schopenhau
stande, sich dem gefährlichen Einfluß des subjektiven
als dessen eigentlichen Vater Kant angesehen werden m
ziehen. „Er trieb ihn vielmehr bis zu seinen letzten K
und identifizierte die subjektive Idee, welche eine reine F
Vorstellungen ist, mit dem Objekt oder die Idee der G
der Gattung selbst, wie er andererseits unaufhörlich
subjektive Phänomen der Vorstellung mit der mate
objektiven Seite des Dinges verwechselt. Schließlich geh
welchen Schopenhauer an Stelle des Kantschen „Ding
setzt, und aus welchen er eine Art von Absolutem
selbst macht, in seiner Moral selbst auf, und der S
Nihilismus (welchen er aus Indien importiert hat)
endlich alles“ (Foucher de Careil: Hegel und Sc
Wien, 1888).

Schließlich nur noch einige kurze Bemerkungen in
den Verfasser des hier besprochenen Buches selbst. A
erklärt er sich für einen entschiedenen Gegner des Da
was ja bei einem Manne, der jede auf Erfahrung
kenntnis gebaute Naturphilosophie perhorresziert, nic
nehmen darf. Ebenso wenig kann es wunder nehmen
sich auf seinem Standpunkte für unfähig hält, die T
Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften mit
mechanischen Struktur eines mikroskopisch kleinen
Materie zu begreifen, obgleich doch schon diese eine
Thatsache ihn darauf hätte aufmerksam machen müsse
Materie etwas ganz anderes ist, als was er sich darunt
Auch in Bezug auf vorweltliche oder vormenschliche
in welchen die Welt ebenfalls da war, ohne daß d
sie wahrnehmen oder vorstellen konnte, und zwar in
uns auf Grund objektiver Forschung mehr oder weniger

oder gewußten Weise, weiß er sich ebenso wenig wie sein Meister Schopenhauer, aus der Klemme zu reden. Ob unter solchen Umständen das hohe Selbstvertrauen, welches Herr Wagner zur Schau trägt, und die Verachtung, mit welcher derselbe in der groben, seinem Meister abgesehenen Manier auf alle und alles herabblickt, was nicht seiner Meinung ist, gerechtfertigt erscheint, mag der geehrte Leser selbst beurteilen.





Thomas Hobbes.



Nicht zu allen Zeiten sind philosophische Freidenker
gebliche Materialisten so heftig angefeindet worden, wi
heutzutage unter dem Drucke einer nach rückwärts sch
Zeitströmung der Fall ist. Sogar das sonst dem Freide
wenig günstige Mittelalter bietet einzelne, diesen Satz illus
Beispiele. Eines der hervorragendsten derselben bildet die
geschichte des großen englischen Philosophen Thomas
(1588—1679), der seine 91 Lebensjahre in einer Weise ve
die einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Martyrium
gleichgesinnter Denker zu verschiedenen Zeiten bildet. Son
seinen politischen wie philosophischen Gegnern erfreute er s
der höchsten persönlichen Achtung, wozu allerdings sein
bindung mit den Spitzen der englischen Aristokratie, u
Gunst er übrigens nie geworben, und seine persönlich unab
Stellung viel beigetragen haben mag: „Ohne eigentliche
ohne Familie, von unbedeutender Herkunft, aber in d
nehmsten Zirkeln wegen seines Wissens und seines Versta
ehrt, vielfach auf Reisen, lange im Ausland, mit Männ
Stellungen verkehrend, besonders aber — außer mit Ke
— mit Ärzten, Juristen, Staatsmännern, Poeten — so

einen Typus dar des modernen Litteraten im höheren Sinne, der durch seine Feder eine Macht entfaltet, wie bis in das sechszehnte Jahrhundert nur theologische Autoren sie gehabt hatten, und im entgegengesetzten Sinne" — so schildert F. Tönnies in seiner dem Philosophen gewidmeten Schrift[1]) Leben und Stellung seines Helden. Sogar ein heftiger Gegner, Lord Clarendon, nennt Hobbes einen „Mann von ausgezeichneten Gaben, von großem Verstande, den er durch Lektüre, aber erheblich mehr durch eigenes Denken geübt hat" u. s. w., und selbst Cromwell, sein großer politischer Gegner, vor dessen Puritanern Hobbes längere Zeit aus England nach Frankreich flüchten mußte, soll ihm später seine entschiedenste Gunst zugewendet haben.

Was seine Philosophie angeht, so kann sie als ein gewissermaßen embryonales Analogon der freidenkerischen Philosophie der Gegenwart bezeichnet werden. Sein Hauptwerk, der Leviathan, richtet die scharfen Pfeile seiner Kritik hauptsächlich gegen die Kirche und kirchliche Lehren und ist daher auch am meisten und stärksten von den zeitgenössischen Vertretern des Klerus angegriffen worden. Hobbes sucht in diesem umfangreichen Werke zu beweisen, daß jene Lehren der Kirche und folglich alle geistliche Herrschaft im christlichen Zeitalter auf falscher Auslegung der Schrift, auf Dämonologie und anderen Resten der heidnischen Religion, auf nichtiger Philosophie und fabelhaften Traditionen, auf Unterdrückung der Vernunft u. s. w. gegründet seien — und zwar zum weltlichen Vortheil des Papsttumes und des Klerus. Auch verhehlt er nicht, daß dieser ganze Diskurs ebenso gegen jede Kirche, die ein eigenes Recht behaupten will, wie gegen die römische, gerichtet sei. Die christlichen Wunder vergleicht er sehr witzig mit Pillen, die man ganz hinunterschlucken müsse, aber bei Leibe nicht kauen dürfe. Speziell von dem Klerus sagt er, daß derselbe eine eitle Philosophie eingeführt und durch die Universitäten verbreitet habe, welche teils auf Aristotelische Irrtümer, teils auf populären Aber-

---

[1]) F. Tönnies: „Hobbes Leben und Lehre". Stuttgart, Frommann.

glauben gegründet sei. Immer sei derselbe nur a
der eigenen Macht bedacht und daher beflissen gewesen,
Gesetzes, das nur Regel von Handlungen ist, auf
und Gewissen der Menschen durch Prüfung und In
Meinungen auszudehnen. Auch habe derselbe das
Evangeliums zum Vorrecht einer bestimmten Klasse
gleich das Gesetz es freigiebt. Die Macht der Kir
die Kirchlichen auch göttliches Recht nennen, sei nic
pation. Der kirchliche Einfluß im gesamten Un
müsse durch staatlichen Eingriff gebrochen werden.
freisinniger Lehren habe die Wirkung zu erbittern u
zu einigen. Ein Staat kann Gehorsam erzwingen,
Irrtum überzeugen.

Daß der Leviathan seinem Verfasser den erbitte
des ganzen englischen Klerus auf den Hals ziehen m
selbstverständlich. Es erschienen zahllose Schmäh-
schriften und zwar nicht bloß von Klerikern der beiden
Lager, sondern auch von Akademikern anderer Fakultät
seits hatten diese Angriffe zur Folge, daß der Levia
zwischen auf Betreiben der Gegner von dem englische
öffentlich verdammt worden war, um so eifriger g
Als seine Feinde es dahin gebracht hatten, daß ih
der Regierung die fernere Druckerlaubnis verweigert
es schließlich dahin, daß der Preis des Buches im
Vertrieb von acht auf dreißig Schilling stieg. Ei
Übersetzung, welche zum Teil eine Neubearbeitung
1658 in Amsterdam erscheinen.

Im Jahre 1655 erschien der erste Teil seines p
Systems unter dem Titel De corpore, Logik, Anfan
Philosophie und Naturphilosophie enthaltend, in wel
abermals der Theologie den Krieg erklärte. Er vergl
mit der Empusa bei Aristoteles, jenem Gespenst, da

ehernen und auf einem Eselsfuße wandelte. So habe die Theologie einen festen Fuß in der heiligen Schrift und einen morschen oder die metaphysische Philosophie. Es giebt nach Hobbes nur ein Wirkliches in der Welt, wenn es auch auf viele Arten „verfälscht" sich darstellt — es ist die Bewegung, welche ewig und anfangslos und die Ursache aller und jeder Veränderung ist. Alles in der Natur geht auf mechanische Weise vor sich; alle Erscheinungen der Dinge entspringen aus der einen, durch mannigfache Arten und Maße von Bewegungen erregten Materie, sowohl in Bezug auf die Empfindungen der lebenden Wesen als auf die Affektionen der übrigen Körper. Den Staat vergleicht er mit einem Menschen, den Menschen aber mit einer automatischen Maschine. „Denn", heißt es im Leviathan (Einl.), „was ist das Herz anders als eine Feder, die Nerven als ebenso viele Schnüre, die Gelenke anders als die Räder, die dem ganzen Körper Bewegung mitteilen?" Selbst Ruhe ist Widerstand, also Bewegung. Auch die Wärme erklärt Hobbes nicht für einen Stoff, sondern für Bewegung und sagt damit einen der wichtigsten Grundsätze der modernen Wärmelehre voraus — ein Grundsatz, welcher erst lange nach seiner Zeit wissenschaftlich bewiesen wurde. Auch stellt er sich ganz auf den Boden der modernen Erfahrungsphilosophie, wenn er jeden Gebrauch der Vernunft, der über den von der Erfahrung gegebenen Stoff hinausgeht, für leer und absurd erachtet, und wenn er Gassendi Beifall zollt, der im Bannen jener methaphysischen Gespenster, welche Descartes von neuem heraufbeschworen hatte, seine Stärke zeigt. Ebenso nähert er sich unseren modernen Denkern, wenn er seiner Abneigung gegen die „Wortphilosophie", die freilich leider noch lange nicht ausgestorben zu sein scheint, entschiedenen Ausdruck giebt. Denn Worte sind nach ihm „weiser Menschen Rechenpfennige, aber den Narren sind sie Geld, das nach der Autorität alter Doktoren geschätzt wird." Dem Spiritisten-Schwindel der Gegenwart würde Hobbes, wenn er in unserer Zeit gelebt hätte, nicht weniger nachdrücklich entgegengetreten sein wie moderne Gelehrte. Die Existenz von Geistern oder Gespe

ist nach ihm weder vernunftgemäß denkbar noch empiri
oder beweisbar. „Das Wort Geist bezeichnet nichts a
gebildeten Bewohner des Gehirns.“ (Lev.) Die Er
von Geistern sind allerdings wirklich, aber ihre Deutun
und beruht darauf, daß die Menschen nicht richtig
nicht wissen, daß solche Erscheinungen nur Geschöpfe
tasie sind. Auf dem Glauben der Geister aber be
vielen anderen Irrtümern und Trugmitteln die falsche
von übernatürlichen Eingebungen und Wundern. Dar
ferner die Macht der Priester und die Aufrichtung d
der Finsternis, die Bedrohung mit übernatürlichen u
Strafen, die Herrschaft über Gedanken und Gewissen der
was alles in der römischen Kirche am meisten ausg
„Das Papsttum ist der Geist des abgeschiedenen römische
der gekrönt auf dessen Grabe sitzt.“ Diesen Geist un
wandten kleineren Geister zu bannen — das ist das
wahren Wissenschaft auf ihrem praktischen Gebiete, wel
größeren Feind kennt, als den Aberglauben in jede
Darum ist es Hobbes hauptsächlich daran gelegen, den A
zu vernichten — vor allem den Aberglauben, der bei all
naturwüchsig ist und tief in alle wissenschaftlichen Deut
Dinge sich eingenistet hat, daß nämlich die Seele ein
das den Körper im Tode, wenn nicht auch im Schlafe,
machten und ekstatischen Zuständen, verlasse und ein
schattenhaftes Wesen werden könne, das dem Träume
Visionär sichtbar würde. Diesem Seelengespenst geht er
höchst poetischen oder höchst gräulichen Phantasiegebilde
Waffen der Kritik zu Leibe. Er wird nicht müde, zu wi
was damals noch paradox schien, jetzt aber trivial gew
daß alle solche Erscheinungen lediglich subjektiver Art
schieden nur in dem Grade ihrer Deutlichkeit oder in d
der Einbildung. Es ist einerlei, ob das Gespenst, wie v
für etwas Materielles oder, wie von den Philosophen,
materiell erklärt wird, „in Wirklichkeit ist es nichts als ei

oder ein krankhafter Zustand des Gehirns." Hierher gehören auch die Träume oder Traumbilder, welche noch eine besondere Bedeutung dadurch haben, daß sie so oft nicht als Träume erkannt, sondern für Wirklichkeit gehalten werden, in derselben Weise wie solche Phantasmen oder Visionen auch oft Wachenden, die furchtsam oder abergläubisch sind, begegnen können. Hobbes ist nach Tönnies wohl der erste gewesen, der diesen Ursprung alles Geister- und Gespenster-Glaubens energisch dargelegt und vertreten hat, und der in ihm zum Teil den natürlichen Samen der Religion erkannt hat. Denn Religion in der hergebrachten (nicht wahren) Form und Aberglauben sind nach ihm eins und dasselbe. Aberglauben heißen die unerlaubten, Religion die von der weltlichen Autorität gestatteten Meinungen von der Herrschaft unsichtbarer Mächte. Furcht ist der letzte Kern aller solcher Meinungen, und Furcht haben die Menschen „im Dunkeln", d. h. solange die Erkenntnis wirkender Ursachen ihnen nicht leuchtet. Wo sie nichts zu sehen vermögen, da können sie keinem Dinge Schuld an ihrem Glück oder Unglück geben, als nur einer unsichtbaren Macht, und diese Macht denken sie sich ähnlich wie Traum-Erscheinungen u. dgl. und nennen sie „Geist."

In der Frage von der Freiheit des Willens steht Hobbes auf dem Standpunkte eines entschiedenen Determinismus und findet, daß aus den sich total widersprechenden Schriften der Moralisten und Politiker nur Affekte oder Leidenschaften und nicht Vernunft sprechen. —

Ist es nicht wunderbar, daß ein in seinen Meinungen so weit vorangeschrittener Philosoph in einer Zeit, die solchen Meinungen so ungünstig wie möglich war, dennoch zu den höchsten Ehren und zu allgemeiner Bewunderung emporsteigen konnte, während es ihm zwei- oder dreihundert Jahre später nicht besser ergangen sein würde, als den ihm verwandten Geistern der Gegenwart! Oder aber, daß die Wirkung seiner Worte auf seine Zeit

den Mächten des Bestehenden gegenüber so wenig d
sein konnte, daß man sich heute noch über ganz diesel
die er so scharfsinnig behandelt hat, die Köpfe zerbric
lose Streitigkeiten führt? Jedenfalls kein günstiges
den angeblich nach inneren Gründen vor sich gehend
Entwickelungsprozeß der Menschheit.





Die Freiheit der Wissenschaft und die Universitäten.



Der Gesetzentwurf des preußischen Kultusministers Bosse über die Regelung der Disziplinarverhältnisse der Privatdozenten oder die sogenannte lex Arons hat wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse unserer deutschen Universitäten gelenkt, von denen man mit vollem Recht sagen kann, daß ihre zu einem großen Teile dem Mittelalter entstammenden Einrichtungen wesentlich hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben sind. Sind sie doch seit lange von ihrem ehemaligen Charakter als universitas litterarum oder als Pflanzstätten freier Wissenschaft und höherer Bildung mehr oder weniger herabgestiegen und zu Dressur- oder Abrichtungsanstalten für die gelehrten Berufsarten und namentlich für künftige, möglichst willfährige Werkzeuge des Staatsmechanismus geworden! Hat doch Herr Bosse im preußischen Abgeordnetenhaus mit dürren Worten gesagt, daß die Universitäten nicht bloß Pflegstätten der Wissenschaft, sondern auch „Schulen im Dienste des Monarchen, des preußischen Staates seien, und daß sie die Aufgabe hätten, die Jugend mit der Liebe zu König und Vaterland, mit dem Respekt vor der Monarchie und der Verfassung zu erfüllen!“

Die „freie Wissenschaft", von der Herr Bosse mit der Freundlichkeit nebenbei sprach, kommt dabei freilich schlecht sie muß sich dem jeweiligen Druck fügen, der von den jew Regierungen auf die an den Universitäten dozirenden od gestellten Vertreter der Wissenschaft geübt wird, — ein welcher es denselben unmöglich macht, etwas zu lehren, d herrschenden Ansichten oder politischen Richtungen der S lenker mehr oder weniger zuwiderläuft. Neue oder bahnbre Gedanken oder Forschungen, welche sich über das Nivea Gewöhnlichen erheben, werden dadurch zurückgehalten, w kleine Geister und Detailkrämer der Wissenschaft oder charak Handlanger derselben, welche sich vergeblich bemühen, „den tausendjährigen Blödsinn der Theologie mit der exakten W schaft zu vermitteln oder Kindermärchen mit dem Gewan Philosophie zu bekleiden" (E. Reich: Naturlehre des Me S. 299), die hehren Stühle behaupten, von denen das Lic Aufklärung und besseren Einsicht der Nation entgegenleuchten Allerdings hat dieser Vorwurf keine oder geringe Bedeutun die an den Universitäten gelehrten Spezialfächer, bei den geschilderten Konflikte mit herrschenden Einflüssen am wen zu befürchten sind, und bei denen in der Regel schon das ge lichste Maß geistiger Handwerksarbeit hinreicht, um einen g mit Ehren und Auszeichnungen überhäuften „Mann der W schaft" daraus zu machen. Anders aber dort, wo ein Einz der in dem Spezialistentum kein geistiges Genüge findet, es über dasselbe hinauszugreifen und entweder solche Ideen zu wickeln, welche mit den Staat und Gesellschaft beherrsch Mächten und Ansichten in Konflikt geraten, oder aber s auffallenden Widerspruch mit herrschenden und einflußr Autoritäten der Gegenwart oder Vergangenheit zu setzen. wird derselbe sofort zum wissenschaftlichen Ketzer, gegen de Mittel moderner Ketzerverfolgung ebenso anwendbar sind, diejenigen der Vergangenheit gegen wirkliche Ketzer. Zwar er nicht am langsamen Feuer des Scheiterhaufens geröstet,

an dem weit langsameren und empfindlicheren der Verdächtigung, Zurücksetzung und Entziehung der Lebensluft — was um so viel mehr besagen will, als diese Sorte von wissenschaftlichen Ketzern in der Regel und zu ihrem Unglück von der Mutter Natur mit einer besonders feinen Sensibilität begabt zu sein pflegen.

Einer der bekanntesten Ketzerprozesse dieser Art aus neuerer Zeit ist der des Privatdozenten der Philosophie Dr. Dühring in Berlin, welcher in seiner vortrefflichen Schrift über den Wert des Lebens (Leipzig 1877) dem moralischen Schmerzensschrei eines in solcher Weise Mißhandelten und Verfolgten einen ergreifenden Ausdruck verleiht.

Glücklicher als der erblindete Dühring in Bezug auf seine äußere Lebenslage, wenn auch seines Schicksals wegen weit weniger bedauert oder beachtet, war der Verfasser dieses Aufsatzes, als er vor nunmehr zweiundvierzig Jahren von seiner Stellung als Privatdozent an der Tübinger Universität aus Anlaß seiner Schrift „Kraft und Stoff“ hinweggemaßregelt wurde, weil man befürchtete, er werde mit seinen Lehren die Herzen der studierenden Jugend Württembergs vergiften. Von dem damit verbundenen Zweck wurde nun freilich, wie in solchen Verfolgungsfällen gewöhnlich, das gerade Gegenteil erreicht, indem der Verfasser gezwungen wurde, in eine Lebensstellung zurückzukehren, von welcher aus jene vermeintliche Vergiftung nur um so umfangreicher betrieben werden konnte. Der in unserer Zeit zu früher ungeahnter Höhe entwickelte Buchdruck und Buchhandel macht es dem Neuerer nicht schwer, seinen Ideen Eingang und Verbreitung zu verschaffen, auch wenn das Holz eines Katheders nicht das erforderliche Sprachrohr liefern sollte.

Dieses führt unmittelbar zur Besprechung einer weiteren Ursache für den Rückgang der Universitäten als allgemeiner Bildungsanstalten und als Mittelpunkte der Bildung und Gelehrsamkeit überhaupt. Es ist die außerordentliche Verallgemeinerung der Bildung, welche teils die Mittel derselben, teils das Interesse für dieselbe von den meist kleinen Universitätsstädten mehr nach

den großen und volkreichen Centralpunkten des Verk
So kommt es, daß in manchen großen Städten bloß
Thätigkeit und Vereinigung weit mehr zur Hebung
geschieht, als an den privilegierten, von mancherl
unterstützten Pflanzstätten derselben. Dem entsprec
auch das Privatgelehrtentum gegenüber den offiziellen
Vertretern der Wissenschaft immer mehr an Bedeutu
fluß. Noch mehr als in Deutschland ist dieses in
Fall, wo in den letzten Jahrzehnten die bahnbrechendst
von Privatgelehrten ausgegangen sind. Braucht man
dessen doch nur an den großen Darwin zu erinnern
seine Leistungen ganze Fakultäten in Bewegung un
versetzt und ganze Bibliotheken hervorgerufen hat, un
von berufsmäßigen Professoren und Professörchen aufw
er selbst kein solcher gewesen ist! Aber neben ihm
gleicher Weise Namen, wie St. Mill, H. Spencer, C
R. A. Wallace, Lubbock, Tylor ꝛc. Auch in Deutsch
man nur an die Namen eines Schopenhauer, Strau
L. Feuerbach, R. Mayer, E. v. Hartmann zu erin
beweisen, daß die Wissenschaft auch außerhalb der M
universitas litterarum zu gedeihen vermag. Wi
erscheint aber ein Zustand, in welchem die offizielle
sich zum Teile von den Brocken ernähren muß, wel
Tischen des freien, nicht offiziellen Denkertums abfal
das Letztere mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, we
Schopenhauer mit so bitterem Sarkasmus gekennzeichn
fütterung" der Professoren gänzlich unbekannt sind.

Als dritter Faktor für den Rückgang unserer U
als allgemeine Bildungsanstalten kann die zopfige u
Geist der Neuzeit kontrastierende Form oder Verfassun
namhaft gemacht werden. Wie ein aus dem Mittel
gebliebenes Haus mit seinen phantastischen Schnörkeln,
Erkern und kleinen, in Blei gefaßten Fenstern ragt
tümliche Universitäts-Verfassung in unsere moderne,

Licht, Luft und würdiger Einfachheit strebende Zeit hinein und begünstigt das renommistische, faulenzerische Studententum mit seinen Rohheiten, verdorbenen Charakteren und Gesundheiten, vergeudeten Kräften u. s. w., sowie unter den Lehrenden das nepotistische und Günstlingstreiben, von dem noch des Weiteren die Rede sein wird.

In vierter Linie ist unter den Ursachen, welche die ehemalige Wichtigkeit oder Bedeutung unserer Universitäten als allgemeiner Bildungsanstalten in den Hintergrund treten lassen, zu nennen die so außerordentlich gestiegene Bedeutung und Vermehrung des Buchdrucks und Buchhandels, welcher gegenwärtig alle geistigen Schöpfungen und alle Mittel des geistigen Bedürfnisses dem Publikum rasch und leicht in die Hand liefert. Man kann heutzutage aus Büchern beinahe alles und oft besser lernen, als aus den Vorträgen der Universitätsgelehrten, und nur die praktischen, auf Anschauung, Übung, Beobachtung und Experimenten beruhenden wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten machen davon bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme. Zieht man aber diese praktischen Fächer, bei denen der persönliche und mündliche Unterricht unentbehrlich erscheint, ab, was bleibt dann übrig? Ein meist langweiliges oder ermüdendes Ablesen von Kollegienheften, welches oft nichts weiter ist, als eine umschreibende Wiederholung aus einem von dem Vortragenden oder einem Anderen verfaßten Kompendium oder Lehrbuch — wozu der große Übelstand hinzukommt, daß der Vortragende selten seinen Gegenstand erschöpft, sondern sich bei solchen Gegenständen, welche wohl ihn, nicht aber die Hörer interessieren, über Gebühr aufhält. Was aber die Letzteren betrifft, so pflegen sie als bloße Zuhörer dem Gehörten entweder wenig Aufmerksamkeit zu schenken oder aber durch Nachschreiben ihrem Gedächtnis nachzuhelfen, nebenbei auch den Schlaf abzuhalten. Das Nachgeschriebene aber ist in der Regel ganz unbrauchbar und muß später durch gute Bücher ersetzt werden. Es giebt aber auch noch eine dritte und recht zahlreiche Klasse von Studierenden, welche die Kollegien einfach „schwänzen“ und

sich die Zeit mit Trinken, Duellieren, Tabakrauch
gehen und ähnlichen Allotriis vertreiben. Kommt
des Examens, so muß eine rasche und geistlose Bü
säumte nachzuholen suchen. Von eigentlicher W
wirklicher Bildung ist dabei selbstverständlich nur w
nur der praktische Zweck des durch das Examen K
eine Rolle. Den Herrn Professoren, obgleich es gen
liche Ausnahmen giebt, pflegt dieses Verhalten ih
in der Regel wenig Sorge zu machen, vorausg
Kollegiengelder und Examengebühren richtig bezahl

Ganz eng an dieses Verhältnis schließt sich ein
für den Rückgang der Universitäten in ihrem Charak
Bildungsanstalten. Es ist der allgemeine materiali
Zeit, welcher nur solche Zweige des Wissens als
rentabel erscheinen läßt, welche mit der bekannten
und mit Butter versorgenden Kuh" Schiller'schen
verwandt sind. Die eigentlich humanistischen, ei
gelehrte Bildung bezweckenden Studien werden d
Ecke gedrängt und vernachlässigt; das Streben, n
und sicher unter die schützende Haube des Staatsdienst
läßt alles, was dem speziellen Berufszweck nicht die
der großen Mehrzahl der Studierenden mehr oder
gessen oder nicht beachtet werden. Allerdings fehl
jährlich zweimal veröffentlichten Lektions-Katalogen de
Universitäten durchaus nicht an Ankündigungen von
über allgemein bildende Gegenstände, wie Litteratu
Geographie, Erdkunde, Sprachen, Philosophie, Staat
allgemeine Naturwissenschaft u. s. w.; aber sobald n

Examinator ist und ein Nicht-Belegen seiner Vorlesung sehr übel aufnehmen würde. Würde das Examinieren einer von der Universität ganz unabhängigen Examen-Kommission anvertraut ohne Rücksicht darauf, wo, wann und wie der Examinand seine Kenntnisse erworben hat, so würden wahrscheinlich auch die Berufs-Kollegien kein besseres Schicksal aufzuweisen haben, als dermalen die Vorlesungen über Humaniora.

Als sechster und letzter Krebsschaden unserer dermaligen Universitätszustände erscheint das von Dühring so trefflich geschilderte nepotistische und Günstlingstreiben, welches zwar leider unser ganzes Staatsleben durchdringt, aber bei solchen, durch eine gewisse Exklusivität von der allgemeinen Gesellschaftsbewegung sich abschließenden Gemeinwesen, wie es unsere Universitäten sind, einen besonders fruchtbaren Boden findet. Die berühmten und einflußreichen Professoren sind — abgesehen von verwandtschaftlichen Begünstigungen — in der Regel mit einem ganzen Stabe jungen Nachwuchses umgeben, für welchen Schmeichelei und möglichstes Ausposaunen der Verdienste und Meinungen des begünstigenden Meisters den Weg zum eignen Emporsteigen bildet. Daß dieses depravierend auf beide Teile wirkt, und daß Leute von wirklichem Verdienst und Ehrgefühl sich davon zurückziehen oder in den Hintergrund gedrängt werden, erscheint selbstverständlich. Die Folge ist dann, daß kleine Talente, welche einen Mückenflügel gut zu beschreiben wissen oder alte Scharteken gut zu kommentieren verstehen oder zu den hundert vorhandenen Operationsschnitten einen neuen erfinden und dergleichen mehr, als Leuchten der Wissenschaft am akademischen Himmel emporsteigen, obgleich ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung oft die allerdürftigste ist und ihr Mangel an philosophischem Geist oder Verständnis sich gelegentlich in den ärgsten, kaum einem Primaner zu verzeihenden Mißgriffen verrät. Währenddem teilen oft wirklich geniale Naturen, welche mehr auf Verdienst als auf Gunst zählen, das Schicksal jenes Hasen, auf welchen der simple Gelehrte, wie Schopenhauer geistvoll bemerkt, solange er lebt, bloß schießen

zu müssen glaubt, während derselbe erst nach
Zurichtung fähig und genießbar wird.

An eine Besserung dieser Zustände, welche b
seiner Zeit (1877) weit ausführlicher und schä
als es hier geschehen konnte, ist freilich zur Ze
am wenigsten bei der jetzt herrschenden reaktion
Die Gewohnheit des Hergebrachten setzt jeder N
harten Widerstand entgegen. Auch hat der
Dühring'schen Angelegenheit seiner Zeit gema
Berliner Studierenden eine solche Neuerung he
vorauszusehen war, keinen nachhaltigen Erfol
verlangte in der am 12. Juli 1877 in Be
„Versammlung aller Interessenten für freie W
schaft" zur Gründung einer dahin zielenden
schaffung des Universitätszwanges, Meldung z
auf Grund selbstständiger privater Vorbereitung,
zünftlerischen und sonstigen Fesseln des Studi
zipation der freien Forschung und des freien
staatlichen oder universitären Beeinflussung.

Allerdings war dieses Programm zu eng g
auf die spezielle Dühring'sche Angelegenheit zugesch
heißen müssen: Gründung einer freien, ganz a
stehenden Universität für allgemeine Bildung m
eigentlichen Berufs- oder Fachstudien. Daß eine
einem wirklichen und tief gefühlten Bedürfnis
würde, läßt sich leicht nachweisen. Es giebt ei
junger Leute, namentlich aus dem höheren Ka

Rechnung nicht zu finden imstande sind, weil daselbst die Sorge für jene allgemeinen Studien ganz hinter derjenigen für das Fachstudium und die Vorbereitung auf den künftigen Staats- oder Gemeinde-Dienst zurücktritt, während die notwendige Organisierung eines humanistischen Studiums ganz fehlt. So werden denn die paar Jahre angeblichen Studiums in der Regel mehr mit studentischen Allotriis, als mit ernster Arbeit für geistige Ausbildung hingebracht. Es versteht sich von selbst, daß solche freie Hochschulen oder Lehranstalten, wie sie bereits in Frankreich und Belgien bestehen, von jeder, der Wissenschaft schädlichen Beeinflussung durch Staat oder Kirche ganz frei sein und jeder philosophischen oder sonstigen geistigen Richtung, soweit sie sich in wissenschaftlichen Grenzen bewegt, freien Spielraum gestatten müßten. Übrigens würden solche Anstalten nicht bloß den ungelehrten Berufsarten zu Gute kommen, sondern auch den gelehrten, indem sie strebsamen Geistern die Möglichkeit bieten würden, eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung für ihr Berufsstudium sich anzueignen.

Als im Jahre 1882 das von O. Volger gegründete „Freie Deutsche Hochstift" in Frankfurt a. M., welches neben einigen anderen Zwecken nach Satz 4 eine „freie deutsche Hochschule für höhere Gesamtbildung" darstellen sollte, aber wegen Mangel an Mitteln diesen Zweck nur sehr mangelhaft erreichen konnte, durch die Munifizenz eines Frankfurter Bürgers eine Halbmillionen-Erbschaft machte und in weiterer Folge dieses Umstandes und der Abdankung Volger's eine vollständige Neugestaltung des Instituts beschlossen wurde, da hielten die drei, in den Vorstand delegierten Mitglieder des Darmstädter Zweigvereins (Reg.-Rat Bix, Geh. Med.-Rat Weber und der Verfasser dieses Aufsatzes), denen gemeinschaftlich mit Prof. Roquette und Hofrat Schäfer die Abfassung des neuen Statuten-Entwurfes anvertraut war, es an der Zeit, jenem Gedanken einer Deutschen Hochschule für höhere Gesamtbildung Eingang auch bei den übrigen Mitgliedern des Vorstandes zu verschaffen und mit der Verwirklichung des schönen Gedankens wenigstens einen Anfang zu machen. Aber das Frank-

furter Philisterium hatte kein Verständnis für die schön
man meinte, daß dasjenige, was ein Frankfurter Bürger
habe, auch allein der Stadt Frankfurt zu Gute kommen
Trotz eines längeren Aufsatzes in der Frankfurter Zeitu
welchem Verfasser dieses seinen Plan und die Möglichkeit
Ausführung dem Frankfurter Publikum an das Herz zu
suchte, trug jene spießbürgerliche Auffassung den Sieg dav
der erste Anfang zur Gründung einer freien deutschen Ho
für höhere Gesamtbildung, welche zugleich einen Sammel-,
und Mittelpunkt für das unabhängige oder Privatgelehr
eine Zufluchtsstätte für nicht-offizielle Wissenschaft und
hätte bilden können, war damit begraben. Allerdings wa
vorhandenen Mittel für Erreichung eines solchen Zweckes
Anfang sehr bescheiden. Aber dieses Verhältnis würde
Laufe der Zeit, sobald man sich einmal von dem Nutzen der
Einrichtung überzeugt haben würde, ohne Zweifel zu
derselben geändert haben, teils durch den Zufluß Stud
selbst, teils durch Zuwendungen reicher Privaten. Jedenfal
einmal ein Anfang gemacht werden müssen.

Das Frankfurter Hochstift begnügt sich einstweilen
jährlich eine Anzahl von Universitätslehrern zur Abhalt
Vorlesungen für das große Frankfurter Publikum zu ber
also einfach in die Reihe jener vielen Vereine getreten,
diesen Zweck in größeren wie kleineren Städten in gleic
ähnlicher Weise verfolgen oder seit Jahren verfolgt haben.
können diese Zeilen dazu dienen, der gegenwärtigen Lei
Hochstifts eine nochmalige, wenn auch nur versuchsweise
zur Verwirklichung unseres schönen Gedankens zu geben.





Der Übermensch in der modernen Litteratur.



Die kleine Schrift, welche der Litteratur-Historiker Leo Berg unter obigem Titel (Verlag von Alb. Langen, München, Preis Mk. 3,50) soeben als „ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts" herausgegeben hat, trägt als Vignette die Figur eines Affen, welcher die Maske eines Löwen vornimmt. Bezeichnender als durch dieses Symbol, hätte in der That die ganze tolle Litteratur, welche durch den „Übermenschen" des Wahnsinns-Philosophen Nietzsche in das Leben gerufen worden ist, nicht charakterisiert werden können. Lauter schwache oder schwächliche Naturen, welche sich durch Anlehnung an den „Übermenschen" ein Air zu geben suchen, das sie durch sich selbst niemals hätten gewinnen können. Daß übrigens der Übermensch durchaus nicht, wie diese Epigonen und Nachtreter Nietzsches anzunehmen scheinen, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes ist, sondern ganz im Gegenteil etwas Uraltes, Barbarisches, unserer modernen Denkweise und Gefühlsrichtung Entgegengesetztes, darüber hätte diese Herren ein einziger Blick in die Geschichte belehren können. Die Tyrannen und Selbstherrscher des hohen Altertums, wie des Mittelalters, vor denen sich ihre Völker und Untergebenen in sklavischer Unterwürfigkeit beugten, waren in ihrer Art Übermenschen. Aber auch

auf höherer Kulturstufe dauert dieses Übermenschentum
setzt sich in seiner politischen Gestalt im Orient sogar
heutigen Tag fort. Ein Cäsar, dem dann in langer
die römischen, zum Rang von Göttern erhobenen Ka
ein Attila, ein Dschingiskhan, ein Karl der Große, ein
ein Philipp II., ein Friedrich II., ein Napoleon
waren Übermenschen in des Wortes verwegenster Bede
Willen sich Zeiten und Völker in derselben Weise be
wie dieses im Orient oder bei den afrikanischen Wilden
zutage allerorten der Fall ist. Freilich hat der Nietzsche
mensch mit diesen Übermenschen der Geschichte und nied
stufen nur eine entferntere Verwandtschaft, indem er
auf äußere Machtstellung, als mehr auf eigenes
Selbstbewußtsein stützt. Aber was ist dieses Selb
ohne die Macht, andere die eigene Überlegenheit fühlen
anders als krankhafte Einbildung und Selbstüberhebung
wir Berg richtig bemerkt, „vom Blute engbrüstiger
und kranker Litteraten?“ Gewiß sind gerade diejenigen
ihrem eigenen Innern am meisten vom Übermenschen
am allerwenigsten geneigt, dieses an die große Glock
während diejenigen, die davon am wenigsten zu
sind, den größten Lärm damit machen. Es sind
wenigen Ausnahmen — Affen, welche die Maske des
nehmen und dessen Donnerstimme nachahmen, ohne
lose damit erschrecken zu können. Man könnte über
heiten achselzuckend hinwegsehen, wenn nicht leider
Verfall, ein Rückgang oder eine Dekadence in Kunst
der Gegenwart damit verbunden wäre. Denn
und Selbstüberschätzung verträgt sich nicht mit

Nun könnte man sich das Übermenschentum
schon gefallen lassen, wenn dasselbe immer an der
stünde und bemüht wäre, durch überlegene geistige
Kräfte die große blinde Masse, soweit möglich, zu
zuziehen. Hat doch diese Masse zu allen Zeiten

überlegener Geister als Leiter und Führer etwas zu leisten vermocht! Aber leider ist dieses weder in politischer, noch in litterarischer oder künstlerischer Beziehung die Regel. Kopflosigkeit oder böser Wille spielen nur allzu häufig die Rolle, welche dem wahren Übermenschen vorbehalten bleiben sollte, während dieser selbst in der Verborgenheit verkommt. Sehr gut charakterisiert Leo Berg dieses Verhältnis mit den Worten: „Es giebt kein Erkennungszeichen wie für den Übermenschen so für den wahren Adel. Unter den Herrschenden aller Art finden sich Sklavennaturen und werden sich ewig darunter befinden und somit alle Ansprüche kompromittieren. Unten den Unterdrückten, den Armen, den Laien, den Unwissenden, wer sichert uns, daß sich unter ihnen nicht gerade die höheren Naturen befinden, wahrhaft adlige Seelen, die nur ein Zufall, ein Unglück so tief gestellt hat? Einst, im Zeitalter christlicher Philosophie, deduzierte man: der Bettler ist der wahre König. Aber eine tiefere Forschung hat uns gelehrt, daß sogar Bettler gewöhnlich nur Lumpe sind."

Selbst an litterarischen Berühmtheiten unserer Tage kann man mit Leichtigkeit nachweisen, wie unsicher die Erkennungszeichen des Übermenschen sind. Man denke beispielsweise an das schlechte Buch eines Langbehn „Rembrandt als Erzieher" mit seinen vierzig oder fünfzig Auflagen oder daran, daß die Wahnsinnsphilosophie eines Nietzsche imstande war, zahllose schwächere Köpfe in Mitleidenschaft zu ziehen und eine ganze Litteratur hervorzurufen — Beispiele, denen man eine ganze Reihe ähnlicher anreihen könnte, wenn nicht das Nomina sunt odiosa davon abhalten würde. Man denke auch daran, wie schwer es dem größten litterarischen Übermenschen, der je gelebt hat — wenn man diesen Ausdruck überhaupt gelten lassen will — gehalten hat, um von seinen Zeitgenossen als solcher erkannt zu werden. Sein Beispiel beweist auch, wie unnatürlich und gesucht im Grunde die ganze Bezeichnung als „Übermensch" ist, und wie dieselbe nur dazu angethan ist, um ganz falsche Vorstellungen und in schwachen Gemütern falsche Strebungen zu erwecken. Denn Shakspeare

war nicht ein Übermensch im Nietzscheschen Sinne, so
und voller Mensch in der vollsten Bedeutung d
für die Nietzscheschen Phantasien wohl nur ein
haben würde. Er erwog in seinem Innern die
und tiefsten Tiefen der Menschenbrust und ließ
Probleme der Menschheit an seinem Riesengeiste
Aber niemals würde es ihm eingefallen sein, sic
die Menschheit als solche zu erheben und in ein
aller Wirklichkeit hohnsprechenden Übermenschentum
Allerdings schildert er in seinem Prospero eine
menschen, der sogar die Natur beherrscht, aber nu
an die abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit
lichkeit zauberischer Künste, nicht als dem Menschen
wachsen. Auch läßt er seinen erträumten Übe
Erfüllung seiner dramatischen Aufgabe wieder zum
werden. Im vollen Gegensatze dazu macht bekann
liche Weltanschauung den Menschen zum Gott. Ein
für seine Theorie des Übermenschen hätte Nietzsch
als ein heftiger Gegner des Christentums giebt, ga
können; allerdings würde er damit nur den The
haben, während jetzt jeder noch so unreife Skribler
des Übermenschen für sich in Anspruch nehmen zu
Aber an Nietzsche selbst hat die Ironie des Sch
wohin diese Überhebung bei solchen Geistern, we
ernst nehmen, führt und führen muß; es ist, wie B
„die menschliche Ruine des philosophischen Übermens
macht dessen, der auf Jahrtausende hinaus die Me
gestalten meinte, die Auslieferung des Vertreters

Die Theorie des Übermenschen wird vermutlich noch lange in der Litteratur weiter spuken, auch nachdem man sich über die Philosophie Nietzsches selbst beruhigt haben wird; aber sie wird schließlich vergessen werden, wie so vieles derartige bereits vergessen worden ist, und nur in den Litteratur-Geschichten dem Andenken der Nachwelt aufbewahrt bleiben.





Naturwissenschaft und Materiali



Unter obigem Titel hat Hr. Hans Buchner
eine Studie veröffentlicht, welche; so verdienstlich
an und für sich sein mag, doch in einigen wesentli
einer Richtigstellung von seiten der angegriffenen
bedarf. Hr. Buchner definiert den Materialismus
sein „eigentliches Wesen in der ebenso zuversichtliche
Bejahung der Erklärbarkeit nicht nur der ganzen
haupt, sondern insbesondere auch des Lebens und
Vorgänge aus rein mechanischen Wirkungen" bestehe.
nun diese oder eine ähnliche Definition in antima
Streitschriften angetroffen zu werden pflegt, so wen
ist sie doch. Denn wenn der Materialismus imstan
von Hrn. Buchner namhaft gemachte „Erklärbarkeit"
zuweisen, so wäre ja ein Streit überhaupt nicht m
sondern die Sache wäre abgemacht. Aber einer
messenheit hat sich diejenige philosophische Richtung
wöhnlich als „Materialismus" bezeichnet zu werden p
Wissens niemals schuldig gemacht. Insbesondere hat

lassen, ohne die Unerklärbarkeit des Welträtsels oder des letzten Grundes und der letzten Zusammenhänge aller Dinge zu betonen. Aber er hat auch hinzufügen zu müssen geglaubt, daß sich der Materialismus mit dieser Unerklärbarkeit in keiner größeren Verlegenheit befinde, als sein philosophischer Gegner, der Spiritualismus, welcher jene Erklärung an der Hand des von ihm angenommenen geistigen Prinzips ebensowenig und vielleicht noch weniger zu liefern imstande ist. Mit dem „Erklären“ hat es überhaupt eine eigene Bewandtnis. Sind wir ja doch nicht imstande, selbst die einfachste unserer Beobachtung zugängliche Naturerscheinung, z. B. die Verbindung zweier chemischen Körper zu einem dritten oder die mechanische Wirkung der Elektrizität oder die Geschwindigkeit des Lichtes oder das Wachstum einer Pflanze, eines Tieres u. s. w. nach deren inneren Ursachen zu „erklären“; wir müssen uns damit begnügen, die Thatsache als solche zu konstatieren. So haben wir auch die Thatsache der Verbindung von Kraft und Stoff oder von Psychischem und Physischem konstatiert, ohne uns Rechenschaft über deren innere Ursachen und Zusammenhänge geben zu können. Wer immer nur Erklärungen verlangt, statt Konstatierung von Thatsachen oder Beobachtungen, ist kein richtiger Naturforscher. Allerdings bedürfen diese Thatsachen oder Beobachtungen der logischen Verknüpfung untereinander und der daraus gewonnenen Aufstellung allgemeiner Lehrsätze, um im Interesse einer gewissen Welt- oder Lebensanschauung verwertet zu werden. Aber es gehört dieses schon mehr in das Gebiet der Naturphilosophie, als in dasjenige der speziellen Naturforschung — ein Gebiet, an dem nicht jeder Naturforscher Geschmack findet. Als Geschmackssache betrachtet, hat Hr. Buchner im Grunde unrecht, wenn er diesen „Mangel an logisch-kritischer Schulung“ bei seinen Fachgenossen recht hart zu tadeln weiß. Er hat sich dabei vielleicht zu sehr durch die Ausführungen eines seinen Betrachtungen zugrunde gelegten Schriftchens von Dr. Adolf Wagner (Briefe eines unmodernen Naturforschers) beeinflussen lassen, welcher den beobachtenden und experimentierenden Naturforschern der Gegen-

wart recht hart zuleibe geht und dieselben fast v
als philosophische Böotier und eingefleischte Material
welche in naiver Selbsttäuschung an ganz unbe
glauben und in einer Welt erträumter, aber n
Realitäten leben, welche „einen förmlichen Haß hab
philosophischen Gedanken, der sich nicht gerade i
durcheinanderjagender Atome und Moleküle beweg
„unfähig sind, die Resultate der eigenen Fachwiss
die logischen Konsequenzen zu verfolgen“ u. s. w
Rücksicht auf die eigenen Fachgenossen und die Wü
forschertums als solchen hätte nach unserer Emp
Buchner abhalten sollen, solchen grundlosen, aus
sophischen Mißverständnis hervorgegangenen Angriffe
Ohr zu leihen. Hätte derselbe Gelegenheit gehabt,
liche Besprechung und Zergliederung des an der H
beleidigenden Selbstbewußtseins geschriebenen Wagne
chens durch den Verfasser dieses Aufsatzes in Nr. 4
wart“[1]) vom vergangenen Jahre zu Gesicht zu bekom
sein Lob vielleicht etwas schmäler ausgefallen sein
alsdann vielleicht auch dem Zweifel darüber Raum g
ob, wie Herr Wagner und mit ihm sein Berichter
Kant-Schopenhauer die richtigen Führer durch die N
unserer Tage bilden, und ob, wie Herr Wagner
beiden weit mehr zur einstigen Welterkenntnis beige
als alle durch die Naturforschung zusammengetrage
für sich noch so wertvollen Kenntnisse. Dieselbe
Gegenteil durch die Einschränkung unserer Kenntnisse
Erscheinungswelt und auf das eigene Selbst, das die

zu spielen, hat die Folge gehabt, daß die Philosophie seit Tausenden von Jahren an dem Geheimnis der Welterklärung arbeitet, ohne darin auch nur einen Schritt vorwärts gekommen zu sein, während dem gegenüber die empirischen Wissenschaften, welche Herr Wagner so verächtlich behandelt, von Jahr zu Jahr größere Triumphe feiern. Daß damit bei den Vertretern dieser Wissenschaften ein Gefühl der Verachtung oder Geringschätzung für die unfruchtbaren Spekulationen der Berufsmetaphysiker verbunden sein muß, ist leicht zu begreifen; und die schweren Vorwürfe, welche Herr Wagner deshalb gegen die Naturwissenschaften erhebt, sind um so ungerechtfertigter, als ja seine eigene Theorie im Grunde zu nichts anderem führt, als zu einem völligen Verzichtleisten auf eine vernünftige Welterklärung, soweit die Erfahrung eine solche zuläßt. Freilich ist diese Theorie nicht Herrn Wagners geistiges Eigentum, sondern eine einfache Wiederholung der Schopenhauerschen Lehre von der Welt als Wille und Vorstellung. Das ganze Wagnersche Buch kann als ein verspäteter und wohl verunglückter Versuch angesehen werden, der Schopenhauerschen Philosophie, über welche inzwischen der gesunde Menschenverstand zur Tagesordnung übergegangen sein dürfte, nochmals auf die Beine zu verhelfen. Das Endurteil über dasselbe kann daher kein anderes sein, als dasjenige, welches die Zeit längst über den eigensinnigen und einsamen Frankfurter Denker und dessen wunderliche Theorien gefällt hat.

Um aber von Herrn Wagner nochmals auf Herrn Buchner zurückzukommen, so ist derselbe im Grunde trotz seiner antimaterialistischen Gesinnung ganz unserer eigenen, im Eingang unseres Aufsatzes ausgesprochenen Meinung. „Die vollständige Unerklärbarkeit der Kausalsuccession der Vorgänge im Gehirn bei der Chloroformierung, die wir übrigens bei fast allen physiologischen Vorgängen antreffen, verhindert nicht im geringsten die Anerkennung einer kausalen Notwendigkeit.“ In materialistisches Deutsch übersetzt dürfte dieses ungefähr so lauten: „Die vollständige Unerklärbarkeit der Kausalsuccession natürlicher Vorgänge, wie wir sie

fast überall zu konstatieren imstande sind, verhin
ringsten die Anerkennung einer kausalen Notwend
knüpfung aller jener Vorgänge, auf denen das
einer natürlichen, von außer- oder übernatürliche
abhängigen Weltordnung nach den Grundsätzen de
Schule beruht. Auch der auf verborgenen teleolog
fußende „Wachstumstrieb" oder „organische Bil
dessen Anrufung Herr Buchner seinen Aufsatz sc
glaubt, dürfte damit und mit Anerkennung der
Buchner gutgeheißenen „Entwickelungstheorie" zum
Male überflüssig geworden sein, nachdem er seine
als Spiritus motor längst ausgespielt hat."

Übrigens wollen wir diese Auseinandersetzun
ohne unserer Verwunderung darüber Ausdruck zu
es für nötig hält, den angeblich „längst widerleg
mus immer wieder von neuem zu widerlegen. M
liegen zwischen der Zeit, da der Professor der
Tübingen G. F. Fichte aus Anlaß des Erschein
Schrift des Verfassers dieser Zeilen „Kraft und S
führliche Widerlegung des Materialismus vom
Standpunkte in diesen nämlichen Blättern (Beila
Zeitung vom 21. August 1885) veröffentlichte. S
lose antimaterialistische Streitschriften veröffentlich
verhindern zu können, daß diejenige Schrift, we
sächlichsten Anlaß zu dem ganzen Streite gegeben
dem 19 große deutsche und 32 ausländische Aufl
Zwar steht diese Schrift durchaus nicht, wie man
zunehmen pflegt, auf „kraß materialistischem", so
auf monistischem Boden, ohne „erklären" zu könn
welche Weise die thatsächliche Verbindung zwisc

mäßig teilt, so ist wohl das geringste, was er im Interesse erechtigkeit verlangen kann, dasjenige, daß ihm sein philo- ches Bürgerrecht nicht länger von den Partisanen der alten en aus Anhänglichkeit an das Hergebrachte, vorenthalten . Haben ihm doch die riesigen Fortschritte der exakten nschaften in unserem Jahrhundert, welche Verfasser dieses tzes in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Am Sterbelager Jahrhunderts“ (Gießen, Roth 1898) im einzelnen aufgezählt eine Hilfe gebracht, deren er früher und so lange er nur Logos zur Unterstützung hatte, zu seinem Nachteil entbehren !





Vom Urnebel bis zum Men[



Schwerlich kann es ein den menschlichen Sto
hebendes Gefühl geben, als das, welches erweckt wird
Rückblick auf den Verlauf der Jahrtausende und Ja
welche die Entwickelungsgeschichte des menschlichen
und der dazu nötigen Vorbereitungen bereits hinter
wie auf die Stellung, welche der Mensch als Haupt
der gesamten Schöpfung an der Spitze dieses Entwickel
jetzt einnimmt. Dieser Stolz muß sich zum Enthusias
wenn man bedenkt, daß es menschlicher Wissenschaft
kraft möglich gewesen ist, diesem Prozeß bis in sei
Anfänge nachzugehen und die ungeheure Spanne Zei
Gegenwart von jener fernen und fernsten Vergangen
mit einem einzigen Blick zu überschauen. Allerdings
dieser Überschau gar viele Lücken und Unklarheiten;
nicht bedeutend genug, um nicht durch philosophisches o
Denken überbrückt werden zu können. Es sind Un
heiten unseres Wissens oder unserer Erkenntnis, nicht
der Sache; der feste und unzerreißbare Faden, welcher
Geschichte des Makrokosmus und Mikrokosmus oder
und kleinen Daseins untereinander verbindet, schimm

bar durch die Nebel, welche hier und da die freie Aussicht beengen, hindurch.

Wer hätte es noch vor nicht vielen Jahrzehnten für möglich gehalten, daß wir den Anfang dieses Fadens entdecken und mit Hilfe unserer riesigen vervollkommneten Fernrohre, unterstützt durch Spektral-Analyse und die Kunst der Photographie, in den Stand würden gesetzt werden, die frühesten Phasen der Weltbildung zu durchschauen oder die Schöpferkraft der Natur in ihren ersten Anstrengungen zu dieser Bildung zu belauschen? Aus den tiefsten Tiefen der Himmelsräume und aus Entfernungen, welche nur nach Millionen Jahren Lichtzeit gerechnet werden können, leuchten uns jene wunderbaren Nebel oder Nebelflecke entgegen, welche als in der Bildung oder Entwickelung begriffene Weltkörpersysteme erkannt worden sind. Anfangs formlose, über ungeheure Räume verbreitete Dunst- oder Nebelwolken, in denen sich der sie bildende Stoff in äußerster Verdünnung oder Dissolution befindet, ziehen sie sich allmählich nach den Gesetzen der Gravitation immer dichter zusammen und werden schließlich an der Hand einer rotierenden Bewegung zu jenen geordneten Sonnen- oder Planetensystemen, als deren Muster oder Vorbild sich unser eigenes Planetensystem darstellt. Daß dieser Vorgang keine Einbildung, kein Phantasiestück ist, sondern Wirklichkeit, hat die Photographische Platte gelehrt, welche der Engländer Roberts mit Hilfe eines zwanzigzölligen Spiegelteleskops von dem bekannten großen Nebel in dem Sternbild der Andromeda erhalten hat. Das Bild zeigt eine weitausgedehnte, um einen zentralen Kern angesammelte Nebelmaterie, die sich in mehrere Ringe mit einzelnen deutlichen Verdichtungen aufgelöst hat, während einzelne, isoliert erscheinende Nebelkörper oder dichtere Lichtknoten im Begriff stehen, sich von dem Hauptnebel loszulösen. Also alles genau so, wie es nach dem bekannten Kant Laplaceschen Schema der Weltbildung sein müßte!

Die Zerstreuung der diesen Urnebel bildenden Stoffmassen war ursprünglich eine so große, daß nach Helmholtz ein einziger Gramm irdischer Substanz einen Raum von vielen Bil-

lionen Kubikmeilen gleichmäßig erfüllen mußte.
beispielsweise die gesamte Masse oder mäßgeb
eigenen Planetensystems mit Einschluß der Son
von dem Halbmesser der Bahn des äußersten
Planeten Neptun verteilt — und eine solche,
lich noch viel größere Ausdehnung muß ja de
dem sich das System entwickelte, ursprünglich
so ergiebt sich eine solche Stoffverdünnung, d
dieses Urnebels nur den 553 millionsten Tei
unserer atmosphärischen Luft ausmachen wür
gar mit einigen Astronomen an, daß der Urball
systems in Wirklichkeit einen Radius oder Hal
Billionen Meilen besessen haben dürfte, so könn
jenes Urstoffes nur den 600000 billionsten Te
des Wasserstoffes, dieses leichtesten aller Erde
haben, während er zur Zeit, als der Ring des
vom Sonnenball absonderte, bereits die Dich
hundertsten Teiles des Wasserstoffgases erreicht

Welche nach Zeit und Raum unfaßbaren
phasen mußten also durchlaufen werden, bis sic
einem festen und selbständigen Himmelskörper en
nun seinerseits dieselben oder ähnliche Phasen
an seinem eigenen Leibe wiederholte. Nachdem
klang mit der allgemeinen Rotationsbewegung
um den zurückbleibenden Zentralkörper begonnen
seinem Innern eine Reihe von Vorgängen ihren
auf eine stete Verdichtung der Masse nach auß

zunehmende Wärme des Erdinnern, durch heiße Quellen, Vulkanausbrüche und dergl. zu erkennen. Dagegen begannen an der erkalteten Oberfläche die bekannten zerstörenden Einflüsse der Atmosphäre ihr Werk, nachdem sich zunächst die die Erdkugel umgebende Wasserdunstmasse als heißes Urmeer auf diese Oberfläche niedergeschlagen und sie anfangs gleichmäßig bedeckt hatte. Aber der Kampf zwischen den von außen zerstörenden und den von innen wiederaufbauenden Naturmächten oder Natureinflüssen konnte nicht vor sich gehen, ohne die leicht erkennbaren Spuren seines Daseins zu hinterlassen — Spuren, aus denen die Gelehrten und Erdkundigen, wie aus einer alten Geschichtschronik, die Geschichte der Erdentwickelung gelesen oder wiederaufgebaut haben. Eine ganze Reihe von ursprünglich glatt übereinanderliegenden, aber später vielfach veränderten und durcheinandergeworfenen Erdschichten, welche sich nach und nach auf dem Boden der Meere ablagerten, um später daraus wieder durch den von innen ausgeübten Druck emporzusteigen, läßt uns heute den ganzen Zusammenhang dieser Vorgänge, welche freilich enorme Zeitlängen zu ihrem Zustandekommen erforderten, chronologisch übersehen.

Was nun aber diese Vorgänge selbst betrifft, so erscheinen sie darum als ganz besonders interessant und wichtig, weil sie gleichzeitig einhergehen mit der allmählichen Ausgestaltung jener Welt lebender Organismen, welche sich aus den niedersten Anfängen auf dem Wege allmählicher und langsamer Entwickelung bis zu jener staunenswerten Höhe emporgerungen haben, deren Gipfelpunkt und höchste Entwickelung unser eigenes Geschlecht bildet. Millionen und Billionen lebender Wesen mußten entstehen und wieder vergehen, bis ein solches Resultat erreicht werden konnte. Dabei sind die ersten und frühesten Anfänge dieser Wesen unserer Erkenntnis völlig unerreichbar, da ihr formloser, gleichmäßiger Eiweißleib keine Möglichkeit der Erhaltung bis zur Gegenwart bot. Zahllose Generationen jener protoplasmatischen Urwesen (von Häckel als „Moneren" bezeichnet) mögen jahrtausendelang die Tiefen jenes Urmeeres, welches unseren abgekühlten Erdball um-

schloß, bevölkert haben, bis die zunehmende Manni
Lebensbedingungen ihre allmähliche Erhebung zu hö
formen möglich machte. Aber erst nachdem diese Urwese
hatten, sich mit kalkigen und der Zerstörung ausreich
stand entgegensetzenden Schalen zu umgeben, konnten
und damit für uns zu Zeugen einer uralten Vergange

An diese protoplasmatischen Urwesen schließt s
ganze lange Reihe organischer Geschlechter, immer v
unvollkommenen, niedrigstehenden zu stets höhere
fortschreitend. In demselben Maße, in welchem si
aus dem Wasser emporhob, erhob sich das luftatme
über das durch Kiemen atmende Wassertier. Abe
Jahre mußten vergehen, bis sich die sog. archolit
Primordial-Zeit, in der anfangs nur niederste
Tierformen auf dem Boden des ehemals heißen od
meeres gedeihen konnten, bis zur Entwickelung der
Weichtiere, Würmer, einiger Krustentiere und der nied
den verborgen blühenden Pflanzen, den Tangen ode
mannte; und abermals vergingen Millionen Jahre,
geschichte von da in das große Zeitalter der Fische und
übertrat. Gegen das Ende dieser großen Periode
sog. Silurzeit, welche einen Schichtenbau von n
als sechstausend Metern Mächtigkeit abgesetzt hat, w
Meer von wirbellosen Tieren aller Art, unter denen die n
Trilobiten oder dreigeteilten Krebstiere die Hauptr

Auch in der nun folgenden Epoche, der sog. P
fehlten die zwei höchstgebildeten Tierklassen, die Vögel
tiere, noch vollständig. Dagegen erscheinen bei dem
stärker hervortretenden Gegensatz von Wasser und La
Landpflanzen und Landtiere, obgleich das Leben im
derart vorherrschend war, daß man das ganze Zeita
der in größter Zahl und Mannigfaltigkeit, wenn auc
in Gestalt ihres höchst entwickelten Typus oder der f
fische, lebenden Fische bezeichnet hat. Neben ihn

während der mittleren Abteilung dieser Periode die Pflanzenwelt in den heißfeuchten Urwäldern der sog. Steinkohlenbildung zu jener großartigen Entwickelung, von der wir heute so großen Nutzen ziehen. Selbstverständlich hat man es dabei nur mit Gewächsen primitiven oder ursprünglichen Charakters, aber dabei von kolossaler individueller Entwickelung zu thun.

Nunmehr treten auch neue Erscheinungen der der alleinigen Herrschaft des Wassers entwachsenen Tierwelt auf, nämlich luftatmende Glieder- und Wirbeltiere, die letzteren in der Form schleichender, an den Boden gefesselter Amphibien oder Lurche, welche sowohl im Wasser wie auch auf dem Lande zu leben imstande waren. Die Mannigfaltigkeit ihrer Formen ist in stetem Zunehmen begriffen, während die Pflanzen der Steinkohlenzeit mehr und mehr von den höher entwickelten Nadelhölzern abgelöst werden. Gegen das Ende dieser Zeit zeigen sich auch bereits die frühesten Vertreter der sog. Reptilien oder Kriechtiere, welche die unterste Ordnung der höheren Wirbeltiere darstellen und die zweite große Abteilung der Erdgeschichte oder die sog. Sekundär-Zeit (auch mesolitisches Zeitalter genannt) beherrschen. Dabei findet sich aber immer noch ein kolossaler Reichtum an Fischen aller Art.

Die großartige Entwickelung des Pflanzenwachstums während der abgelaufenen Periode hatte die irdische Atmosphäre von dem ehemaligen und dem Leben höherer luftatmender Tiere feindlichen Überschuß an Kohlensäure gereinigt und den Hauptbestandteil dieses Gases in Form von Kohle dem Boden einverleibt. Damit wurde denn auch höheres tierisches Leben auf der Erde möglich, welches sich von Stufe zu Stufe erhob, während die älteren Formen des Lebens in den Hintergrund traten oder ganz verschwanden. Neben einem reichen Flor von höheren Pflanzenarten und der höchsten Entwickelung der sog. Cephalopoden (Kopffüßer), jener gefräßigen Räuber der Weichtierwelt, welche schon in der Silurzeit in tausenden von Arten lebten, entwickelten sich die meisten neuen und interessanten Formen innerhalb des großen Wirbeltierstammes. Dementsprechend treten unter den Fischen

hier zum erstenmal die sog. Teleostier oder K
welche ihre unvollkommeneren Vorgänger mit kno
fast vollständig verdrängen. In ganz überwieg
faltigkeit und Artenmenge erscheinen die Amphibie
und imponieren durch ganz abenteuerliche, zum Teil
denen sich vereinzelte Vögel- und Säugetiergestalte
Herolde der herannahenden Zukunft beigesellen. Ü
sich das Streben der Natur, alle Stellen in ihrem
und nach mit immer vollkommenerem Personal z

Mit einem weiteren Schritte vorwärts er
Tertiär-Zeit, welche zwar kaum den dritthund
organischen Erdgeschichte umfaßt, aber in ihrer Da
nach Hunderttausenden von Jahren gerechnet wer
diesem Zeitalter der Säugetiere und Laubwälder b
und mehr der gegenwärtige Zustand der Dinge v
Zusammenhang mit den mehr und mehr der Indivi
strebenden Änderungen der Erdoberfläche selbst.
ungeheuerlichen Sammeltypen der Amphibien- und
die das vorige Zeitalter charakterisieren, mehr
schwinden, erscheinen die ältesten Vorläufer unserer
tiere, Wiederkäuer und Dickhäuter, an ihrer Spi
samer Vorfahr aller bedeutenderen tertiären Säug
neuerdings entdeckte Phenacodus primaevus,
Prof. Cope lange vor der Entdeckung selbst als
Sinne der Entwickelungstheorie mit ebensolcher Si
gesagt hatte, wie Leverrier die Existenz des Planeten
vor dessen wirklicher Entdeckung voraussagte. Das
der Tertiärzeit ließ dann eine Mannigfaltigkeit der h
tierfauna entstehen, welche alles überbietet, was heutzu
sten Schauplätze der Tropenländer dem Auge zu bi

Die nun folgende letzte große Hauptabteilung d
die sog. Quartär- oder Kultur-Zeit, läßt
höchste Stufe des irdischen Bildungsganges das
der Schöpfung, unser eigenes Geschlecht oder den

wissermaßen als Gipfel und Glanzpunkt jener stufenweisen Entwickelung auf der Bühne des Daseins erscheinen, nachdem ihm seine halbtierischen Vorläufer oder vorbereitenden Formen wohl schon im Laufe der Tertiär-Zeit in längerer oder kürzerer Reihenfolge vorangegangen waren. In ihm ist die Natur gewissermaßen zum Bewußtsein selbst gekommen und in den Stand gesetzt worden, im Spiegel dieses Bewußtseins sich selbst zu betrachten oder wissenschaftlich den großen, soeben geschilderten Entwickelungsgang durch die Reihen der Jahrtausende zu überschauen. Aber nicht auf einmal konnte dieses geschehen, sondern erst nach Überschreitung langer mit Irrtümern aller Art gepflasterter Erkenntnisstufen. Wie lange hat es gedauert, bis man die in der Erde vorgefundenen Versteinerungen und Überreste als das erkannte, was sie wirklich sind, d. h. als Überreste vormals lebender und in ihrer allgemeinen Bildung den heute lebenden analoger oder ähnlicher Wesen! Wie lange hat man dieselben in unbegreiflicher Verblendung für bloße Spiele der Natur oder für Versuchs-Objekte gehalten, an denen sich die Schöpferkraft gewissermaßen geübt habe für Hervorbringung späterer vollkommenerer Formen! Treu hat uns die Erde diese Überreste aufbewahrt, zur Freude und zum Ergötzen jener großen Männer, denen es vorbehalten war, die Wahrheit zu erkennen und den gewaltigen Zusammenhang nachzuweisen, welcher die gesamte organische Welt untereinander verbindet.

Freilich konnte dies, wie gesagt, nicht mit einemmale geschehen, sondern erst nach Überschreitung zahlloser Zwischenstufen in der organischen Entwickelung des Menschengeschlechts selbst — ganz nach Analogie der vor ihm dagewesenen Entwickelungs-Vorgänge. Nach welcher allgemeinen Tendenz sich diese Vorgänge in der Richtung zu menschheitlicher Entwickelung hauptsächlich bewegt haben, wird aus der merkwürdigen Thatsache klar, daß alle Tiere der Vorwelt im Verhältnis zu ihren heutigen Verwandten oder Nachkommen im Besitz nur *sehr kleiner Gehirne* waren. So ist das Gehirn unseres heutigen Pferdes geradezu kolossal im Verhältnis zu dem seiner nahen Verwandten aus der Tertiärzeit.

Die Vögel der Kreidezeit hatten Gehirne, die im Ver
Körpergröße nur ein Drittel so groß waren, als di
lebenden Verwandten, während die Dinosaurier aus
Gehirnhöhlen hatten, die im Verhältnis bei weitem
als die irgend welcher heute lebenden und an sic
stehenden Reptilien oder Kriechtiere. Die heutigen
besitzen sogar ein achtmal größeres Gehirn, als ihre
Vorläufer oder Stammväter, die elefantenähnlichen
aus der Tertiärzeit, obwohl sie den letzteren an Größ

Daß der Mensch durch die vollkommenere Entwic
Gehirns oder Denkorgans alle übrigen Geschöpfe de
hinter sich läßt, ist bekannt genug. Aber wie lange
vergehen, bis er dieses Organ so zu gebrauchen lern
zur Höhe des heutigen Kulturmenschen emporzuschw
um aus einem rohen, halb oder ganz nackten, umher
von den niedrigsten Instinkten geleiteten Wilden zu
Würde als Mensch bewußten, gesitteten und durch die
Geistes die Natur beherrschenden Wesen zu werden.
stand zwischen uns und einem solchen prähistorischen Na
besteht, kann uns die Schilderung lehren, welche Car
Steinen ganz neuerdings von jenen wilden Mensc
im Innern Central-Brasiliens gegeben hat, welche se
Gegenwart noch nicht einmal die Stufe der prähistori
zeit erstiegen haben, sondern in der Holz-, Knochen- u
zeit leben, jedes Schamgefühls baar sind und vollko
gehen, keine Haustiere besitzen und hauptsächlich vom
leben, keine anderen Waffen als Bogen und Pfeil
hölzer und hölzerne Keulen kennen, nicht weiter als
oder höchstens zwanzig zählen, das Feuer durch Re
Holzstücke entzünden, kaum einen Unterschied zwische
den Tieren machen, sondern sich nur als primi in
fühlen, nur sehr primitive Rechts- und Moralbegriffe
gegen dem tollsten Hexen- und Zaubereiglauben er
u. s. w., und welche uns noch heute das lebendige Bi

zeit unseres Geschlechtes auf Erden vorführen. Und nun vergleiche man mit einem solchen, nur in seine nächste Umgebung blickenden und nur der Befriedigung seiner tierischen Bedürfnisse lebenden Wilden den heutigen Kulturmenschen, der mit seinen Gedanken und Forschungen die fernsten Fernen des uns umgebenden Weltraums ausgemessen, und die Harmonien des Himmels berechnet hat, der die großen Weltsysteme bei den ersten Phasen ihrer Entstehung belauscht und in Einklang damit die Entstehung, Einzelgestaltung und Bewegung unseres eigenen Wohnorts oder der Erde erkannt hat; der mit einem umfassenden Blick die Millionen Jahre dauernden Entwickelungszustände dieses unseres Wohnortes und seiner organischen Bevölkerung übersieht und die Hüllen mehr oder weniger durchsichtig gemacht hat, die das „Geheimnis der Geheimnisse“ oder das seiner eigenen Entstehung für immer zu verdecken schienen; der das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft erkannt und mit seiner Hilfe die letzte Ursache aller auf der Erde wirksamen Kräfte und Bewegungen in den Wärme- und Lichtstrahlen gefunden hat, welche unser riesiges Tagesgestirn ununterbrochen zur Erde niedersendet; der die Sprache des Lichtes erfunden und damit Aufklärungen über die physische und chemische Beschaffenheit von Weltkörpern gewonnen hat, welche Millionen Jahre Lichtzeit von uns entfernt sind, oder der mit Hilfe der wunderbaren Kunst der Photographie die Sonne selbst gezwungen hat, die Bilder der von ihr beleuchteten Gegenstände in einer dunklen Kammer zu malen oder wiederzugeben, oder der mit Hilfe des elektrischen Lichtes die dunkelsten Räume taghell erleuchtet; der das Wesen des Nervenprinzips durchschaut und seine, sowie die Geschwindigkeit des Gedankens gemessen hat; der mit Hilfe seiner großartigen Erfindungsgabe Instrumente konstruiert hat, welche unserm blöden Auge erlaubt haben, nicht bloß in die tiefsten Tiefen des Himmels, sondern auch in die nicht minder tiefen des kleinsten Daseins einzudringen, und die Ursachen der verheerendsten Krankheiten in winzigen mikroskopischen Organismen zu erkennen, der es möglich gemacht hat, mit Hilfe eines ein-

selbst Sturmes über Länder und Meere dal
berühmten Goetheschen Zaubermantel; der
die Schneeregionen emporsteigenden Gebirg
den Verkehr von Nation zu Nation zu ver
Dienst uns die entfesselten Molekularkräfte
ung auf die höchsten Spitzen der Berge hin
Luftballon bis an die Grenzen der atembar
heben läßt oder mit Hilfe der X-Strahlen d
undurchsichtigsten Körper dem forschenden A

Wenn man bedenkt, was allein in dem
Ende wir stehen, für den Fortschritt des men
Könnens geleistet worden ist, so wird man
Stolz der Zukunft entgegensehen und die
dürfen, daß das kommende Jahrhundert das
selben Maße übertreffen oder in den Schatt
das jetzige das hinter uns liegende Jahrhun
gestellt hat. Wenn dann am Ende des zwan
ein alsdann lebender Schriftsteller versuchen
langen Entwickelung des Daseins „vom Urneb
zu ziehen, so wird er dieser Aufgabe aller
mit noch weit größerem Nachdruck gerecht
sein, als dieses in vorstehendem Aufsatz gesch

1) Wer das interessante, hier nur aphoristisch be



Vom Ursprung des Menschen.



Die Frage nach dem Ursprung des Menschen oder „die Frage aller Fragen“, wie sie der berühmte englische Anatom Huxley genannt hat, kann nicht auf dem Wege metaphysischer und mystischer Spekulation und ohne Kenntnis naturwissenschaftlicher Thatsachen, sondern nur auf dem Wege biologischer und zoologischer Forschung gelöst werden. Diese Lösung, welche eine hinter uns liegende Zeit für positiv unmöglich hielt, ist, wie uns der berühmte Nachfolger Darwins, Prof. Ernst Häckel in Jena in einem soeben erschienenen Schriftchen über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen (Bonn, Strauß) lehrt, durch die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart gefunden worden. Drei große wissenschaftliche Urkunden sind es, bei denen man sich über dieselbe Rats zu erholen hat; es sind die Wissenschaften der Paläontologie oder Vorwesenkunde, der vergleichenden Anatomie und der Ontologie oder Wesenkunde.

Zunächst hat die vergleichende Anatomie der Gegenwart die alte Primaten-Ordnung Linnés, in welcher er Affen, Halbaffen und den Menschen unterbrachte, und welche unberechtigter Weise uz Gunsten der Blumenbachschen Einteilung verlassen worden war,

wieder hergestellt und die innere anatomische Einheit des ℑ
stammes nachgewiesen. Die phyletische oder Stammesei
Primatenstammes, vom ältesten Lemuren oder Halbaffen
Menschen hinauf ist nach Häckel eine historische Thatsa
sogenannten Herrentiere, Halbaffen und Affen mit Inb
Menschen, stammen von einer gemeinsamen, ursprünglichen
form ab, welche man Archiprimas nennen kann. W
speziell den Menschen betrifft, so stammt derselbe von ei
ausgestorbener Ost-Affen oder Katarrhinen (schmalnasige A
welche eine natürliche, einstammige Gruppe bilden und
wieder direkt oder indirekt von einem Zweige der Halbaf
leiten sind. „Unsere gesamte Ernährung, Verdauung u
lauf, Atmung und Stoffwechsel werden durch dieselben phy
und chemischen Prozesse bewirkt, wie bei den sogenannten A
oder menschenähnlichen Affen (Gorilla, Chimpanse, Ora
und Gibbon). Unsere Sinnesthätigkeit erfolgt nach
physikalischen und chemischen Gesetzen. Die Mechanik
Knochengerüstes, die Bewegungen, welche unsere Muskel
dieses Hebelapparats ausführen, sind nicht von denjen
Menschenaffen verschieden. Der oft als auszeichnendes
der Menschlichkeit aufgeführte aufrechte Gang wird zeitw
von den Letzteren, vornehmlich gern vom Gibbon, angen
Nicht anders verhält es sich mit der menschlichen Spr
Seelenthätigkeit; die Übergänge und Zwischenstufen sind hie
leicht nachzuweisen. Auch bestätigt eine unbefangene kriti
gleichung das Huxleysche Gesetz, daß die Unterschiede de
lichen und geistigen Bildung zwischen dem Menschen
ihm zunächst stehenden Menschenaffen geringer sind, als
sprechenden Unterschiede zwischen den Menschenaffen
niedrigsten Affen. Der höchst verwickelte Gehirnbau des
findet sich bereits vollständig vorgebildet in dem Affenge
hat sich allmählich aus derselben einfachen embryonaler
entwickelt, wie bei allen übrigen Wirbeltieren. Bewußt
die höheren Seelenthätigkeiten werden bei dem Menschen

selben physikalischen und chemischen Vorgänge im Gehirn vermittelt, wie bei allen übrigen Säugetieren. Ebenso verhält es sich mit den geistigen Erkrankungen bei Mensch und Tier. Zudem ist der gewaltige Abstand zwischen dem Seelenleben der höchsten und dem der niedrigsten Vertreter des Menschengeschlechts (Weddas, Akkas, Australneger u. s. w.), weit größer, als derjenige zwischen den letzteren und den Menschenaffen. Die Psychologie oder Seelenlehre, wie sie heutzutage noch in den meisten Lehrbüchern und auf den meisten akademischen Lehrstühlen vorgetragen wird, ist nicht wahre empirische Seelenkunde, sondern vielmehr eine aus einseitiger Selbstbeobachtung und aus spekulativen Verirrungen zusammengesetzte phantastische Metaphysik ohne Rücksichtnahme auf Anatomie, Physiologie und Experimental-Psychologie. Die neue Entdeckung der vier großen Denkherde oder Associations-Centren oder wahren Denkorgane im Gehirn durch Prof. Flechsig als der einzigen realen Werkzeuge unseres Geisteslebens macht den ganzen irreführenden dualistischen Anschauungen, welche über die Entstehung des psychologischen Central-Mysteriums noch allgemein verbreitet sind, sowie dem Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele, ein Ende.

Was die zweite große wissenschaftliche Urkunde oder die Paläontologie betrifft, so haben wir hier endlich die Entdeckung des sogenannten missing link oder verbindenden Zwischengliedes, auf dessen Fehlen die Gegner der natürlichen Abstammung des Menschen sich fortwährend beriefen und noch berufen, zu verzeichnen. Es ist der Pithecantropus erectus, dessen spärliche Überreste Dr. E. Dubois in Java aufgefunden und einer wissenschaftlichen Begutachtung von zwölf Sachverständigen unterworfen hat, von denen drei erklärten, daß die Knochen einem Menschen, drei, daß sie einem Affen, und sechs, daß sie einer ausgestorbenen Übergangsform zwischen Mensch und Affe angehörten. Alle sehr subtilen Einwendungen, welche Professor Virchow in seiner hartnäckigen Feindschaft gegen die Descendenztheorie auch gegen diese Entdeckung erhob, sind als vollständig gescheitert zu betrachten. Auch

ist ganz neuerdings von Forsyth Major auf der Insel Madaga ein riesiger fossiler Halbaffe, welcher der menschlichen Statur nahe kam, entdeckt worden — eine Entdeckung, welche deshalb besonders wichtig erscheint, weil sich die Genealogie des Mensch typus höchst wahrscheinlich mehr auf denjenigen der Halbaffe als der eigentlichen Menschenaffen zurückführen läßt. Überhau haben sich die Entdeckungen von Resten zahlreicher ausgestorbe Primaten aus der Tertiärzeit in der letzten Zeit derart gehä daß man mit Häckel sagen kann: „Die allgemeinen Grundzü des Primaten-Stammbaumes von den ältesten eocänen Halbaf bis zum Menschen hinauf liegen innerhalb der Tertiärzeit kl vor unseren Augen; da giebt es kein wesentliches ‚fehlendes Gli mehr.“ — „Die Abstammung des Menschen von einer ausg storbenen tertiären Primaten-Kette ist heute keine vage Hypoth mehr, sondern eine historische Thatsache.“ Natürlich läßt sich die Thatsache nicht im Sinne der sogenannten „exakten“ Schule durch Aufzeigen jeder einzelnen, im Laufe von mehr als hundert Jah millionen dagewesenen Übergangsform nachweisen, aber dassel gilt von allen anderen historischen Thatsachen.

Auch die historische Aufeinanderfolge der Hauptstufen de gesamten Wirbeltierstammes durch die lange Reihe vorhergegange Erdperioden hindurch ist trotz einzelner Lücken durch die neue Forschung über jeden Zweifel hinaus festgestellt; „und dieser Ge winn ist für die Erkenntnis unseres menschlichen Stammbaum viel wichtiger, als wenn es gelungen wäre, in hundert fossile Skeletten von Affen und Halbaffen die ganze Serie unser tertiären Primaten-Ahnen uns vollständig im Zusammenhang vo Augen zu führen.“

Am Schlusse seines schönen Schriftchens wirft Häckel eine Blick auf die von Weißmann und seiner Schule geleugnete pr gressive Vererbung, ohne welche ein stetiger Fortschritt des mensc lichen Geschlechts zu höheren Entwickelungsstufen als undenkb angesehen werden müßte. „Wenn man“, sagt Häckel, „die pr gressive Vererbung leugnet, dann flüchtet man zum Mysticismu

n ist es besser, die mysteriöse Schöpfung der einzelnen nzunehmen. Gerade die Anthropogenesis liefert dafür Beweise."

e Entwickelungslehre in ihrer heutigen Fassung wird nach festerr Überzeugung von der Wissenschaft des kommenden erts als die bedeutungsvollste Geistesthat unserer Zeit verden. Die leuchtenden Strahlen dieser Sonne haben die schweren Wolken jener Unwissenheit und jenes Aber- zerstreut, welche bisher über das Wichtigste aller Er- robleme oder über die Frage nach dem Ursprung des und seiner Stellung in der Gesamtnatur undurchdring- nkel verbreiteten.





Das Neueste vom Protoplas



Mehr als ein halbes Jahrhundert ist darüber hi seitdem man in der sogenannten Zelle oder einem kl Flüssigkeit gefüllten Bläschen die letzte Urform der Welt bei Pflanze und Tier entdeckt zu haben glau Pflanze, jedes Tier, so deduzierte man, ist nichts A eine mehr oder weniger komplizierte Zusammenhäufung oder weniger veränderten Zellen oder ein Zellenkomple die allerniedrigsten Organismen einfach auf der Stufe zelligkeit stehen bleiben.

Sehr bald indessen mußte man sich überzeugen, Zellengebilde erstens durchaus nicht jene Regelmäßigkeit stanz der Bildung zeigte, welche man von einer solche verlangen müßte, und zweitens, daß es schon an und f viel zu hoch oder kompliziert organisiertes Gebilde sei, man wagen konnte, es an den Anfang aller organische zu stellen. Man fand, daß die Zelle selbst wieder noch einfacheren und ursprünglicheren Stoffkomplex, nannten Protoplasma (Bildungsstoff) abstammt, welche der Form halb geronnener, der Ernährung und Fort fähiger, untereinander durch ein äußerst zartes Netzwerk ve

Klümpchen darstellt, bei denen alle organischen Verrichtungen, wie bei den höheren Tieren, Verrichtungen besonderer Or- ondern unmittelbare Ausflüsse der ungeformten organischen e selbst sind. Sie stehen also vollständig auf der Grenze n organischen und unorganischen Naturkörpern und lassen) erkennen, wie sich die organische Form durch Einflüsse mstände, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ıehr oder weniger formlosen Stoffverbindungen nach und)ervorentwickelt.

Prof. Max Kassowitz bezeichnet in seiner ausgezeichneten t über das Protoplasma (Allgemeine Biologie, 1. Band, 1899) dasselbe als ein Gemenge von festen und flüssigen , von denen erstere in einem kontinuirlichen Zusammenhang inander stehen, und zwar mit Hilfe eines Stützwerks oder schwammartigen, von Flüssigkeit durchtränkten Gerüstes. In Gemenge und nicht, wie man früher glaubte, in den n gehen nun alle Stoffwechsel-Prozesse des lebenden Körpers chemischen und physikalischen Gesetzen vor sich. „Neuere hungen haben es zu einer unbestrittenen Wahrheit erhoben, ie Zellmembran, durch welche man früher mit Hilfe der und Exosmose den Stoffwechsel vor sich gehen ließ, etwas us Nebensächliches ist, und daß das, was in der Zelle und rganismus überhaupt lebt und thätig ist, was atmet und ewegt, was assimiliert und seceniert, was wächst und Form- dteile bildet, eben jene geheimnisvolle Substanz ist, welche etzt als Protoplasma bezeichnen."

Die eingeführten Nahrungsstoffe, einerlei ob organische oder ganische, werden nicht, wie man früher glaubte, zum Teil lute verbrannt, sondern nur zum Aufbau der Protoplasma- küle verwendet, wie auch die beim Absterben oder beim unde eines protoplasmatischen Gebildes gelieferten Zerfalls- ukte nur von dem Zerfall der lebenden Substanz herrühren n. Wir können daher einen Stoff oder eine Verbindung ann als nährend betrachten, wenn er sich am Aufbau von

Protoplasma-Molekülen beteiligt; und dieses kar
dann geschehen, wenn von seiten der vorhandenen
Moleküle eine assimilatorische Anziehung auf die b
stanz ausgeübt wird.

Was diese Assimilation oder die Umwandlu
der eingeführten Stoffe im Protoplasma betrifft,
nannte Professor Kassowitz mit Scharfsinn und
samkeit in ihre mannigfaltigen Einzelheiten verfolgt
jedes Wachstum des Protoplasma von einem Ox
begleitet ist, so lassen sich alle Lebensäußerungen de
und der Organismen überhaupt auf die elementa
des Aufbaus und Zerfalls hochkomplizierter und i
Atomverbindungen zurückführen. Damit gelangt n
zu einer haltbaren Anschauung über die physikalische
Konstitution des Protoplasmas und deren endloser
keit. Wir müssen uns die Protoplasma-Moleküle
große und überaus komplizierte Verbindungen vorstel
Ausdehnung wir eine ungefähre Vorstellung bekomm
erfahren, daß der Blutfarbstoff, den wir ja nur al
Zerfalls-Produkte ansehen können, nach neueren 1
zum mindesten aus 2295 Atomen besteht, währ
Grund der Raoultschen Methode die Molekular
reinigten Eieralbumins auf 15000 erhöhen müßt
innerhalb eines so riesigen Moleküls die mannig
kettungen und Kombinationen der Atome und Atom
lich sind, so ist damit auch theoretisch eine ger
Mannigfaltigkeit von Variationen in der Zusamm
Protoplasma-Moleküle (nach chemischer und physik
gegeben. So wird uns eigentlich erst hierdurch die
die ganze Biologie beherrschende Thatsache verständl
Protoplasma nicht nur in den verschiedenen Arten,
in den verschiedenen Individuen derselben Art und
in den verschiedenen Organen und Geweben eines
Individuums (wie Muskelfaser, Drüsenzelle, Nervenf

feiner scheinbar gleichartigen Beschaffenheit dennoch eine Mannigfaltigkeit seiner stofflichen und dynamischen Leist- darbietet, und daß es imstande ist, diese seine indivi- Fähigkeiten auch auf alle neuen, unter seinem molekulären ß entstehenden Protoplasma-Teile zu übertragen. So ver- wir nicht nur die Konstanz der physiologischen Leistungen em und demselben Protoplasma, sondern auch die Möglich- ner unendlichen Variirung dieser Leistungen in verschiedenen, rer chemischen Struktur voneinander abweichenden Proto- ma-Arten.“ Wenn z. B. nachgewiesenermaßen ein Hund nde ist, vermittelst des Geruchsinnes die Fährte seines trotz verschiedener Kreuz- und Querzüge aus einer großen chenmenge herauszufinden, so folgt daraus, daß von jedem chen spezifische Geruchstoffe ausgesandt werden, welche ihren iduellen Charakter nur dadurch erlangen, daß sie von Proto- na-Molekülen abstammen, die bei jedem Menschen einen spe- hen Charakter besitzen. Auch ist es ja eine bekannte That- daß niemals zwei Individuen der höher entwickelten Tiere Pflanzen miteinander vollkommen und in allen Stücken über- mmen, obgleich sie sich alle gleicherweise aus einer Eizelle sbilden, in welcher das sogenannte Keimplasma als der er aller künftigen Eigenschaften des sich entwickelnden Or- smus angesehen werden muß.

Über die atomistischen Einzelheiten dieser protoplasmatischen änge wird uns freilich unsere Beobachtung gegenüber der rordentlichen Feinheit der Struktur und Organisation des oplasma ewig im Stiche lassen, auch wenn sich unsere oskope noch tausendfach vervollkommnen würden; hier muß ombinierende Verstand die Stelle der direkten Beobachtung en. Aber so unerklärlich oder unverständlich das Lebens- ip an und für sich ist, so können wir doch so viel sagen, es nichts zu schaffen hat mit der ehemaligen Theorie der nskraft, einerlei, ob dieselbe in der Gestalt des alten Vitalis- oder des neuerdings wieder zahlrei[illegible] findenden

Neovitalismus auftritt. Allerdings will man nur
these oder Assimilation, als in der unorganischen
handen, eine Ausnahmsstellung reservieren, wäh
Destruktion oder regressive Metamorphose für
physikalischen Akt erklärt. Aber abgesehen davon,
gegen eine solche Trennung des vitalen Prozesses in
entgegengesetzte Thätigkeiten notwendig Widerspruch
giebt es in der That im Bereiche der Chemie
organischer Assimilation, welche sich ohne Zweifel
mehren ließen, wenn man seine Aufmerksamkeit
hochwichtigen Thatsachen, mit denen dem Vitalism
letzten Zufluchtsstätten versperrt wird, lenken wollte.
lich ist die Assimilation ein durch die ganze Natu
Vorgang. Auch erinnert der Assimilationsprozeß
Organismen lebhaft an eine bekannte Erscheinung der
Welt, welche man am besten als die elektive (wähler
lisation bezeichnet. Halten wir diese Vorgänge m
stellungen zusammen, welche wir bisher von der ch
physikalischen Struktur des Protoplasma gewonne
eröffnet sich uns zugleich die Möglichkeit, eine ansch
stellung vor der Assimilations-Mechanik des lebenden
zu gewinnen. So sind wir beispielsweise imstande,
hypothetischer Hilfe die Kontraktilität des Muskels
liche und mechanisch verständliche Vorgänge zurückz
dieselbe auf eine Stufe zu stellen mit derjenigen K
welche unter gewissen Umständen auch leblosen Gebilde
kann. Denn auch ein elastischer Faden oder eine
zeigen sich als kontraktil, wenn die Hemmung oder
entfernt wird. Was aber hier die Zugspannung ist,
durch den vitalen Vorgang des assimilatorischen Wa
sogenannten Myoplasma gegeben. Sowie aber di
welches bei seinem Wachstum die umgebenden Teil
in die Länge gereckt hat, durch einen Reizvorgang
tritt die Kontraktilität des Muskels in derselben We

in den künstlichen Veranstaltungen, wenn in ihnen die Ur- der bestehenden Zugspannung beseitigt wird. Was den kel vor diesen toten Vorrichtungen auszeichnet, ist nur der tand, daß sowohl an der Schaffung der Zugspannung, als an ihrer Beseitigung eminent vitale Prozesse beteiligt sind. — es uns aber auf Grund unserer Fundamental-Hypothese ngen ist, sowohl die assimilatorische Energie der Protoplasma- eküle, als auch ihre chemische Labilität auf Eigenschaften zurückzu- n, die in geringerem Grade auch der toten Materie zukommen, tten wir auf diesem Wege das bisher vergeblich angestrebte Ziel cht, die Kontraktion des Muskels auf bekannte physikalische und ische Vorgänge der anorganischen Natur zurückzuführen."

Das Protoplasma besitzt die Fähigkeit, sich unter Einwirkung er Reize, als deren Angriffspunkte die hochkomplizierten und isch unbeständigen Moleküle desselben dienen müssen, durch es Wachstum teils auszudehnen, teils wieder zu verkürzen zusammenzuziehen. Dieses geschieht unter fortwährenden dations-Prozessen, was ein ewiges Hin- und Herwogen seiner sten Teilchen nach den verschiedensten Richtungen oder eine irrende Mannigfaltigkeit seiner gegenseitigen Bewegungen zur e hat. Es ist ein stetes Abwechseln zwischen den Prozessen Wachstums und denen der Zerstörung oder Ausscheidung. unmittelbarste Wirkung der letzteren erscheint der Zusammen- der von den Reizanstößen direkt betroffenen Moleküle und Zerfall in einfachere Atomgruppen.

Gegen die Mehrzahl lebender Physiologen verwirft der Ver- der in Rede stehenden Schrift die spontane oder freiwillige egung des Protoplasma, indem er sich auf das seit Galilei nte Naturgesetz der Trägheit stützt, nach welchem kein per von selbst seinen Zustand verändert. Denn das, wir in der übrigen Natur für unmöglich halten, kann in der den, z. B. bei Schwärmzellen oder aktiv beweglichen Protisten möglich sein. Eine spontane Kontraktion im strengen Sinne Worts ist ebenso undenkbar, wie eine spontane Elongation.

Immer sind es bei Pflanze und Tier äußere Reiz
Lebensprozeß anfachen und unterhalten, und dieser
prozeß in seinen verschiedenen Bethätigungen ist n
als eine Bildung und Zerstörung des Protoplasma
dasselbe in der Form einer einfachen Amöbe oder
Blutkörperchens oder in seinen verschiedenen Umw
den Organen und Geweben des Körpers auftritt. W
nicht imstande sind, überall und in jedem einzel
Reizquellen nachzuweisen, so haben wir doch nich
daraus auf das wirkliche Fehlen derselben zu schließe
Axiom, daß jede Bewegungsursache außerhalb des
legen ist, erscheint es am geratensten, auf die Ann
spontaner Bewegungen ein für allemal zu verzichten

Der aufmerksame Leser wird aus diesem kurzer
Kassowitzschen Schrift die Überzeugung gewonnen h
Ausführungen des gelehrten Verfassers nicht ohne
einiger mehr oder weniger hypothetischer Betrachtun
werden können. Da aber keine naturwissenschaftli
bei ihrem Voranschreiten der Hypothese entbehren
und kann daraus kein Vorwurf hergeleitet werden.
teil muß darin, wie es uns scheint, ein besonderer A
Fachgenossen des Autors liegen, sich mit dessen Ans
zu machen und Stellung dazu zu nehmen. Auf jed
bieten dieselben für den Gelehrten wie Nichtgelehrten
essantes und Anregendes in einer der wichtigsten Fr
gemeinen Biologie, daß man dem Verfasser nicht g
für seine mühsame Arbeit sein kann, und daß man
den wohlverdienten Erfolg fast mit Gewißheit vora





Noch einige Worte über den philosophischen Materialismus.



Die hauptsächlich mich und meinen philosophischen Standpunkt berührenden Auslassungen der Herrn Dr. Adolf Wagner über obiges Thema in Nr. 42 und 43 dieser Blätter[1]) veranlassen mich notgedrungen zu einer kurzen Erwiderung, die ich mir sehr leicht hätte machen können, wenn ich mir einfach das Verfahren meines Gegners zu eigen gemacht hätte. Es ist sehr bequem, statt mühsamer Widerlegung oder sachlicher Erörterung einfach Verdammungsurteile über die gegnerische Richtung auszusprechen, in der Erwartung, daß der Leser dieses alles auf Treu und Glauben hinnehmen werde. „Veraltetes, rohes, unwissenschaftliches System", „Mangel an tieferer Gedankenarbeit, an Selbstbesinnung, an logischer Schulung", „einseitige, verarmte, oberflächliche, kritikschwache Spekulation", „kindliche Stufe des philosophischen Denkens", „wilde Metaphysik", „niederstes oder Anfangsstadium des wissenschaftlichen Bewußtseins", „naiver Realismus", „grobe, mangelhafte Erkenntniskritik und Mangel einer erkenntnistheoretischen Basis", „Notwendigkeit erkenntnistheoretischer Schulung", „Holzwege und rettungsloser Schiffbruch" — voilà eine Blumenlese aus den liebenswürdigen Ausdrücken, mit denen Herr Wagner die gegnerische Richtung bezeichnen zu dürfen glaubt

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeit

— eine Richtung, welche unter solchen Umständen einer Erw- nung oder Widerlegung kaum würdig gewesen wäre: man hä genug gethan, wenn man ihre Vertreter einfach in die Sch oder in ein Collegium logicum geschickt hätte. Der ein Trost, den ein solcher Vertreter gegenüber diesen niederschme den Anschuldigungen haben kann, besteht darin, daß er traurige Schicksal mit der Mehrzahl der heute lebenden Na forscher teilt. Denn auch sie kommen bei Herrn Wagner ihrer angeblichen philosophischen Unbildung und Denkfa nicht besser weg. Sie sind in seinen Augen fast insgesa philosophische Böotier und eingefleischte Materialisten, welche naiver Selbsttäuschung an ganz unbeweisbare Dinge glauben in einer Welt erträumter, aber nicht wirklicher Realitäten leben „Gegen jeden philosophischen Gedanken, der sich nicht gerade Fahrwasser durcheinanderjagender Atome und Moleküle bew haben diese Gelehrten einen förmlichen Haß (S. 107 der angeführten Schrift); ja sie sind unfähig, die Resultate der eig Fachwissenschaft bis in die letzten Konsequenzen zu verfolg (S. 72) u. s. w. Auch im Eingang des in Rede stehenden tikels wird unsern Naturforschern vorgeworfen, daß sie sich „ seitig in das veraltete System des wissenschaftlichen Materia mus verrannt hätten und nun nicht belehrt sein wollen“. Wagner verzweifelt daher an einer Belehrung älterer Naturfor und hofft auf eine jüngere Generation, welche den Sprung eine höhere Stufe der intellektuellen Entwickelung (à la Wag wagen und der Forderung nach erkenntnistheoretischer Schul gerecht werden soll.

Könnte sich nun Verfasser dieses Aufsatzes dazu entschlie dieselbe Art der Polemik, wie Herr Wagner, in Anwendung setzen, so würde er allenfalls sagen, daß derselbe als eingefleisch „subjektiver Idealist“ auf einem einseitigen, veralteten, längst lassenen philosophischen Standpunkt stehe, daß er wissenschaftli

[1]) Man vergleiche Hrn. Wagners Schrift: „Grundprobleme der wissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers.“

und logischer Schulung bedürfe, und daß es ihm ganz an denjenigen wissenschaftlichen Kenntnissen oder Verdiensten gebräche, welche ihn berechtigen würden, solche Verdammungsurteile über Ziel und Methode der heutigen Naturforschung, sowie über die aus deren Resultaten gezogenen philosophischen Konsequenzen auszusprechen. Hätte Herr Wagner, der wahrscheinlich von des Verfassers Schriften nichts weiter gelesen hat, als eine der früheren Auflagen von „Kraft und Stoff", dessen neueste Schrift „Am Sterbelager des Jahrhunderts" zur Hand genommen, so hätte er daraus lernen können, wie die unbefangene philosophische Kritik der Gegenwart über die philosophischen Systeme seiner beiden Gewährsmänner Kant und Schopenhauer denkt, und wie es haarsträubender Unsinn sein würde, wenn man, wie dieses Herr Wagner verlangt, die heutige Naturwissenschaft in das Prokrustesbett dieser Systeme einzwängen wollte. Er würde auch daraus ersehen haben, daß seine auf diese beiden Autoritäten gestützte Erkenntnistheorie (besser: Nichterkenntnistheorie) notwendig an dem Felsen der heute allgemein anerkannten Entwickelungstheorie scheitern muß. Zwar hat sich Verfasser dieses auch ohne Hilfe dieser Theorie an verschiedenen Stellen seiner älteren Schriften mit dem erkenntnistheoretischen Skeptizismus der Gegenwart (wie er glaubt: genügend) auseinanderzusetzen versucht. Da aber dieser anscheinend sehr gegründete Einwand immer wiederkehrt und in dem ganzen materialistischen Streit die Hauptwaffe der Gegner bildet, so hat es der Verfasser für nötig gehalten, das erkenntnistheoretische Problem einer gründlichen Beleuchtung im Lichte der Entwickelungstheorie zu unterziehen und nachzuweisen, daß in dem menschlichen Geist nichts vorhanden sein könne, das ihm nicht im Laufe großer Zeiträume von außen zugetragen worden sei Auf den betreffenden Aufsatz, der unter dem Titel „Erkenntnis und Entwickelung" demnächst in der „Deutschen Revue" (Deutsche Verlagsanstalt) erscheinen wird, erlaubt sich Verfasser diejenigen seiner Leser zu verweisen, die sich für die erkenntnistheoretische Streitfrage des näheren interessieren.

Hier sei nur noch bemerkt, daß die beiden
Gewährsmänner Wagners vielleicht in ihrem Rech
sie ohne Kenntnis der Entwickelungstheorie den Me
der Natur an sich fremdes, mit allen seinen Fähigk
geborenen Vorstellungen plötzlich in die Welt gesetzt
sahen, der nur durch die Brille dieser unfreiwilligen
diese Welt in ähnlicher Weise betrachte, wie ein un
schauer die Vorgänge auf der Bühne eines Theat
man aber eingesehen hat, daß der Mensch selbst
Natur oder ein Naturprodukt ist, und daß dessen F
Erkenntnismittel in einem ganz bestimmten und gese
sammenhang mit den ihn umgebenden und bestimm
einflüssen stehen müssen, können solche „veralteten“
nicht mehr festgehalten werden. Was dabei im b
eigentlichen geistigen Inspirator Herrn Wagners bet
niemand bestreiten, daß Schopenhauer ein geist- und
Kopf war und mächtig auf die geistigen Strömunge
eingewirkt hat; aber dieses verhindert nicht, daß m
über dessen philosophisches System ebenso zur Tagesc
gegangen ist, wie über philosophische Systemmacher
und daß der von Herrn Wagner angestellte Versuch,
rückgängig zu machen, als durchaus verfehlt ange
muß. Wenn Herr Wagner sich darauf beruft, daß S
immer noch viel gelesen werde, da seine Schriften
Zeit neue Auflagen erleben, so kann Verfasser dieses
bedeutende Argument noch weit wirksamer in seiner e
in das Feld führen, da sein buchhändlerischer Erfol
Schopenhauers um das Vielfache übertrifft. Übrigens
Interesse an Schopenhauerscher Philosophie in den l
sehr abgenommen zu haben; seine Rolle als „Mo
dürfte ausgespielt sein. Selbstverständlich hat sich
sequenz, resp. Unklarheit in Behandlung des erkenntnis
Problems auch seinem Schüler mitgeteilt, der es zwa
Berkeley, wagt, die Realität der Außenwelt abzule

nichtsdestoweniger bei der Begründung seiner Theorie der Welt „als Vorstellung“ sich Sätze und Wendungen entschlüpfen läßt, welche eine solche Leugnung notwendig zur Folge haben. Die „armselige, träge, passive Materie“ ist nach Herrn Wagner ein rein subjektives, ideales „Gedankending“, welchem „außerhalb unseres Bewußtseins keine Realität zugesprochen werden kann“ (S. 79 der obengenannten Schrift). Sie ist ein „Produkt der Vorstellung“ oder „subjektives Vorstellungsphänomen“ (ebenda S. 82 und 206). Weiter S. 7 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 43: „Daß neben der uns allein gegebenen subjektiven Empfindung des ‚Stofflichen‘ auch ein realer ‚Stoff‘ außer uns existiere, sind wir absolut nicht zu behaupten berechtigt.“ Weiter ebenda: „Der Stoff hat keine Realität außerhalb des vorstellenden Bewußtseins.“ „Die Erscheinungswelt ist ein Erzeugnis des Intellekts.“ „Die Atome, die Moleküle, die Ätherwellen sind willkürliche Annahmen ohne reale Basis.“ Endlich wird auf S. 78, 87, 100, 114 der obengenannten Schrift versichert, daß die ganze materielle Außenwelt nur aus dem Intellekt hervorgegangen und von ihm abhängig, in ihm entstanden sei. „Die Außenwelt ist uns nicht als solche, sondern nur als Vorstellung in unserem Bewußtsein gegeben“; sie ist ein „Erzeugnis unserer subjektiven Erkenntnisthätigkeit“. „Alles, was wir von der Erscheinungswelt wissen, ist subjektives Phänomen.“

Arme Naturforscher, die sich fortwährend unter Aufbietung aller Kräfte bemühen, den Dingen und Bewegungen der Außenwelt auf die Spur zu kommen und nicht ahnen, daß alles, was sie davon wissen oder zu wissen glauben, nur subjektives Phänomen, nur in ihrem Kopfe enthalten ist, daß die Atome, die Moleküle, die Ätherwellen, mit denen sie fortwährend operieren, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind oder nur in ihrer Einbildung, in ihrer subjektiven Vorstellung existieren! Ei! Da wäre es ja wohl besser, die ganze wissenschaftliche Arbeit an den Nagel zu hängen und uns auf Gnade und Ungnade den Kopfphilosophen vom Schlage eines Kant oder Schopenhauer zu überliefern, von

denen Herr Wagner behauptet, „daß die mikroskopi
auf der ganzen Erde nicht annähernd so viel zu
beigetragen habe als ein einziger Kopf mit der
(S. 108 der Wagnerschen Schrift). Zwar wollen
bemerkt, Wagner so wenig wie Schopenhauer es
daß mit ihrer Philosophie eine Leugnung der Reali
welt verbunden sei. Schopenhauer nennt eine so
geradezu „theoretischen Egoismus und Tollhäuslere
kann aus Äußerungen, wie die oben angeführten, a
werden als die Rückkehr zum Solipsismus, zum
Traumphantom? Oder man müßte sich bei dem b
Goethes beruhigen:

Denn ein vollkommener Widerspruch
Ist gleich geheimnisvoll für Kluge, wie für Thoren.

Diesen Widerspruch zu lösen und zu zeigen
Weise die künftige Wissenschaft an der Hand seiner
arbeiten haben wird, muß Herrn Wagner überlassen
seinem starken Selbstbewußtsein und seiner festen
daß der spekulative Philosoph, welcher ihm zufolge die
welt in seinem eigenen Innern trägt, die Welt zu b
imstande ist, als alle Anstrengungen der Erfahrun
oder der Naturforscher, wird ihm die Lösung dieser
nicht allzuschwer werden. Wenn er dabei wieder a
sophischen Materialismus zu sprechen kommen sollte
wir ihn höflichst ersuchen, das Wort Materialism
(man weiß nicht recht warum) ein gewisses wi
Odium ruht, fallen zu lassen und dafür „Monism
Eine philosophische Richtung, welche nicht den Sto
sondern die Einheit und Unzertrennlichkeit von Kra
an ihre Spitze stellt, kann doch unmöglich Materiali
wenn auch die verächtliche Behandlung, welche die c
sophische Weltanschauung dem mit Unrecht als für s
gedachten „Stoff" bisher zuteil werden ließ, no

das Auge faßt, wird mit Recht „Materialist“ genannt werden können. Wer umgekehrt einseitig die Kraft gelten lassen will, wird mit Recht Spiritualist, Idealist, Dynamist heißen. Wer beide in einheitlicher Verbindung erblickt und diese Einheit zur Grundlage seines Denkens macht, ist „Monist.“ Aber die Gegner ziehen es vor, auf der erstgenannten Bezeichnung zu beharren, weil sie damit ihre Sache von vornherein als halb gewonnen ansehen. Aber indem sie den angeblich „längst widerlegten“ Materialismus immer wieder von neuem widerlegen zu müssen glauben, gestehen sie ihre eigene Schwäche ein. Ist doch der Materialismus der allgemeine wissenschaftliche Prügelknabe, auf den jeder nach Belieben losschlagen zu dürfen glaubt, ohne ernsten Widerspruch zu fürchten! Der Monismus wird davon nicht berührt, weil er eben nicht Materialismus ist; und widerlegt könnte er nur dann werden, wenn vorher die zahllosen und feststehenden wissenschaftlichen Thatsachen, auf welche er seine Annahmen stützt, widerlegt oder als nicht existierend nachgewiesen worden wären. Ein dahingehender Versuch ist unseres Wissens bis jetzt noch nicht unternommen worden, außer durch den erkenntnistheoretischen Skeptizismus, welcher die Grundlagen unseres Erkennens und Wissens selbst in Zweifel zieht und das Objekt in dem Subjekt auf oder untergehen läßt. In den Augen solcher, welche daran Gefallen finden, wird auch dieser Skeptizismus ebensowenig widerlegt werden können, wie es dem Monismus in den Augen derjenigen geschehen kann, welche sich auf den Standpunkt der Erfahrungs- und Entwickelungsphilosophie stellen. Die Wahl zwischen beiden Standpunkten muß ja jedem nach seinem eigenen Denken und Empfinden unbenommen bleiben. Herr Wagner wird sich ebensowenig „belehren“ lassen wie, nach seiner Meinung, die materialistischen Naturforscher belehrt sein wollen. Wer sich aber in dieser schwierigen Materie als Lehrer und Belehrer aufwirft, sollte nach unserer bescheidenen Meinung etwas anderes und besseres vorzubringen wissen, als bloße Wiederholung Schopenhauerscher Lehrmeinungen, über welche, wie bereits bemerkt, der

gesunde Menschenverstand längst zur **Tagesordnun** ist. **Dennoch** könnte man **Herrn Wagner aus** Schopenhauer selbst widerlegen. **Hat derselbe den** Schopenhauer in seinen Schriften **stets die höchs** den Naturwissenschaften an den Tag **legt und ih** tung für die Philosophie nicht **bloß ausdrücklich** durch häufiges Zurückkommen auf **naturphilosophis** während anerkennt? **Hat** derselbe **vergessen, wa** in seiner Kritik des theologisch-philosophischen **Be** soluten den Philosophen seiner Zeit zuruft: „**Wo** ein Absolutum haben, so will ich ihnen eines an d das allen Anforderungen an ein solches **besser ent** erfaselten Nebelgestalten: es ist die Materie!“ **Als** hauer selbst ein Materialist! Prrr!





Das erkenntnistheoretische Problem im Dienste der Naturwissenschaft.



Wenn das erkenntnistheoretische Problem die denkende Menschheit schon seit Jahrtausenden beschäftigt hat, so hat es doch zu keiner Zeit eine solche Wichtigkeit erlangt, wie in der Gegenwart, wo es gewissermaßen den undurchdringlichen Schild bildet, mittelst dessen sich die theoretische oder Transcendental-Philosophie gegen das Andrängen materialistisch monistischer, den Naturwissenschaften entnommener Tendenzen verschanzt. Unter solchen Umständen ist es gewiß von nicht geringem Interesse, die Ansichten eines gewiegten und durchaus nicht revolutionär gesinnten Naturforschers von hohem wissenschaftlichen Ansehen über den Gegenstand kennen zu lernen. Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel, gesteht in einer soeben erschienenen Schrift „Die Welt als That, Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage“ (Berlin, Gebr. Paetel) unumwunden ein, daß er sich anfangs durch die Ausführungen F. A. Langes in dessen bekannter „Geschichte des Materialismus“, wie so viele andere, haben gefangen nehmen lassen, daß er aber bei genauerer Überlegung die Unhaltbarkeit der Langeschen Standpunkte und dessen krasse Widersprüche zwischen einer halb materialistischen und einer halb idealistisch-transcendentalen Weltanschauung habe einsehen

müssen. Das Problem selbst bezeichnet Rei
„Es ist die große Frage des Zweifels: Ist
höre und sehe, Wirklichkeit, oder ist es ein
Hirns, meiner Phantasie? Ist die Ersch
Innern ein Abbild der Dinge, wie sie thats
beide Welten himmelweit voneinander verschi
bar? Geschehen die Dinge, wie sie uns ersch
sie anders? Geschehen sie so sehr anders,
Schluß aus den Erscheinungen auf die Din
Der einfache Menschenverstand hat diese Fra
als in einem dem erkenntnistheoretischen Skepti
Sinne beantwortet, und die Naturforschung hat
„als wären die Dinge durch die Sinneswa
Erkenntnis zugänglich, während eine philoso
klärt, daß die Welt nur Erscheinung, nur V
daß wir von den Dingen an sich nichts wiss
dieser Ansicht bleibt uns, wie Reinke weiter
liche Außenwelt ewig verborgen; wir wissen
geringste Zuverlässige. Allerdings wird zug
Vorstellungen ursächlich durch die Dinge außer
werden, indem sie auf unsere Sinne einwirke
schluß von diesen Vorstellungen auf jene äuße
erlaubt sein.

Zur Kritik dieser Anschauungsweise beme
allerdings richtig sei, daß wir von der Körper
empfinden, was dieselbe in unseren Sinnesorgan
uns diese letzteren unmittelbar nur Wirkungen
kennen geben. Aber daraus folgt noch lange

also mit einer Zeichensprache zu thun, durch welche die
elt zu uns redet, sich uns verständlich macht. Die Vor-
n selbst sind Schlüsse, die wir aus unserer Sinneswahr-
g auf die Außenwelt ziehen. . . Darum können wir auch
Eine Vorstellung verhält sich zum Vorgestellten, wie eine
bung zum Gegenstand. . . Beschreibungen und Abbildungen
egenstandes können mehr oder weniger richtig, sie können
ßeren oder geringeren Fehlern behaftet sein. Es muß
Möglichkeit eingeräumt werden, daß unsere Vorstellungen
Dingen unvollkommen sind. Allein nur um den Grad
Unvollkommenheit kann es sich handeln; zu behaupten,
Vorstellungen gestatteten gar keinen Schluß auf die Dinge,
r sie seien völlig unrichtig, ist eine willkürliche Hypothese.
nselben Recht könnten wir behaupten, unsere Vorstellungen
bsolut richtige Bilder des Geschehens."
ist unleugbar, daß die Vorstellungen von den Dingen
g sind, daß bestimmte Vorstellungen durch bestimmte Dinge
t werden müssen. „Auch die Farben sind Zeichen ge-
Eigenschaften der Dinge, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob
Physiologie darüber belehrt, daß die Farben erst in der
ung zustande kommen. Jedenfalls ist aus der Verschieden-
Farbe auf eine Verschiedenheit der die Empfindung er-
Dinge zu schließen. Gewiß hängt die Beschaffenheit der
ung von unseren Sinneswerkzeugen ab; aber aus dem
in den Erscheinungen müssen wir die Verschiedenheit der
olgern, die sie erregen. Die Unterschiede in den Erschei-
müssen den Unterschieden der Dinge parallel laufen."
ist nicht der leiseste Grund ersichtlich, warum die Natur
nschen (der ja selbst ein Naturprodukt ist und alle seine
nismittel von ihr empfangen hat) in seinen Empfindungen
rstellungen betrügen soll. Man kann von einem Gegen-
z. B. einer Rose, ein photographisches Bild entwerfen.
n dieses Bild in unserem Gehirn dieselbe Vorstellung aus-
llte, wie das Original, wäre undenkbar, wenn nicht die

Vorstellung ein hinreichend getreuer Dolmetscher d
wäre. Eine Probe von der Richtigkeit unserer
geben auch unsere Handlungen, welche von diesen
abhängen und welche nur dann den gewünschten
wenn die Vorstellungen richtige Bilder der Objekte
mit diesen in Übereinstimmung befinden. Auch die
verschiedenen Sinne lauten übereinstimmend, und
gar zu wunderbar, wenn ganz verschiedene Sinne
zu identischen, aber falschen Vorstellungen führen
das geordnete Zusammenwirken der Erscheinungen i
stellung muß seinen Grund in den Dingen selbst h
außen stammen. „Entspränge diese Ordnung in un
wie könnten alle Menschen und selbst die höheren T
Vorstellung davon haben?" Die bekämpfte Lehre d
von der absoluten Verschiedenheit von Ding und V
was auf dasselbe hinausläuft, von der absoluten Ni
der Dinge, welche eine total willkürliche ist, und ge
jede natürliche Auffassung auf das heftigste sträub
nahmen von absoluter Absurdität Thor und Thü
gleichbedeutend sein mit dem Bankrott jeder Wissen
dings giebt sich der Verfasser, wie er am Schluß de
Kapitels bemerkt, der Hoffnung nicht hin, daß sei
die hier nur im Auszug mitgeteilt werden konn
Philosophie auch nur das geringste Gewicht bei
würde. Diese betrachtet, wie er bemerkt, ihre L
gewaltige Errungenschaft und glaubt in ihr ein
Knoten geschürzt zu haben, den niemand lösen könne
Lehre richtig, so würden wir schließlich dahin gelang
Sinnenwelt nur als Ausgeburt unserer Phantasie,
sammenhängende riesige Hallucination betrachten zu
Welt selbst wäre nichts als ein millionenfaltiges Hir
mit dem Menschen entsteht, vergeht und sich fortpfl
sich vernichten ließe durch Ausrottung des Mensch
„Denn es ist eine ganz unzweifelhafte Konsequenz d

[redacted]

Doktrin, daß, wenn man auf einen Schlag alle Menschen und Tiere zu töten vermöchte, durch diesen Schlag die gesamte Natur vernichtet wäre, weil es dann keine vorstellenden Gehirne mehr gäbe. Es würden weder die totgeschlagenen Menschen und Tiere, noch die Pflanzen, die Gebirge, das Meer und die Fixsterne noch länger existieren, nur das mystische, unergründliche Ding an sich bliebe übrig."

Demgegenüber formuliert der Verfasser sein Glaubensbekenntnis mit den Worten: Ich komme somit zu dem Ergebnis, daß die Außenwelt für uns nicht unerkennbar und daher übersinnlich ist. Wir besitzen in der Organisation unseres Körpers die Werkzeuge, sie zu erkennen; darum ist die Welt nicht bloß unsere Vorstellung, sondern in der Mannigfaltigkeit der Bewegungen, die sie ausmachen, ein unserem Erkennen zugängliches reales Objekt. Unser Verstand wird nicht bloß durch Hirngespinste erregt; unsere Sinne fälschen uns keineswegs die Natur. Die Naturforschung besteht nicht in einer Analyse von Phantasmagorien; ihr Objekt ist die Natur selbst und nicht eine Schar psychologischer Prozesse. „Das Bindemittel zwischen den Dingen als Erscheinung und den Dingen an sich ist die Anpassung unseres Erkenntnisorgans an die Wahrnehmung und richtige Auffassung der Dinge." Die Philosophie in ihrer hohen und hohlen Weisheit wird diesen Standpunkt als den des „naiven Realismus" bezeichnen und verdammen, während diejenigen, deren Verstand nicht philosophisch geschult ist, darin nach Huxleys Ausdruck die innige Verbindung zwischen Wissenschaft und gesundem Menschenverstand erkennen werden.

Im weiteren Verlauf seiner interessanten Schrift weist Reinke nach, daß Zeit und Raum nicht, wie die Kantianer behaupten, bloß subjektive Formen unseres Denkens oder Vorurteile sind, mit denen wir an die Natur herantreten, oder sogenannte Vorstellungen a priori, sondern Bestandteile der Natur selbst, welcher wir dieselben auf dem Wege der Erfahrung entlehnt haben. Vielleicht sind sie auch im Laufe der Zeit erblich geworden, d. h. nicht als wirkliche Vorstellung, sondern als Fähigkeit dazu. Unser

Verstand ist der Raum- und Zeit-Anschauung
dieses könnte die Naturforschung ihre Arbeit
lich ist deren Gegenstand oder die Bewegung
ohne Zeit und Raum, während umgekehrt de
Bewegung denkbar ist. Der Weltäther ist
Erfordernis für Vermittelung dieser Bewegung
Raum giebt es nicht. „Hier ist die Gefahr g
weisheit sich in den Schlingen und Fußangeln
strickt, während der einfache Verstand über dieselb
Ebenso wie der Raum- und Zeitbegriff ist auc
nicht, wie die Philosophen behaupten, subjekti
sondern aus der Erfahrung stammend.

Auf die Besprechung der Lebenserscheinung
klärt Reinke die ehemalige Erklärung derselben au
„Lebenskraft" heute für vollständig überwund
sich in der Physiologie nicht mehr um die
eingebildeten Lebenskraft, sondern um ein Er
mäßigen Geschehens im Lebensprozeß und um
Lebenserscheinungen soweit wie möglich auf P
führen, die für die Erscheinungen der gesamten
keit besitzen." Das Gebilde, in welchem sich
nungen am konzentriertesten darstellen, ist bekann
deren wichtigster Teil oder der Zellkern, ein äu
Gebilde von feinster Struktur, welches zwar in
den verschiedenen Tier- und Pflanzentypen versch
den wesentlichen oder Grunderscheinungen überei
Womit die prinzipielle Identität aller Lebensfor

auch in der anorganischen Natur enthalten sind, womit bewiesen ist, daß auch die chemischen Grundkräfte, welche den Leib der Pflanzen und Tiere zusammenhalten, keine anderen sind als diejenigen, welche wir in der unbelebten Materie wirksam sehen. So wenig es eine Lebenskraft giebt, so wenig giebt es einen Lebensstoff. Daher es auch gelingt, auf rein chemischem Wege einen großen Teil organischer Substanzen künstlich herzustellen, womit zugleich die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung aller organischen Verbindungen, soweit dieses bis jetzt noch nicht gelungen ist, feststeht. Der ehemals festgehaltene traditionelle Unterschied zwischen organischer und anorganischer Chemie ist damit gefallen und wird nur noch äußerlich festgehalten. Übrigens ist das Protoplasma oder der Zellen-Inhalt ein Gebilde von einer äußerst komplizierten chemischen Zusammensetzung, wobei nicht das Eiweiß, wie man bisher annahm, sondern die sog. Proteïnstoffe die Hauptrolle spielen. Der Zellenleib ist gewissermaßen ein in fortwährendem Betrieb befindliches chemisches Laboratorium, in welchem verschiedenartige chemische Prozesse oder ein beständiger Stoffwechsel unterhalten werden. Auch die Reizbarkeit, diese unterste Stufe der Empfindung, bedingt keinen fundamentalen Unterschied des Lebendigen und des Unbelebten; denn Reizwirkungen können im Bereich des letzteren ebenso auftreten, wie in dem des ersteren.

Eines der größten und wunderbarsten Rätsel der Naturforschung bilden die Vorgänge der Sexualität oder der Befruchtung durch das Zusammenkommen eines männlichen und eines weiblichen Keimstoffs von in der Regel mikroskopischer Größe und diejenigen der Vererbung. Enthalten doch die Keimzellen der größeren Tiere und Pflanzen der Anlage nach alle Eigenschaften des erwachsenen Tieres und der erwachsenen Pflanze und müssen demnach eine Feinheit der anatomischen Struktur und der chemischen Zusammensetzung besitzen, von der wir uns keine Vorstellung machen können, da unsere Sehkraft hier ein Ende hat. Die Eier oder Samen verschiedener Tiere und Pflanzen können einander

vollkommen gleichsehen; dennoch muß ihr Inneres grundverschieden sein. So muß der spezifische Blumenduft jeder einzelnen Blumenpflanze bereits in deren Keimzellen vorgezeichnet sein. Oder Millionen menschlicher Spermatozoiden, welche unter dem Mikroskop alle gleichsehen, übertragen alle spezifischen Eigenschaften des Vaters auf Kinder, Enkel, Urenkel u. s. w., kurz, auf Millionen von Zellen, die davon abstammen. Jedenfalls ist das Problem der Vererbung, welches zum Zwecke seiner Erklärung eine große Menge unhaltbarer Hypothesen zur Folge gehabt hat, ein Zellenproblem. Wie aber der Impuls der Vererbung auf die materiellen Teile der Zellen einwirkt, wird uns wohl ewig ein unlösbares Rätsel bleiben — man müßte denn der eigentümlichen Theorie des Verfassers von den sogenannten „Dominanten" beistimmen, welche nach seiner Ansicht gewissermaßen wie kleine Herrgötter oder als „intelligente Kräfte zweiter Hand" über den Vorgängen der organischen Welt wachen und dieselben nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit lenken und leiten; welche die „verborgenen Chemiker der Zellen und die unsichtbaren Baumeister der Pflanzen und Tiere" bilden, und deren Leistungen „nur den Leistungen einer vielseitigen, sicheren und außerordentlich hohen Intelligenz vergleichbar" sind. Glücklicherweise scheint sich der Vater dieser eigentümlichen Theorie, welche, wie dieses so oft geschieht, ein Wort an die Stelle einer Erklärung setzt oder ein unlösbares Problem durch ein anderes ersetzt, über deren Schicksal keiner Täuschung hinzugeben, da er die Befürchtung ausspricht, daß die Dominanten als „wesenlose Schatten" oder als „eine Fiction, als ein Heer von Gespenstern" würden bezeichnet werden. Übrigens sind die Dominanten nach der Meinung ihres Erfinders gewissermaßen nur Handlanger in den Händen einer „kosmischen Vernunft" oder „Weltseele", welche ihrem Wesen nach abermals ein „unlösbares Problem" für sich bildet. Diese letzte Erklärung ist bekanntlich nicht neu; sie hat in der Religions-Philosophie von jeher unter dem Namen des „Pantheismus" eine Rolle gespielt und spielt sie noch. Dennoch bekennt sich Reinke im Widerspr

damit zum eigentlichen Theismus und zum Anhänger der Mosaischen Schöpfungstheorie, was ja auch mit dem Titel seiner Schrift „Die Welt als That" zusammenstimmt, da die That notwendig einen Thäter voraussetzt.

Eine Kritik dieses aus Naturwissenschaft plötzlich in Theologie umschlagenden Standpunktes ist entbehrlich, da dieselbe von philosophischer, wie naturwissenschaftlicher Seite längst geliefert ist, und da die moderne Naturforschung mit Recht auf Grund des Kausalitäts-Gesetzes jede Anrufung außer- oder übernatürlicher Einwirkungen perhorresziert. Die Annahme solcher Einwirkungen ist für eine philosophische Naturforschung, was Arsenik für den Menschen; sie stirbt daran oder löst sich in einer unthätigen Glauben auf. Schließlich noch die Bemerkung, daß Reinke da, wo er sich auf Darwins Meinung über die Schöpfung der ersten Urorganismen durch göttliche Allmacht beruft, in einem vollständigen Irrtum befangen ist. Bekanntlich hat Darwin seine anfänglich genährte Hypothese von einer oder einigen, durch übernatürliche Einwirkung geschaffenen Stammformen in den späteren Auflagen seiner Schriften weggelassen und seine Übereinstimmung mit den von anderen (namentlich deutschen) Schriftstellern in dieser Frage gezogenen Konsequenzen teils ausdrücklich, teils stillschweigend anerkannt.





Erkenntnis und Entwickelung.

Daß all unser Wissen und Erkennen in letzter Linie aus der durch unsere fünf Sinne uns zugeführten Erfahrung stammt, hat neuerdings wieder L. Glahn zur Evidenz nachgewiesen[1]. Nach ihm können die rein formalen Wissenschaften, wie Geometrie, Arithmetik, Grammatik, Logik, niemals neue Wahrheiten liefern; es kann dieses nur geschehen durch die vom äußeren (nicht inneren) Empfinden gelieferte Anschauung. Übrigens sind von den fünf Sinnen nur das Auge und das Tastorgan, wobei ersteres von letzterem lernt, tauglich zur Erforschung der realen Welt. In der großen Welt existiert für uns nichts, es müßte denn von uns betastet und geschaut werden können. „Nihil est in intellectu, quod non antea fuit in sensu," das heißt unsere Sinnesorgane sind die einzigen Ursprungsquellen aller Erkenntnis, die einzigen Thore, durch welche die Außenwelt Einzug hält in unser inneres Geistesleben; und die einzig richtige Basis aller Forschung, wie überhaupt jeglicher Wahrheit, ist der Empirismus und Sensualismus.

---

1) L. Glahn, Hannover: Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Leipzig, H. Haacke, 1898.

Gegen den Musterphilosophen Kant, der beinahe ein volles Jahrhundert die Philosophie beherrscht hat und zum Teil noch beherrscht, obgleich sein Erfolg nach Nietzsche ein bloßer Theologenerfolg war, bemerkt Glahn, daß es keine apriorischen Verstandesformen oder Verstandesvermögen giebt. Namentlich ist die von Kant fälschlicherweise für angeboren oder apriorisch gehaltene Raumanschauung ganz im Gegenteil ein Produkt der sinnlichen Erfahrung, speziell mittelst des Tastsinns erworben, worüber die an operierten Blindgeborenen gemachten Erfahrungen keinen Zweifel lassen. Bei der Geburt ist das Gehirn oder sind die sogenannten Associationscentren des Gehirns, welche den Sitz des Verstandes bilden, noch nicht vorhanden; sie entwickeln sich erst aus den Sinnesorganen allmählich heraus mit zunehmendem Wachsen des gesamten menschlichen Organismus. Folglich ist das Gehirn des Menschen bei der Geburt eine tabula rasa, welche erst allmählich mit Inhalt angefüllt werden muß.

Das Material des Denkens muß erst von draußen durch die Sinne in den Kopf hineingetragen werden. Übrigens muß, wie bereits bemerkt, das Auge, welches hauptsächlich als Organ zur Erforschung der realen Außenwelt dient, aber nur flächenhafte Anschauung liefert, erst bei dem Tastorgan in die Lehre gehen, um aus einer rohen Gesichtsempfindung eine fertige Anschauung entstehen zu lassen, während das letztere allein vollständig zur Vermittelung der Raumanschauung genügt.

Unser ganzes Geistesleben beruht in letzter Linie auf den in den Ganglienzellen des Gehirns zustande kommenden Empfindungen, durch deren Erziehung und weitere Ausbildung erst der Verstand entsteht.

Daß die Kantsche Raumanschauung falsch ist, wird durch die Erfahrung an den Tieren bewiesen, welche infolge gleicher Organisation eine ebensolche Raumkenntnis wie die Menschen besitzen, und denen, um konsequent zu bleiben, Kant ein gleiches, apriorisches, dem Verstande zugehöriges Raumanschauungsvermögen zuschreiben müßte.

Der Unsinn eines solchen Verfahrens wird
wenn wir die untersten Tierreihen, zum Beispiel d
in das Auge fassen, welche aller Sinne mit Ausna
vermögens entbehren. Und dennoch sind diese Tier
niedrigen Organisation und ihres geringen Maße
sehr wohl imstande, sich im Raume zu bewegen un
zurechtzufinden. Der Tastsinn genügt daher vollko
mittelung der Raumanschauung.

Die Kantsche Lehre führt zum vollendeten Il
Denn wenn der Raum eine subjektive Vorstellun
nichts ist, so kann auch alles dasjenige, was im Ra
ist, oder die ganze uns umgebende Welt nichts a
oder nur in unserem Kopfe vorhanden sein. In W
sind die uns äußerlich berührenden mannigfachen G
vorhanden und keine leeren Seifenblasen. Ihre Re
fällt mit dem Raume; und wenn dieser subjektiv i
all unser Wissen und Denken subjektiv und entbehrt
Gewißheit. Die Verzweifelung an der Wahrheit m
Denker ergreifen, der von der Kantschen Philosop
Weg nimmt, „vorausgesetzt, daß er ein kräftiger und
sei und nicht nur eine klappernde Denk- und Rech

Auch die fortwährende Harmonie, in welcher
hirn oder der Verstand mit der realen Außenwe
nach Kantschen Prinzipien unbegreiflich, während
natürlich erscheint, wenn man annimmt, daß die
Räumlichkeit und der in ihr befindlichen Körper
Tastsinn vermittelt wird. Das Nämliche gilt von
der einzelnen Menschen untereinander in Ansehun
anschauung, welche die Kantianer nur durch ein W
sogenannte „prästabilierte Harmonie zwischen de
vermögen der einzelnen Menschen untereinander“ zu e
während es doch für die Wissenschaft keinen größere
kann als das Wunder.

Auch die Sprache ist, weit entfernt, aprioriſch zu sein, erst im Laufe der vorhistorischen Entwickelung erfunden worden. Als Beleg dafür dient die Art und Weise, wie das neugeborene Kind die Sprache erlernt, oder wie Kinder unter besonderen Verhältnissen sich eine ihnen eigene Sprache zurechtmachen, wofür Glahn interessante Beispiele beibringt. Gleichwie die Kinder, so haben die vorhistorischen Menschen ursprünglich keine Sprache besessen, sondern erst nach und nach gelernt, sich zuerst durch Zeichen, dann durch Laute, endlich durch Laut- und Schriftsprache untereinander zu verständigen. Auch ist die Spracherfindung, wenn man auf die Art ihrer Entstehung zurückgeht, durchaus keine so schwierige Sache, wie man sich dieses gewöhnlich vorzustellen pflegt. Auch die Tiere haben eine Sprache, nur mit dem Unterschied, daß das Tier seine Laute bloß dazu benutzt, um seinen inneren Gefühlen Ausdruck zu verleihen (?), während der Mensch seine Laute als Symbole für reale, wirklich vorhandene Außendinge verwendet.

Wie es keine Vorstellung ohne einen ihr vorangegangenen Sinneseindruck oder Empfindung giebt, so giebt es auch kein Denken a priori. Alles Denken entsteht aus der Erfahrung, ohne welche unsere Vernunft keinen Schluß auf das wirkliche Dasein und auf Thatsachen machen kann. Denn Kern aller Erkenntnis ist das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken, indem es zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe.

„Jede wahre und ursprüngliche Erkenntnis hat zu ihrem innersten Kern oder Wurzel irgend eine anschauliche Auffassung."

„Die Vernunft ist weiblicher Natur; sie kann nur geben nachdem sie empfangen hat. Durch sich selbst allein hat sie nichts als die gehaltlosen Formen des Operierens. Begriffe sind erst vorhanden nach vorhergegangenen anschaulichen Vorstellungen; man kann sie daher ganz passend Vorstellungen von Vorstellungen nennen. Empirische Anschauung ist die Quelle aller Wahrheit und die Grundlage aller Wissenschaft; auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen Anschauung. Alles Denken

geschieht in Bildern; darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben, und darum werden phantasielose Köpfe niemals etwas Großes leisten."

Diese ebenso einfachen wie leicht begreiflichen Wahrheiten haben nun nicht verhindern können, daß man sich in der Geschichte der Philosophie bis zu einer vollständigen Trennung des erkennenden Subjekts von dem Erkannten und bis zu einer totalen Leugnung der Realität der Außenwelt verstiegen hat. Konnte nun diese extreme Anschauung gegenüber der täglichen Erfahrung und dem Protest des gesunden Menschenverstandes nicht aufrecht erhalten werden, so versuchte man doch im Interesse des Idealismus, das Band zwischen Subjekt und Objekt dadurch zu durchschneiden, daß man die von außen zugeführten Eindrücke lediglich in unser eigenes Innere verlegte und daselbst eine von außen zum Teil unabhängige Rolle spielen ließ.

Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, daß wir das Wesen der äußeren Dinge nicht unmittelbar, sondern nur insofern kennen lernen, als dieselben eine Wirkung auf unsere Erkenntnisorgane äußern — wobei es zweifelhaft bleiben soll, ob und in welcher Weise eine direkte Verbindung zwischen beiden besteht. Wären wir genötigt anzunehmen, daß eine solche Verbindung nicht besteht, so wäre freilich all unser Wissen und Erkennen unsicher oder Schein, während das wahre Wesen der Dinge oder das „Ding an sich" ewig unerkannt und unerkennbar dahinter stehen bliebe. Wir hätten nichts vor uns als in unserem Innern entstehende Bilder oder Vorstellungen, von denen wir nicht wissen können, ob und inwieweit dieselben den Realitäten der Außenwelt entsprechen. Alles, was wir den Dingen außer uns andichten, wie Wärme, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack, Schwere, Festigkeit und so weiter, ist nur Ausdruck unserer Sensationen; und alles, was wir von der Natur der Außendinge sagen können, ist, daß es im Raum befindliche Energien oder Kraftwirkungen in körperlicher Gestaltung sind.

Diejenigen Philosophen nun, welche es nicht wagen, von dieser Betrachtung ausgehend, bis zum Solipsismus oder zur

Berkeleyschen Leugnung der Realität der Außenwelt vorzudringen, begnügen sich damit, die Beziehungen des Intellekts zur Außenwelt als mehr oder weniger illusorische zu betrachten oder — mit anderen Worten — eine gesetzmäßige Verbindung beider in Abrede zu stellen. Das Wesen der Dinge ist nach ihnen ein anderes oder kann ein ganz anderes sein als so, wie es uns nach Maßgabe unserer schwachen Erkenntnismittel erscheint. Wir können niemals aus unserer Haut heraus, um an dieses ewig verhüllte Wesen der Dinge heranzukommen, sondern müssen uns begnügen, dasjenige für wahr zu halten, was unsere Sinnesempfindungen uns davon vorspiegeln. Wir nehmen nach dieser Theorie nicht die Dinge selber wahr, sondern nur deren Einwirkungen auf unsere Sinnesorgane. Was wir zum Beispiel als Licht empfinden, beruht nur auf einer unser Sehorgan treffenden Bewegung des Äthers. Oder was wir als Ton oder Geräusch wahrnehmen, ist nur die Folge des Anschlagens von Luftwellen im Gehörorgan, und so weiter. Was aber alle diese Einwirkungen hervorruft und veranlaßt, bleibt uns verborgen. Es ist der bekannte Schleier der Maja, welcher nach indischer Anschauung über die Augen aller Sterblichen geworfen ist und dieselben eine Welt sehen läßt, von der man nicht sagen kann, daß sie ist oder nicht ist, oder wie sie ist.

Diesen Schleier der Maja hat die moderne Entwickelungstheorie, wenigstens teilweise, aufgehoben, indem sie zeigte, daß der Mensch nicht ein der Natur Fremdes und von ihr Unabhängiges, sondern ein Teil und Produkt der Natur selber ist. Es können daher nicht die Welt des wirklichen Seins und die Welt des Bewußtseins, wie idealistische und spiritistische Philosophen auf Grund der obigen Betrachtungen behaupten, zwei völlig heterogene und streng geschiedene Welten sein, sondern sie müssen in einem inneren notwendigen und gesetzmäßigen Zusammenhang miteinander stehen. Wenn ältere Philosophen den fertigen, mit allen seinen Fähigkeiten ausgestatteten Menschen in die Welt hinein und ihr gegenüber setzten und ihn nun, von diesem apriorischen Standpunkt

aus, die ihm an sich ganz fremde Welt betrachten ließen, so ist es wohl verzeihlich, wenn sie zu so extremen und die Welt gewissermaßen auf den Kopf stellenden Behauptungen gelangen konnten, wie der völligen und grundsätzlichen Verschiedenheit von Subjekt und Objekt. Seitdem aber die Entwickelungstheorie ihr wunderbares Licht auf Ursprung und Entwickelung des Menschen in körperlicher wie geistiger Beziehung und auf seinen engen Zusammenhang mit der Natur geworfen hat, muß ein ganz anderer Maßstab an die Beurteilung des Verhältnisses zwischen beiden angelegt werden. Denn wenn der Mensch ein Naturprodukt ist wie alle anderen Naturprodukte, so muß auch seine Beziehung zu seiner Umgebung eine durchaus natürliche und gesetzmäßige sein, oder — mit anderen Worten — die Außenwelt der Natur und die Innenwelt des Geistes müssen in einem notwendigen und gesetzmäßigen inneren Zusammenhang miteinander stehen. Vermittelt wird dieser Zusammenhang durch unsere Sinnesorgane, von denen oben gezeigt wurde, daß sie die einzigen Pforten sind, durch welche eine Kenntnis der Außenwelt in unser Inneres einzudringen vermag. Nun hat aber die vergleichende Anatomie zur Evidenz nachgewiesen, daß diese Organe nicht ein unverdientes Geschenk des Himmels an den fertigen Menschen sind, sondern daß sich dieselben aus den unscheinbarsten Anfängen mit Hilfe zahlloser Zwischenstufen und enormer Zeitlängen bis zu ihrer heutigen Ausbildung entwickelt haben.

Beim Menschen und bei allen Tieren entstehen die Sinneswerkzeuge überall wesentlich in derselben Weise, nämlich als Teile der äußeren Körperbedeckung oder der Oberhaut. Die äußere Hautdecke ist das ursprüngliche und universale Sinnesorgan, und erst allmählich schnüren sich die höheren Sinneswerkzeuge von dieser Ursprungsstätte ab, indem sie sich mehr oder weniger in das geschützte Innere des Körpers zurückziehen. Aber bei vielen niederen Tieren, zum Beispiel bei Würmern, bleiben sie zeitlebens in der äußeren Hautdecke liegen, wie denn überhaupt Tiere und Menschen in ihren frühesten Entwickelungsstadien bloß ein einziges

Sinnesorgan oder den Tastsinn besessen haben. So ist beispielsweise das höchst entwickelte unserer Sinnesorgane oder das Auge, welches aber bekanntlich dennoch an einer ganzen Reihe von Mängeln oder Unvollkommenheiten zu leiden hat, in seinem frühesten Anfang nur durch kleine Anhäufungen roter oder violetter Pigmentzellen der Haut am Vorderende des Körpers der niedersten Tiere repräsentiert, während es eine Stufe höher als einfacher, unter der Haut gelegener und für das Licht empfindlicher Nerv erscheint. Wie sehr aber seine Entstehung und weitere Entwickelung von der Einwirkung der äußeren Umstände, insbesondere des Lichtes, bedingt sind, zeigt das Beispiel der blinden Höhlentiere oder der großen Augen der auf dem Grunde des Meeres in einer steten Dämmerung lebenden Seetiere. Wo das Licht fehlt, kann sich auch kein Auge bilden, woraus hervorgeht, daß objektive Strahlung oder Schwingung und subjektive Empfindung in einem ganz bestimmten, verwandtschaftlichen oder Entstehungsverhältnis stehen. Schon Goethe wußte dieses sehr gut, als er den bekannten, tiefgedachten Ausspruch that: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken.“ Der große Dichter drückte damit das wahre Verhältnis besser aus als moderne Schriftsteller, welche das Auge aus dem Sehen und durch das Sehen entstehen lassen. Ein Sehen ohne Auge oder ohne ein Surrogat desselben giebt es nicht; wie könnte also das Auge aus dem Sehen entstanden sein? Die Sache verhält sich gerade umgekehrt; und die Naturthätigkeit des Lichtes oder der Schwingungen des Lichtäthers ist es, welche durch ihre Einwirkung auf die lebende Substanz das Organ des Sehens allmählich aus derselben entwickelt hat.

Ganz Gleiches oder Ähnliches gilt von allen übrigen Sinnesorganen, welche, wie bereits bemerkt, ursprünglich nichts sind oder waren als Teile der äußeren Hautdecke, in welcher sich Empfindungsnerven ausbreiteten, und welche sich nach und nach im Laufe von Jahrmillionen durch Übung, Arbeitsteilung, Anpassung und Vererbung bis zu dem jetzigen Grad ihrer Ausbildung ent-

Der Unsinn eines solchen Verfahrens wird besonders klar, wenn wir die untersten Tierreihen, zum Beispiel die Moneren, in das Auge fassen, welche aller Sinne mit Ausnahme des Tastvermögens entbehren. Und dennoch sind diese Tierchen trotz ihrer niedrigen Organisation und ihres geringen Maßes an Verstand sehr wohl imstande, sich im Raume zu bewegen und in demselben zurechtzufinden. Der Tastsinn genügt daher vollkommen zur Vermittelung der Raumanschauung.

Die Kantsche Lehre führt zum vollendeten Illusionismus. Denn wenn der Raum eine subjektive Vorstellung und weiter nichts ist, so kann auch alles dasjenige, was im Raume vorhanden ist, oder die ganze uns umgebende Welt nichts als Vorstellung oder nur in unserem Kopfe vorhanden sein. In Wirklichkeit aber sind die uns äußerlich berührenden mannigfachen Gegenstände real vorhanden und keine leeren Seifenblasen. Ihre Realität steht und fällt mit dem Raume; und wenn dieser subjektiv ist, so ist auch all unser Wissen und Denken subjektiv und entbehrt der objektiven Gewißheit. Die Verzweifelung an der Wahrheit muß daher jeden Denker ergreifen, der von der Kantschen Philosophie aus seinen Weg nimmt, „vorausgesetzt, daß er ein kräftiger und ganzer Mensch sei und nicht nur eine klappernde Denk- und Rechenmaschine“.

Auch die fortwährende Harmonie, in welcher sich unser Gehirn oder der Verstand mit der realen Außenwelt befindet, ist nach Kantschen Prinzipien unbegreiflich, während dieselbe sehr natürlich erscheint, wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Räumlichkeit und der in ihr befindlichen Körper uns durch den Tastsinn vermittelt wird. Das Nämliche gilt von der Harmonie der einzelnen Menschen untereinander in Ansehung der Raumanschauung, welche die Kantianer nur durch ein Wunder oder die sogenannte „prästabilierte Harmonie zwischen den Verstandesvermögen der einzelnen Menschen untereinander“ zu erklären wissen, während es doch für die Wissenschaft keinen größeren Greuel geben kann als das Wunder.

Auch die Sprache ist, weit entfernt, aprioriscch zu sein, erst im Laufe der vorhistorischen Entwickelung erfunden worden. Als Beleg dafür dient die Art und Weise, wie das neugeborene Kind die Sprache erlernt, oder wie Kinder unter besonderen Verhältnissen sich eine ihnen eigene Sprache zurechtmachen, wofür Glahn interessante Beispiele beibringt. Gleichwie die Kinder, so haben die vorhistorischen Menschen ursprünglich keine Sprache besessen, sondern erst nach und nach gelernt, sich zuerst durch Zeichen, dann durch Laute, endlich durch Laut- und Schriftsprache untereinander zu verständigen. Auch ist die Spracherfindung, wenn man auf die Art ihrer Entstehung zurückgeht, durchaus keine so schwierige Sache, wie man sich dieses gewöhnlich vorzustellen pflegt. Auch die Tiere haben eine Sprache, nur mit dem Unterschied, daß das Tier seine Laute bloß dazu benutzt, um seinen inneren Gefühlen Ausdruck zu verleihen (?), während der Mensch seine Laute als Symbole für reale, wirklich vorhandene Außendinge verwendet.

Wie es keine Vorstellung ohne einen ihr vorangegangenen Sinneseindruck oder Empfindung giebt, so giebt es auch kein Denken a priori. Alles Denken entsteht aus der Erfahrung, ohne welche unsere Vernunft keinen Schluß auf das wirkliche Dasein und auf Thatsachen machen kann. Denn Kern aller Erkenntnis ist das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken, indem es zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe.

„Jede wahre und ursprüngliche Erkenntnis hat zu ihrem innersten Kern oder Wurzel irgend eine anschauliche Auffassung."

„Die Vernunft ist weiblicher Natur; sie kann nur geben nachdem sie empfangen hat. Durch sich selbst allein hat sie nichts als die gehaltlosen Formen des Operierens. Begriffe sind erst vorhanden nach vorhergegangenen anschaulichen Vorstellungen; man kann sie daher ganz passend Vorstellungen von Vorstellungen nennen. Empirische Anschauung ist die Quelle aller Wahrheit und die Grundlage aller Wissenschaft; auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen Anschauung. Alles Denken

geschieht in Bildern; darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben, und darum werden phantasielose Köpfe niemals etwas Großes leisten."

Diese ebenso einfachen wie leicht begreiflichen Wahrheiten haben nun nicht verhindern können, daß man sich in der Geschichte der Philosophie bis zu einer vollständigen Trennung des erkennenden Subjekts von dem Erkannten und bis zu einer totalen Leugnung der Realität der Außenwelt verstiegen hat. Konnte nun diese extreme Anschauung gegenüber der täglichen Erfahrung und dem Protest des gesunden Menschenverstandes nicht aufrecht erhalten werden, so versuchte man doch im Interesse des Idealismus, das Band zwischen Subjekt und Objekt dadurch zu durchschneiden, daß man die von außen zugeführten Eindrücke lediglich in unser eigenes Innere verlegte und daselbst eine von außen zum Teil unabhängige Rolle spielen ließ.

Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, daß wir das Wesen der äußeren Dinge nicht unmittelbar, sondern nur insofern kennen lernen, als dieselben eine Wirkung auf unsere Erkenntnisorgane äußern — wobei es zweifelhaft bleiben soll, ob und in welcher Weise eine direkte Verbindung zwischen beiden besteht. Wären wir genötigt anzunehmen, daß eine solche Verbindung nicht besteht, so wäre freilich all unser Wissen und Erkennen unsicher oder Schein, während das wahre Wesen der Dinge oder das „Ding an sich" ewig unerkannt und unerkennbar dahinter stehen bliebe. Wir hätten nichts vor uns als in unserem Innern entstehende Bilder oder Vorstellungen, von denen wir nicht wissen können, ob und inwieweit dieselben den Realitäten der Außenwelt entsprechen. Alles, was wir den Dingen außer uns andichten, wie Wärme, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack, Schwere, Festigkeit und so weiter, ist nur Ausdruck unserer Sensationen; und alles, was wir von der Natur der Außendinge sagen können, ist, daß es im Raum befindliche Energien oder Kraftwirkungen in körperlicher Gestaltung sind.

Diejenigen Philosophen nun, welche es nicht wagen, von dieser Betrachtung ausgehend, bis zum Solipsismus oder zur

Berkeleyschen Leugnung der Realität der Außenwelt vorzudringen, begnügen sich damit, die Beziehungen des Intellekts zur Außenwelt als mehr oder weniger illusorische zu betrachten oder — mit anderen Worten — eine gesetzmäßige Verbindung beider in Abrede zu stellen. Das Wesen der Dinge ist nach ihnen ein anderes oder kann ein ganz anderes sein als so, wie es uns nach Maßgabe unserer schwachen Erkenntnismittel erscheint. Wir können niemals aus unserer Haut heraus, um an dieses ewig verhüllte Wesen der Dinge heranzukommen, sondern müssen uns begnügen, dasjenige für wahr zu halten, was unsere Sinnesempfindungen uns davon vorspiegeln. Wir nehmen nach dieser Theorie nicht die Dinge selber wahr, sondern nur deren Einwirkungen auf unsere Sinnesorgane. Was wir zum Beispiel als Licht empfinden, beruht nur auf einer unser Sehorgan treffenden Bewegung des Äthers. Oder was wir als Ton oder Geräusch wahrnehmen, ist nur die Folge des Anschlagens von Luftwellen im Gehörorgan, und so weiter. Was aber alle diese Einwirkungen hervorruft und veranlaßt, bleibt uns verborgen. Es ist der bekannte Schleier der Maja, welcher nach indischer Anschauung über die Augen aller Sterblichen geworfen ist und dieselben eine Welt sehen läßt, von der man nicht sagen kann, daß sie ist oder nicht ist, oder wie sie ist.

Diesen Schleier der Maja hat die moderne Entwickelungstheorie, wenigstens teilweise, aufgehoben, indem sie zeigte, daß der Mensch nicht ein der Natur Fremdes und von ihr Unabhängiges, sondern ein Teil und Produkt der Natur selber ist. Es können daher nicht die Welt des wirklichen Seins und die Welt des Bewußtseins, wie idealistische und spiritistische Philosophen auf Grund der obigen Betrachtungen behaupten, zwei völlig heterogene und streng geschiedene Welten sein, sondern sie müssen in einem inneren notwendigen und gesetzmäßigen Zusammenhang miteinander stehen. Wenn ältere Philosophen den fertigen, mit allen seinen Fähigkeiten ausgestatteten Menschen in die Welt hinein und ihr gegenüber setzten und ihn nun, von diesem apriorischen Standpunkt

aus, die ihm an sich ganz fremde Welt betrachten ließen, so ist es wohl verzeihlich, wenn sie zu so extremen und die Welt gewissermaßen auf den Kopf stellenden Behauptungen gelangen konnten, wie der völligen und grundsätzlichen Verschiedenheit von Subjekt und Objekt. Seitdem aber die Entwickelungstheorie ihr wunderbares Licht auf Ursprung und Entwickelung des Menschen in körperlicher wie geistiger Beziehung und auf seinen engen Zusammenhang mit der Natur geworfen hat, muß ein ganz anderer Maßstab an die Beurteilung des Verhältnisses zwischen beiden angelegt werden. Denn wenn der Mensch ein Naturprodukt ist wie alle anderen Naturprodukte, so muß auch seine Beziehung zu seiner Umgebung eine durchaus natürliche und gesetzmäßige sein, oder — mit anderen Worten — die Außenwelt der Natur und die Innenwelt des Geistes müssen in einem notwendigen und gesetzmäßigen inneren Zusammenhang miteinander stehen. Vermittelt wird dieser Zusammenhang durch unsere Sinnesorgane, von denen oben gezeigt wurde, daß sie die einzigen Pforten sind, durch welche eine Kenntnis der Außenwelt in unser Inneres einzudringen vermag. Nun hat aber die vergleichende Anatomie zur Evidenz nachgewiesen, daß diese Organe nicht ein unverdientes Geschenk des Himmels an den fertigen Menschen sind, sondern daß sich dieselben aus den unscheinbarsten Anfängen mit Hilfe zahlloser Zwischenstufen und enormer Zeitlängen bis zu ihrer heutigen Ausbildung entwickelt haben.

Beim Menschen und bei allen Tieren entstehen die Sinneswerkzeuge überall wesentlich in derselben Weise, nämlich als Teile der äußeren Körperbedeckung oder der Oberhaut. Die äußere Hautdecke ist das ursprüngliche und universale Sinnesorgan, und erst allmählich schnüren sich die höheren Sinneswerkzeuge von dieser Ursprungsstätte ab, indem sie sich mehr oder weniger in das geschützte Innere des Körpers zurückziehen. Aber bei vielen niederen Tieren, zum Beispiel bei Würmern, bleiben sie zeitlebens in der äußeren Hautdecke liegen, wie denn überhaupt Tiere und Menschen in ihren frühesten Entwickelungsstadien bloß ein einziges

Sinnesorgan oder den Tastsinn besessen haben. So ist beispielsweise das höchst entwickelte unserer Sinnesorgane oder das Auge, welches aber bekanntlich dennoch an einer ganzen Reihe von Mängeln oder Unvollkommenheiten zu leiden hat, in seinem frühesten Anfang nur durch kleine Anhäufungen roter oder violetter Pigmentzellen der Haut am Vorderende des Körpers der niedersten Tiere repräsentiert, während es eine Stufe höher als einfacher, unter der Haut gelegener und für das Licht empfindlicher Nerv erscheint. Wie sehr aber seine Entstehung und weitere Entwickelung von der Einwirkung der äußeren Umstände, insbesondere des Lichtes, bedingt sind, zeigt das Beispiel der blinden Höhlentiere oder der großen Augen der auf dem Grunde des Meeres in einer steten Dämmerung lebenden Seetiere. Wo das Licht fehlt, kann sich auch kein Auge bilden, woraus hervorgeht, daß objektive Strahlung oder Schwingung und subjektive Empfindung in einem ganz bestimmten, verwandtschaftlichen oder Entstehungsverhältnis stehen. Schon Goethe wußte dieses sehr gut, als er den bekannten, tiefgedachten Ausspruch that: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken." Der große Dichter drückte damit das wahre Verhältnis besser aus als moderne Schriftsteller, welche das Auge aus dem Sehen und durch das Sehen entstehen lassen. Ein Sehen ohne Auge oder ohne ein Surrogat desselben giebt es nicht; wie könnte also das Auge aus dem Sehen entstanden sein? Die Sache verhält sich gerade umgekehrt; und die Naturthätigkeit des Lichtes oder der Schwingungen des Lichtäthers ist es, welche durch ihre Einwirkung auf die lebende Substanz das Organ des Sehens allmählich aus derselben entwickelt hat.

Ganz Gleiches oder Ähnliches gilt von allen übrigen Sinnesorganen, welche, wie bereits bemerkt, ursprünglich nichts sind oder waren als Teile der äußeren Hautdecke, in welcher sich Empfindungsnerven ausbreiteten, und welche sich nach und nach im Laufe von Jahrmillionen durch Übung, Arbeitsteilung, Anpassung und Vererbung bis zu dem jetzigen Grad ihrer Ausbildung ent-

wickelt haben, ein Prozeß, der sich selbst heute noch in allen seinen (abgekürzten) Stadien aus einfachen Hautzellen am bebrüteten Hühnerei nachweisen läßt.

Dieses alles kann wohl keinem ernstlichen Zweifel darüber Raum geben, daß die Sinne Produkte einer Art von Wechselwirkung zwischen der lebenden Substanz und den auf dieselbe geschehenden Einwirkungen der äußeren Natur sind — woraus mit derselben Sicherheit gefolgert werden kann, daß für alle wesentlichen oder wichtigeren Naturbewegungen, welche unser Empfindungsleben berühren, auch entsprechende Wahrnehmungsorgane vorhanden sind, oder aber daß im Lauf der vielen Jahrmillionen, welche Tier- und Menschengeschlechter bereits hinter sich haben, die natürliche Entwickelung des Empfindungslebens nicht vor sich gehen konnte, ohne die der Naturbewegung entsprechenden Wahrnehmungsorgane in das Leben zu rufen. Daran anknüpfend ist man den Erkenntnistheoretikern gegenüber berechtigt zu schließen, daß, wenn solche Organe nicht vorhanden sind, auch die entsprechenden hypothetischen Naturbewegungen entweder ganz fehlen oder aber in ihrem Verhältnis zur lebenden Substanz so schwach oder von so geringer Einwirkung sind, daß sie nicht imstande waren, eine ihnen entsprechende Reaktion jener Substanz hervorzurufen. Wenn wir also beispielsweise keinen Sinn oder kein unmittelbares Wahrnehmungsorgan für die Äußerungen der Elektrizität oder des Magnetismus oder der chemischen Verwandtschaft und so weiter besitzen, so muß dieses so erklärt werden, daß die unmittelbare Einwirkung gewisser Naturkräfte auf die lebende Substanz nicht bedeutend genug war, um unter Beihilfe der natürlichen Zuchtwahl ein spezielles Organ dafür, außer demjenigen der allgemeinen Empfindung, hervorzurufen. Diese allgemeine Empfindung, im besonderen der Tastsinn, genügt ja schon, um einem menschlichen Wesen Kenntnis von den wesentlichsten Eindrücken der Außenwelt zu verschaffen, wie das Beispiel der berühmten einsinnigen Amerikanerinnen Laura Bridgeman und Julia Brace beweist[1]). Wie

[1]) Näheres über Leben und Erziehung dieser beiden blinden Taubstummen

sehr aber die Einwirkung der Außenwelt, der Umgebung, des Bedürfnisses und so weiter die Entwickelung der Sinnesthätigkeit beeinflußt, zeigt das Beispiel des bei den Tieren bis zu einem fast unglaublichen Grade gesteigerten Geruchsinnes oder des feinen Gehörs mancher Insekten, welche sich durch für das menschliche Ohr ganz unwahrnehmbare Raspelgeräusche einander bemerkbar machen, oder der durch neuere Beobachtungen erwiesene sechste Sinn der Fische, welcher es denselben möglich macht, die chemische Zusammensetzung des Wassers oder schädliche Beimischungen zu demselben zu erkennen. In noch höherem Grade erweist sich die direkte Macht des Einflusses äußerer Lebensumstände an jenen Tiefseefischen, welche in den ewig dunkeln Tiefen des Meeres mit eigentümlichen, beim Erhaschen ihrer Beute unentbehrlichen Leuchtorganen versehen sind.

Wenn daher von seiten der Erkenntnistheoretiker behauptet wird, daß unser Weltbild ein durchaus subjektives, von der Objektivität unabhängiges sei, oder daß andere Sinne oder eine andere Organisation uns eine ganz andere und von der jetzigen verschiedene Welt zeigen würden, so liegt darin eine doppelte Verkennung des wahren Sachverhaltes. Denn erstens können wir in Wirklichkeit gar keine anderen Sinne haben als diejenigen, welche wir in der That besitzen, oder können gar nicht anders organisiert sein als so, wie es der Fall ist; und dieselben Formen der Sinnesorgane müssen unter einigermaßen gleichbleibenden Umständen überall im Weltraum die nämlichen sein.

Wäre die Welt in Wirklichkeit ganz anders beschaffen als so, wie wir uns dieselbe vorstellen, und wäre unser Weltbild kein der Wirklichkeit, sondern nur ein unserer subjektiven Vorstellung entsprechendes, so wäre ein solches Resultat, wie bereits bemerkt, nur dadurch möglich, daß die Schöpfung des Menschen eine durchaus subjektive, allen äußeren Beziehungen fremde gewesen sei, und daß

enthält des Verfassers Aufsatz „über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis“ in dessen Schrift: „Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart“ (Berlin 1887).

derselbe genötigt sei, durch die ihm unfreiwillig aufgesetzte Brille seiner Organisation eine ihm an sich ganz fremde Welt zu betrachten. Von allem diesem ist nun aber, wie die Forschungen über Alter und Entstehung des Menschengeschlechts im Zusammenhalt mit den Forderungen der Entwickelungstheorie gelehrt haben, das gerade Gegenteil wahr, und ist der enge, unzerreißbare Zusammenhang zwischen Mensch und Welt erwiesen. Auch eine allenfallsige Vermehrung unserer fünf Sinne um einen sechsten, siebenten, achten und so weiter würde an dieser Sachlage durchaus nichts ändern. Wir würden die Welt nicht anders finden, wie sie jetzt ist, sondern nur vielleicht in den Stand gesetzt sein, Naturbewegungen, welche wir jetzt durch Beobachtung und Experiment näher kennen lernen, unmittelbar wahrzunehmen. Mit anderen Worten: unser unmittelbares Weltbild würde vielleicht ein etwas reicheres oder vollständigeres, umfangreicheres, aber nicht wesentlich von dem bisherigen verschiedenes sein. Ob der Zukunftsmensch auf dem Wege der Weiterbildung vielleicht ein mehr entwickeltes Sinnensystem oder ein so empfindliches Nervensystem bei sich entwickeln werde, daß er Naturbewegungen unmittelbar wahrzunehmen imstande sein wird, deren Vorhandensein wir jetzt entweder gar nicht kennen oder nur aus ihren Wirkungen erschließen, können wir nicht voraussehen. Aber ein solcher Fall würde, wie gesagt, nicht einen Umsturz, sondern nur eine Erweiterung oder, besser gesagt, Erleichterung unserer Erkenntnis zur Folge haben können. Die Welt würde darum nicht eine andere werden, die bis jetzt erkannten Naturgesetze würden ihre Giltigkeit nicht verlieren, und das alte Wort des Philosophen Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, würde in vollem Umfange bestehen bleiben. Zum wenigsten würde dies der Fall sein für die Verhältnisse desjenigen Planeten, den wir bewohnen, während zugegeben werden darf, daß auf anderen Planeten — vorausgesetzt, daß dieselben bewohnt oder bewohnbar sind — andere physikalische Verhältnisse auch eine Änderung in den Organisationsverhältnissen ihrer tierischen oder menschlichen Bewohner zur Folge gehabt

haben können, oder daß andere physikalische Zustände vielleicht auch anders geartete oder anders angepaßte Sinnesorgane erzeugt haben mögen. Man kann diese Möglichkeit, für welche der bereits erörterte Umstand spricht, daß ja auch die Sinnesenergien des Menschen nur als allmählich entstandenes Resultat des der Umgebung angepaßten Lebensprozesses anzusehen sind, unbedenklich zugeben, ohne daß das allgemeine, oben ausgesprochene Resultat dadurch eine Änderung erleidet.

Wenn nun nach allem diesem zugegeben werden muß, daß die Bildung der Sinne in einem notwendigen ursächlichen Zusammenhang mit den physikalisch-chemischen Zuständen der Außenwelt steht, so kann es zweitens und weiter nicht anders sein, als daß unsere verschiedenen Empfindungen durch ganz bestimmte, ihnen gegenüberstehende materielle Bewegungen der Außenwelt veranlaßt sind. Mögen auch — was nicht geleugnet werden soll — diese Bewegungen der Außenwelt innerhalb unserer Sinnesorgane eine Reihe von Eigenschaften empfangen, welche wir ihnen andichten, mögen Töne, Farben, Gerüche, ja selbst Wärme-, Licht-, Geschmacks-, Druckempfindungen und so weiter nur Zuthaten unseres subjektiven Ichs zur objektiven Außenwelt sein, und mag uns diese letztere, wenn wir sie jener Zuthaten entkleiden, nur als eine Versammlung oder Summe unzähliger, in den mannigfachsten Formen durch- und gegeneinanderschwingender Atome oder kleinster Stoffteilchen erscheinen, so sind doch diese Bewegungen oder die Dinge überhaupt deswegen nicht minder real oder wirklich und bilden das unerläßliche Fundament oder Material unserer gesamten Erkenntnis. So wird das, was uns als blaue Farbe erscheint, durch Schwingungen der Ätherteilchen hervorgebracht, welche sich circa siebenhundertbillionenmal in der Sekunde wiederholen, während die rote Farbe durch circa 500 Billionen Schwingungen zustande kommt. Sind die Ätherschwingungen langsamer, so bewirken sie das Gefühl von Wärme. Unser Ohr hat die Empfindung des eingestrichenen C, wenn die Moleküle der Luft 264 Schwingungen in der Sekunde machen, während die anderthalbfache Schwingungs-

zahl den harmonischen Ton der Quinte und die doppelte Schwingungszahl die Oktave bewirkt. Die verschiedenen Zustände, in denen wir das Wasser kennen, als festes Eis, als Flüssigkeit und als gasförmiger Wasserdampf, und die man früher als ebenso viele Elemente unterschied, sind nichts anderes als verschiedene Bewegungszustände derselben Wassermoleküle. Alle endlichen Erscheinungen bestehen aus Bewegungen größerer oder kleinerer Massen; jede Bewegung aber, mag sie noch so groß oder noch so klein sein, hat für uns reale und objektive Wahrheit.

Übrigens durchschauten schon die Philosophen des Mittelalters (Hobbes, Locke), sowie des Altertums (Aristipp, Epikur, Stoiker) das hier besprochene Verhältnis sehr gut, indem sie zwischen den sinnlichen Qualitäten der Dinge oder der Empfindung des organisierten Tierkörpers und den Dingen selbst unterschieden, aber hinzufügten, daß hinter den Dingen der Erscheinungswelt nichts weiter vorhanden und nichts zu suchen sei. Es ist daher ein schwerer Irrtum, wenn man diese Unterscheidung heutzutage als eine ganz neue Entdeckung der Wissenschaft, speziell der Physiologie der Sinnesorgane, anpreisen hört, während schon die einfachste Überlegung ohne jede wissenschaftliche Vorbildung zu einer Trennung unserer Empfindung von der die Empfindung verursachenden Einwirkung führt. Nur die weiter daran geknüpfte Folgerung, daß alles mehr oder weniger Sinnestäuschung und daß die Welt nicht so oder ganz anders beschaffen sei, als wir sie wahrzunehmen glauben, entbehrt der Begründung; und der stetig wiederkehrende, dem philosophischen Realismus gemachte Vorwurf, daß er in naiver Verblendung an die Wahrheit oder Wirklichkeit dessen glaube, was wir erkennen, obgleich es kein Objekt ohne erkennendes Subjekt geben könne, ist ein ganz haltloser. Wenn, wie die Erkenntnistheoretiker behaupten, die Sinnesempfindung ein bloß subjektiver Zustand ist, und wenn der „naive Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinungswelt“, wie F. A. Lange in seiner zu unverdientem Ansehen gelangten „Geschichte des Materialismus“ behauptet, „verdrängt“ werden muß, so giebt es überhaupt keine

wahre Erkenntnis, keine objektive Wahrheit, keine Wissenschaft mehr, und wir bewegen uns wie Träumende oder Nachtwandler in einer uns ganz fremden oder unbekannten Welt, über deren wahre Beschaffenheit wir nie (außer vielleicht nach spiritistischer Ansicht im Tode oder in den raffinierten Verzückungen spiritistischer Medien) etwas erfahren werden. Es ist, wie bereits hervorgehoben wurde, geradezu undenkbar oder unmöglich, daß die Welt wesentlich anders sei, als wie sie der Mensch erfaßt, eben weil derselbe selbst nur ein Teil oder Stück dieser Welt oder ein Naturprodukt ist, und weil, wenn die Welt anders wäre, auch er selbst ein anderer sein müßte. Eine wesentliche oder gründliche Verschiedenheit zwischen beiden ist undenkbar, wenn es auch einzelne falsche Vorspiegelungen der Sinne giebt, welche wir durch Wissenschaft und Nachdenken zu berichtigen haben. Wer aber aus solchen einzelnen Sinnestäuschungen Waffen gegen die Sinnenerkenntnis überhaupt schmieden wollte, müßte nach demselben Grundsatz aus den Irrtümern des Denkens die Grundlosigkeit des Gedankens herleiten. Auch sind ja, wie nachgewiesen, unsere Sinnesempfindungen, welche erst durch die Gehirnthätigkeit zu einer Sinneswahrnehmung werden und dem Verstand das Material zu weiterer Verarbeitung liefern, nichts für sich Bestehendes, von der Außenwelt Unabhängiges, sondern jedesmal veranlaßt durch ganz bestimmte und an sich sehr verschiedene Bewegungen der Außenwelt — Bewegungen, welche mit denjenigen, die in unserem Innern vor sich gehen, in einem ganz bestimmten und gesetzmäßigen Zusammenhang stehen müssen. Denn, wie der berühmte Naturforscher und Naturphilosoph Nägeli in vollster Übereinstimmung mit den hier vorgetragenen Ansichten bemerkt: „die Übereinstimmung der sinnlichen Wahrnehmung und der inneren geistigen Vermittelung mit den bewirkenden Objekten beruht für den Monismus der endlichen Welt darin, daß in uns die nämlichen Kräfte thätig sind und die nämlichen Gesetze herrschen, wie in den Dingen außer uns. Es kann daher das Bild, das unsere Sinne uns geben, dem Objekt nicht widersprechen, und die weiteren Um-

bildungen, die dasselbe beim Urteilen erfährt, müssen dem wahren Wesen des Objekts immer näher kommen." — „Die sinnlichen Wahrnehmungen, die wir von außen aufnehmen und in uns verarbeiten, finden also einen ihrer Natur durchaus gleichartigen Boden, aus welchem die Vorstellungen ihrer wirklichen Eigenschaften, ihrer Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Kausalität mit Notwendigkeit sich ergeben." — „Die scheinbare Apriorität allgemeiner Vorstellungen beruht also darauf, daß in dem Subjekt als Teil des Ganzen die nämliche Gesetzmäßigkeit, die nämliche Logik gebietet wie in dem Universum."

Und selbst ein so geschulter Fachphilosoph wie E. Zeller (Über die Erkenntnistheorie) kann nicht umhin, zuzugeben, daß aus den subjektiven Erkenntnisformen noch lange nicht folgt, daß die Dinge an sich nicht so sind, wie wir sie auffassen. Unsere Vorstellungsformen können und müssen nach ihm von Natur aus darauf angelegt sein, uns eine richtige Ansicht der Dinge zu verschaffen, da es nur ein Naturgesetz, nur eine Naturordnung ist, aus der die Dinge selbst entspringen! Und würden nicht alle unsere Bestrebungen, durch Forschung und Erkenntnis die wichtigsten Punkte der Erscheinungswelt in einen verständlichen Zusammenhang zu bringen, vergeblich sein, wenn wir Grund hätten, anzunehmen, daß diese Erscheinungswelt selbst mit einem unbekannten, unserer Erkenntnis absolut unzugänglichen Etwas in einem unverständlichen Zusammenhang stände? „Das Ding an sich ist nur der Schatten unseres Gedankens" (Brochard) oder, wie Wießner (Das Atom) sagt, „eine Fiktion, die ihren Ursprung dem Wahne verdankt, daß hinter den Dingen noch etwas Apartes steckt, das von den Dingen gleichsam verdeckt werde und deshalb unserem Erkennen unzugänglich sei". In der That steckt hinter jedem Ding noch etwas von ihm Verschiedenes oder die anderen Dinge. Aber diese liegen nicht jenseits, sondern diesseits der Grenze, sind nicht extra- oder transmundan, sondern gehören der erkennbaren Wirklichkeit an.

Sagt doch der alte Kant selbst, der durch seine berühmte Unterscheidung des Noumenon und Phänomenon oder der „Er-

scheinung" vom „Ding" an sich" den ganzen, unfruchtbaren Streit permanent gemacht hat, auf Seite 332 seiner berühmten „Kritik der reinen Vernunft" (Ausg. 1791) mit anerkennenswerter Offenheit: „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht und brauche es auch nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders als in der Erscheinung vorkommen kann." Und fast noch besser sah es der alte römische Naturforscher Plinius ein, als er die denkwürdigen Worte schrieb: „Wahnsinn — in der That Wahnsinn ist es, aus der Welt gleichsam hinauszugehen und, gerade als wenn alles Inwendige schon bekannt wäre, nach dem außerhalb Befindlichen zu forschen, so, als ob sich jemand mit dem Maße irgend eines Dinges beschäftigen könnte, der sein eigenes nicht kennt, oder als ob der menschliche Verstand das sehen könnte, was die Welt nicht faßt."

Die geschichtliche Begebenheit, welche es verhinderte, daß im Laufe der kommenden Jahrhunderte diesem einfachen Rate des klassischen Altertums Folge gegeben wurde, ist bekannt. Mehr als ein Jahrtausend mußte vergehen, bis die Menschheit anfing, sich auf sich selbst zu besinnen und ihr wahres Verhältnis zur Natur nach und nach oder schrittweise zu begreifen. Aber der Gegenwart blieb es vorbehalten, durch den Einbruch des der materiellen Welt entstammenden Entwickelungsgedankens in das Gebiet der Geisteswissenschaften diese Ansätze zur Reife zu bringen. Zwar ist der Sieg der neuen Weltanschauung noch lange nicht entschieden und wird sich nicht eher entscheiden, als bis die Nachwirkung der bisher herrschenden Vorstellungen über das ungerade Verhältnis von Mensch und Welt im Laufe der Zeit ihre Kraft mehr und mehr eingebüßt haben wird. Noch manche schwere Geistesschlacht wird geschlagen werden müssen, bis es gelingen wird, den schweren Druck dieser herrschenden Vorstellungen zu besiegen. Man kann gewiß nicht sagen, daß der Geist der Zeit trotz der großartigen Fortschritte des menschlichen Wissens und Könnens im abgelaufenen Jahrhundert jenem Siege günstig sei; im Gegenteil überwiegen zur Zeit die reaktionären Strömungen in

Wissenschaft, Kunst, Litteratur und Leben die fortschrittlichen. Aber daß dies nicht immer so sein wird, dafür bürgen die Erfahrungen der Geschichte, welche lehren, daß im Leben des Geistes Thäler mit Bergen und Berge mit Thälern ebenso abzuwechseln pflegen wie im Leben der Natur oder in der Politik. Wenn aber einmal der Glaube an die Entwickelungstheorie im Geiste der Gebildeten die ehemalige Schöpfungsidee abgelöst haben wird, dann wird auch die Vermählung zwischen innen und außen, zwischen Denken und Sein, zwischen Mensch und Welt, zwischen Natur und Geist in einer monistischen Weltanschauung nicht mehr auf sich warten lassen.





